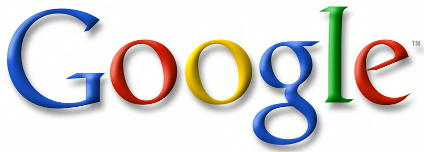



3 3433 06667194 6

Ber[illegible] 85.



Wilhelm I. R.

Kaiser Wilhelm II.

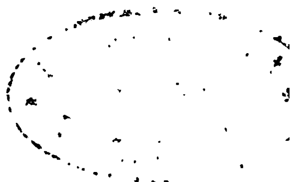
Von

Friedrich Meister.

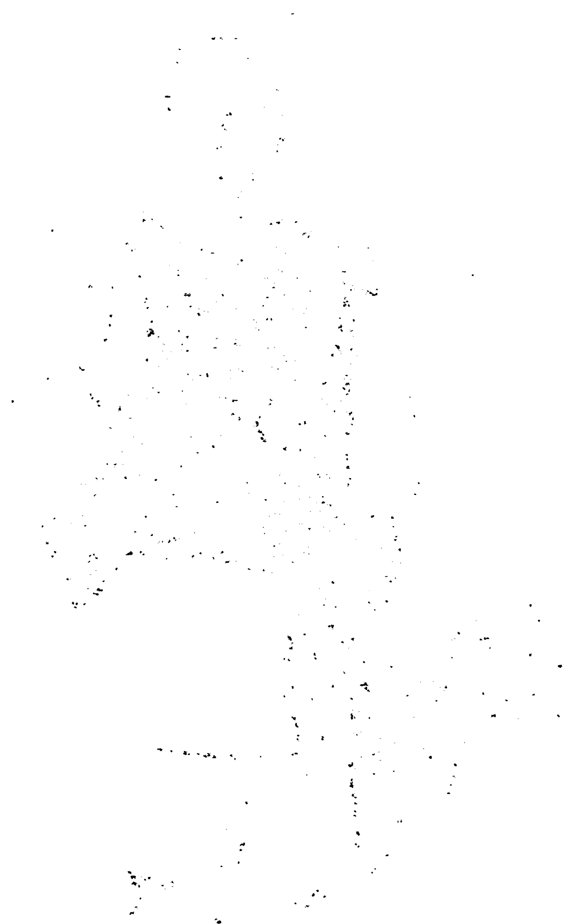
[illegible]

Mit einem Lichtdruck und zahlreichen [illegible]





Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1894.



Kaiser Wilhelm II.

Von

Friedrich Meister.

„Zu Großem sind wir noch bestimmt,
und herrlichen Tagen führe Ich euch
noch entgegen!"

Wilhelm II.

Mit einem Lichtdruck und zahlreichen Abbildungen.

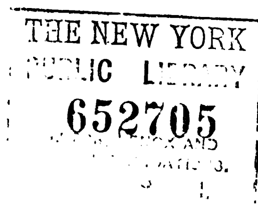


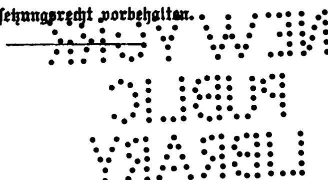


Berlin.

Ernst Hofmann & Co.

1894.





Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

I.

Prinz Fritz.

II.

Die Eltern.

III.

Prinz Wilhelm.

IV.

Der Kronprinz.

V.

Kaiser Wilhelm II.



I.

Prinz Fritz.

Es war im Januar des Jahres 1859.

Die preußischen Lande lagen in Trauer und Sorge, denn der König war krank; unheilbares Siechtum hatte den sonst so klaren Geist Friedrich Wilhelms des Vierten umnachtet.

Der edle Fürst, wegen seiner Frömmigkeit geliebt, wegen seiner Genialität bewundert, weilte mit seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth, der treuesten Pflegerin, im fernen Italien, im ewigen Rom.

„Niemals hatte eines Königs Herz treuer für sein Volk geschlagen," so rühmte der Prinzregent, der nachmalige König Wilhelm I., den unglücklichen Bruder, dessen dornenvolle Laufbahn fast beendet war, der so nahe am Ziel, dem Grabe, stand.

Darum trauerte das Land, vor allem aber Berlin, die königliche Residenz.

In diese trübe Zeit brachte die Geburt des ersten Kindes des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Sohnes des Regenten, einen Freudenschein.

Defilirrour nach der Taufe, zum Aufenthalt gedient. Sie ist aus Eichenholz hergestellt, nußbaumartig gebeizt und ohne jeden blinkenden Zierrat, aber reich und kostbar geschnitzt und von besonderer Dauerhaftigkeit.

Im Jahre 1866 hat die Wiege einige Veränderungen in ihrem Äußeren erfahren. Man hat die Jahreszahlen 1722 und 1866 auf den unteren Enden der beiden Langseiten eingeschnitten, ebenso die Reliefbilder, Wappen und Namenszüge des damals regierenden Königspaares, Wilhelm und Augusta, sowie des Kronprinzenpaares, und zwar erstere beiden am Fußende, letztere am Kopfende der Wiege angebracht. Die beiden Schmalseiten enthalten außerdem am oberen Ende die Namen „Friedrich Wilhelm“ und „Viktoria“ in lateinischen Initialen. Auf allen vier Wänden, von der linken Breitseite nach dem Kopfende zu beginnend, ist in gleicher Schrift der folgende Spruch eingeschnitzt: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich hüten auf allen deinen Wegen.“ Kronen und sonstige königliche Abzeichen und sinnbildliche Figuren vervollständigen den künstlerischen Schmuck der Hohenzollernwiege, die außerdem bei ihrer Benutzung von einem blauen Atlas-Betthimmel mit weißen Spitzen überragt wird. —

Im Staatsanzeiger war noch an demselben Tage das folgende zu lesen:

„Die Geburt Unseres Sohnes wurde in allen Teilen des Landes mit einer Teilnahme begrüßt, die Unseren Elternherzen ebenso unvergeßlich bleiben wird, wie die Aufnahme, welche Uns gerade vor einem Jahre als Neuvermählten zu Teil ward. Unseren innigsten, wärmsten Dank für alle die zahlreichen Beweise der Freude, die sich in den

herzlichen Glückwünschen kundgaben, glauben Wir an keinem geeigneteren Tage dem ganzen Lande aussprechen zu können, als an dem heutigen, wo Unser geliebtes Kind die heilige Taufe erhalten hat.

Möge es Uns gelingen, unter Gottes Beistand Unseren Sohn zur Ehre und zum Wohle des teuren Vaterlandes zu erziehen.

Berlin, den 5. März 1859.

Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen,
Viktoria, Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen,
Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland."

Das deutsche Volk weiß heute, daß die Aufgabe, welche sich die erlauchten Eltern für die Erziehung des Sohnes stellten, durch die geschichtliche Entwicklung der letzten Jahre in dem Maße, wie die Gesichtspunkte unseres staatlichen Lebens sich erweiterten und veränderten, größer und schwieriger geworden ist, es weiß aber auch, daß die Aufgabe, den dereinstigen Erben der Kaiserwürde „zur Ehre und zum Wohle des Vaterlandes zu erziehen," glücklich gelöst wurde.

An diesem schönen Gelingen war auch nicht zu zweifeln gewesen. Der Geist, der in dem elterlichen Hause des Prinzen waltete, das schlichte, hehre Familienleben, auf welches das Volk von Anfang an mit inniger Freude geblickt hatte, die unablässig treue und gewissenhafte Fürsorge der Eltern selbst waren die günstigsten Vorbedingungen, unter denen „Prinz Fritz" sich entwickeln konnte.

Allein, wie überall, so fehlte auch hier die Kehrseite nicht. Durch die Ungeschicklichkeit des zur Geburtshilfe hinzugezogenen englischen Arztes war dem Prinzen gleich

bei seinem ersten Schritt in die Welt eine Verletzung zugefügt worden, die eine unheilbare Schwächung des linken Armes zur Folge hatte und naturnotwendig einen großen Einfluß auf die körperliche und seelische Entwicklung des Knaben ausüben mußte.

Es war dadurch ein Hindernis geschaffen, welches durch keine Kunst, durch keine Sorgfalt zu beseitigen war, wenn der Prinz nicht schon früh in ungewöhnlicher Energie des Willens dabei mitwirkte.

Der junge, zarte, bildhübsche Knabe aber entwickelte diese ungewöhnliche Energie, er führte den Kampf gegen seine Schwäche mit eiserner Konsequenz und trug endlich den wohlverdienten Sieg davon. Diejenigen aber, die damals die Bedeutung der Leistung, dieses Triumphes der moralischen Kraft über körperliche Unzulänglichkeit, ermessen konnten, fühlten sich seit der Zeit zu den stolzesten Hoffnungen auf diesen Prinzen berechtigt.

König Friedrich Wilhelm IV. wurde am 2. Januar 1861 von seinem langen Leiden durch den Tod erlöst.

Damit ging die Königswürde auf den Prinzregenten Friedrich Wilhelm über, der unter dem Namen Wilhelm I. den preußischen Thron bestieg. Sein Sohn, der Vater unseres Prinzen, wurde dadurch Kronprinz von Preußen.

Die Familie des Kronprinzen vermehrte sich bald. Am 24. Juli 1860 wurde dem Prinzen Fritz eine Schwester geboren, die Prinzessin Charlotte; zwei Jahre später, am 14. August 1862, erblickte Prinz Heinrich das Licht der Welt. Zu den beiden Söhnen wurde als dritter im Jahre 1864, bald nach der Rückkehr des Kronprinzen aus dem dänischen Feldzuge, Prinz Sigismund geboren, der aber

den Eltern im zarten Alter von zwei Jahren wieder entrissen werden sollte. Einen weiteren Zuwachs erhielt die Zahl der Geschwister durch die am 12. April 1866 geborene Prinzessin Viktoria, durch den am 10. Februar 1868 geborenen Prinzen Waldemar, dem auch nur eine kurze Lebensspanne beschieden war, und endlich durch die beiden jüngsten Schwestern, Sophie, geboren am 14. Juni 1870, und Margarethe, mit der sich am 22. April 1872 die Reihe der kronprinzlichen Kinder schloß.

Bis zum vollendeten sechsten Lebensjahre des Prinzen Fritz lag die Erziehung desselben in den Händen einer Gouvernante, des Fräuleins von Dobeneck, späteren Frau von Jagow.

Als Militärgouverneur erhielt er im Jahre 1865 den Hauptmann von Schrötter von der Garde-Artillerie, während der Unterricht in den Anfängen des Schulwissens einem jungen Elementarlehrer anvertraut wurde.

Im Jahre 1866 wurde die weitere Erziehung des Prinzen gänzlich dem Dr. Hinzpeter anvertraut, der dieselbe dann auch bis zur Großjährigkeit seines Zöglings leitete.

Herr von Schrötter trat bereits 1867 von seiner Stellung als Militärgouverneur zurück, ihm folgte in diesem Amte Premierlieutenant O'Danne vom 1. Pommerschen Grenadier-Regiment Nr. 2, ein Mann, der leider später alle Ehre und Pflicht vergaß und als Betrüger und Fälscher den Strafgerichten anheimfiel. Nach dem deutsch-französischen Kriege wurde O'Danne von dem Generalmajor von Gottberg abgelöst.

Den ersten Unterricht im Französischen erteilte Mademoiselle d'Harcourt, die spätere Frau Geheimrätin Hinzpeter;

die englische Sprache erlernte der Prinz durch den Umgang mit der Mutter, Nachhilfestunden erteilte eine Miß Byng.

In der Mitte der sechziger Jahre erhielt die Gräfin Fanny Reventlow, älteste Tochter des früheren Klosterpropstes, späteren Statthalters von Schleswig-Holstein, Grafen Fritz Reventlow, das Amt einer Obergouvernante der kronprinzlichen Kinder. Sie bekleidete dasselbe fünfzehn Jahre lang zur großen Zufriedenheit des Kronprinzen und der Kronprinzessin; als sie gegen das Ende der siebziger Jahre aus dieser Stellung schied, nahm sie ihren Wohnsitz als Konventualin des adeligen Klosters Preetz dortselbst, nachdem ihr Bruder, Graf Kurt von Reventlow, kurz vorher zum Klosterpropst gewählt worden war.

Wenn der Hofhalt im kronprinzlichen Palais durch den überwiegenden Einfluß der Kronprinzessin einen ausgeprägt englischen Anstrich erhielt, eine Thatsache, die nicht überall Beifall und Zustimmung fand, die zeitweilig sogar zu einer gewissen Entfremdung zwischen dem Könige und seiner Schwiegertochter führte, so wurde das eigentliche Familienleben dadurch nicht beeinträchtigt.

Die Mutter redete in begreiflicher Vorliebe für ihre Heimat mit den Kindern nur englisch, die Dienerschaft bestand zum Teil aus englischen Leuten, die Küche brachte englische Gerichte auf die Tafel, kurz, der Hof von Windsor fand seinen Abglanz im Kronprinzenpalais zu Berlin.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Sympathieen der jungen Prinzen und Prinzessinnen sich früh dem vielgelobten Lande jenseits der Nordsee zuwendeten, von der Mutter, der Prinzeß Royal von Großbritannien, angeregt und warm erhalten, von dem Vater geduldet.

Daß in unserem Prinzen bei alledem der preußische Sinn, das deutsche Empfinden sich so unbeirrt entwickeln und so kräftig entfalten konnten, daß nichts Fremdartiges an ihm haften blieb, das ist zunächst eine Fügung der Vorsehung, sodann aber auch eine Wirkung der großartigen Wendung der Geschicke des Vaterlandes, die in des Prinzen Knaben- und Jünglingsjahre fiel.

Der Prinz empfing seine ersten großen Lebenseindrücke in einer Zeit, wo die großen nationalen Ereignisse und Erfolge mächtig auf das junge Gemüt einwirken mußten. In so jugendlichem Alter er auch noch stand, als die Umwandlungen von 1866 und 1870 sich vollzogen, sie mußten ihn tief ergreifen und seiner Geistesrichtung bei dem Bewußtwerden, welche Stellung er einst in den neugeschaffenen staatlichen Zuständen einzunehmen berufen war, ein festes Gepräge, seinem ganzen Wesen einen frühzeitigen Ernst verleihen.

Ein leicht erregbares deutsches Nationalgefühl zeigte sich früh in ihm.

„Das freudige Genießen der deutschen Dichtung aller Perioden,“ schreibt Dr. Hinzpeter, „weckte seinen Enthusiasmus für deutsches Leben und Empfinden aller Zeiten, wie an der andächtigen Aufnahme der deutschen Geschichte sich seine Begeisterung für deutsche Thaten und Helden entzündete, von Karl dem Großen und seinen Paladinen bis zu den Heroengestalten des eigenen Vaters und Großvaters. Daß dabei die preußischen Helden und Triumphe einen noch ganz besonders hohen Grad von Wärme und Stolz erweckten, ist um so weniger zu verwundern, als einmal seine Natur, wenn sie nach ihren Fehlern und Vor-

zügen unter eine allgemeine Rubrik gebracht werden sollte, sicher als eine eminent preußische bezeichnet werden müßte, während andererseits die preußische Landesgeschichte für ihn auch noch wesentlich Familiengeschichte ist."

Soviel, ohne vorzugreifen, zur näheren Kennzeichnung des Knaben.

Ein Vorzug der englischen Richtung der Erziehung war die stets hervortretende Sorge für die körperliche Ausbildung der Kinder durch die Pflege angemessenen Sports und aller Leibesübungen.

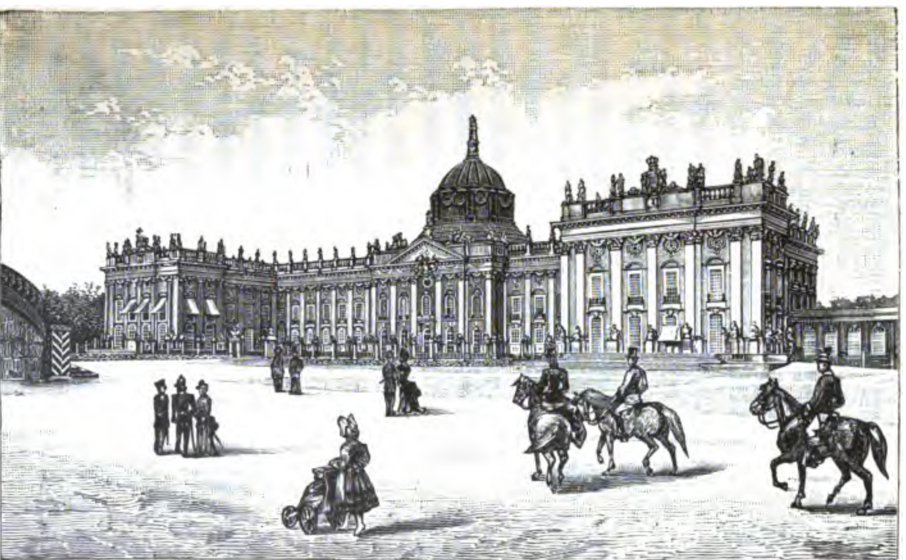
In jedem Frühjahr siedelte der Kronprinz mit der Familie nach Potsdam über, wo in dem neuen Palais in Sanssouci Wohnung genommen wurde.

Hier, in einem abgeschlossenen Teil des Gartens, waren ein Klettergerüst und allerlei Turngeräte aufgestellt, an denen die Prinzen täglich teils systematisch, teils nach freier Wahl Übungen vorzunehmen hatten. Diese Übungen wurden von einem Bootsmannsmaaten der königlichen Marine überwacht und geleitet.

Dem Turnen schloß sich der Rudersport an.

Am Ufer des Jungfernsees bei Potsdam, halbwegs zwischen der Glienicker Brücke und dem Neuen Garten, befindet sich die Matrosenstation für die Flottille der königlichen „Lustwasserfahrzeuge".

Diese Flottille bestand damals aus dem alten Raddampfer „Alexandria", der Miniaturfregatte „Royal Louise" und einem halben Dutzend Segel- und Ruderboote. An einer anderen Stelle soll eine eingehende Schilderung der Fahrzeuge wie auch der Station gegeben werden.



Das Neue Palais (Schloß Friedrichskron in Sanssouci).

Es war im Sommer 1866.

Prinz Fritz zählte sieben Jahre; er war schlank, für sein Alter etwas schmächtig, aber ein intelligenter, schöner, blonder Knabe.

Am 1. Juni war Österreich gegen Preußen vertragsbrüchig geworden, am 7. Juni marschierten die preußischen Truppen in Holstein ein. Am 14. Juni beschloß der Bundestag die Mobilisierung gegen Preußen, dieses erklärte den Bund für aufgelöst, es erfolgten die bekannten „Affensprünge" preußischer Lebendigkeit, und in acht Tagen waren drei deutsche Staaten in Preußens Händen. Wiederum acht Tage, und die Erfolge der preußischen Armee in Böhmen veranlaßten die Berliner, dem vorher so sehr geschmähten Grafen v. Bismarck die Pferde auszuspannen.

Der böhmische Feldzug, in welchem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm so ruhmreich den Degen zog, ist den Großthaten des siebenjährigen Krieges an die Seite zu stellen. Er wurde „elegant" geführt, um das Wort des Grafen Eulenburg zu gebrauchen.

Wer einmal ein Gymnasium durchlaufen hat, der weiß, daß ein mathematisches Problem „elegant" gelöst wird, wenn kein Strich zu viel oder zu wenig geschieht. Die „elegante" Lösung eines militärischen Problems erfordert aber jene „affenartige" Behendigkeit, die auf dem Exerzierplatze erworben wird; um auf Kräfte mit Bestimmtheit im entscheidenden Augenblick rechnen zu können, muß man ihre Leistungsfähigkeit vorher erprobt haben.

Das ist ein preußischer Grundsatz, nach welchem auch Prinz Fritz erzogen wurde.

Der Kronprinz hatte bei seiner Abreise nach Böhmen

eine preußische Kriegsflagge von der Matrosenstation am Jungfernsee mitgenommen, um dieselbe im Feldlager über seinem Zelten wehen zu lassen.

Der Verfasser dieser Biographie, vom 1. Mai bis 1. November 1866 von der Flotten-Stamm-Division zu Kiel nach der Potsdamer Matrosenstation abkommandiert, hatte die Ehre, die Flagge persönlich nach dem Neuen Palais zum Kronprinzen bringen zu dürfen.

Es sei gestattet, noch eine andere interessante Erinnerung aus jener Zeit hier bekannt zu geben.

Prinz Friedrich Karl, der Oheim des Prinzen Fritz, bewohnte in Glienicke ein im mittelalterlichen Stil aufgeführtes Jagdschloß, das in einem schönen Park, gegenüber von Babelsberg, an einer weiten, romantischen Havelbucht liegt.

Hier hatte der hohe Herr, der sich im dänischen Kriege bereits den Namen „Prinz Alltied Dörup" erworben, am Vorabend des böhmischen Feldzuges einen Teil der preußischen Heerführer zu einem Diner bei sich versammelt, nach dessen Beendigung die Generale sich sogleich zum Bahnhof zu begeben und die Fahrt nach dem Kriegsschauplatz anzutreten hatten.

Bei der Tafel mochte das Gespräch wohl auch auf den ruhmreichen Feldzug in der jütischen Halbinsel und auf allerlei daselbst erlebte Kriegsabenteuer gekommen sein, genug, der Prinz besann sich, daß am Gestade des Parks ein kleiner Schraubendampfer lag, den anno 64 der Lieutenant zur See von Kall einem dänischen Zollkutter abgejagt hatte.

Dieser Dampfer war ein ungedecktes eisernes Fahr-

zeug von etwa 25 Fuß Länge, mit einer kleinen, aufrechten Maschine in dem hinteren Teil. Die andere Hälfte war mit einem Zeltdach und zwei Längsbänken versehen.

Auf dem Vordersteven lag ein kleines eisernes Geschützrohr, verziert mit einem Kreuz aus Silberblech auf kupferner Platte, auf welchem das Datum der Eroberung und der Name des Eroberers in gravierter Schrift zu lesen standen.

Das Fahrzeug, weder schön, noch sonderlich gebrauchsfähig, war schmutzig und verwahrlost. Der Prinz bediente sich seiner nur selten zu kleinen Ausfahrten, wenn dies aber geschah, dann mußte ein Potsdamer Schlossergesell als Maschinist und ein Schlosserlehrling als Heizer fungieren.

Bei dem Diner also war dem Prinzen dieser Dampfer eingefallen, und er beschloß, seine Gäste der Kuriosität wegen an Bord gehen und auf dem Wasserwege nach dem Bahnhofe schaffen zu lassen.

Am Spätnachmittag erschien ein prinzlicher Diener auf der Matrosenstation mit dem Befehl Seiner Königlichen Hoheit, es solle sich unverzüglich ein Mann zur Übernahme der Führung des Dampfers im Jagdschlosse einstellen.

Auf die Weisung des Schiffsführers Zwanziger, dem damals die Station unterstand, machte der Verfasser dieses sich auf den Weg.

Das Fahrzeug lag unter Dampf an einem kleinen Steg, im Schilfe des Ufers.

Der Schlossergesell und der Lehrling versahen in blauen Kitteln ihren Dienst.

Ich ging an Bord und schaute mich um; es war nötig, daß ich mich vor Beginn der Fahrt über die Verhältnisse informierte.

Das Fahrzeug, ehemals innen weiß gestrichen, befand sich in einem Zustande größter Unsauberkeit.

Ich blickte auf das Manometer. Der Zeiger desselben indizierte eine geradezu gefährliche Dampfspannung.

Erschrocken machte ich den Maschinisten darauf aufmerksam.

Der Mann zuckte die Achseln.

„O," meinte er, „das hat nichts zu sagen. Sie sollen mal sehen, in fünfzehn Minuten ist der Dampf schon beinahe wieder alle. Das Ding kenne ich, damit hat man seine Plage."

Der Prinz hatte befohlen, daß pünktlich um sechs Uhr mit der Dampfpfeife das Signal zur Abfahrt gegeben werden sollte.

Dies geschah. Ein dumpfer, heulender Ton stieg aus dem Ufergebüsch auf und hallte an den Mauern des Schlosses wider.

Man wartete; niemand erschien. Der gewissenhafte Schlossergeselle zog die Dampfpfeife zum zweitenmal.

Jetzt wurden Stimmen vom Schlosse her vernehmbar. Eine Schar hoher Offiziere in Interimsröcken und Mützen traten heraus und schritten zum Ufer herab. Es waren die Generale Herwarth von Bittenfeld, Steinmetz, Blumenthal, Voigts-Rhetz und einige andere. Mit ihnen kam der Prinz in roter Husarenuniform.

Ich stand am Steg, die abgezogene Mütze in der Rechten.

Der Prinz trat auf mich zu und stellte einige Fragen über Dienstzeit, frühere Reisen und dergleichen.

„Verstehen Sie etwas vom Maschinenwesen?" fuhr er fort.

„Nein, Königliche Hoheit.“

„Nun, das macht nichts, dafür ist ja der Maschinenmeister da,“ sagte er lächelnd.

Er meinte den Schlossergesellen.

„Getrauen Sie sich, in der alten Radaddel die Herren bis zum Bahnhofe zu bringen?“ fragte er weiter.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, wenn der Dampf anhält.“

„Der Dampf muß anhalten!“

„Ja,“ rief der ehrliche Schlossergeselle herüber, „manchmal aber will er nicht, Königliche Hoheit.“

Der Prinz und die anderen Herren lachten.

„Na ja,“ nickte der erstere belustigt, „es ist eben eine alte Radaddel, ich weiß. Aber sie muß doch auch mal in Dienst gestellt werden, wozu habe ich sie denn sonst. Bis zum Bahnhof wird's schon gehen.“

Er wechselte noch einige freundliche Worte mit den Generalen, dann verabschiedeten sich die Herren und gingen an Bord.

„Glückliche Fahrt und auf Wiedersehen!“ rief der Prinz ihnen nach und beobachtete noch eine Weile, wie der Dampfer sich vom Ufer entfernte und in die breite Havelbucht hinaussteuerte.

Die Generale hatten sich in das Zelt zurückgezogen und die Vorhänge hinter sich geschlossen.

Eine Zeit lang ging das Boot ganz trefflich durch's Wasser, bald aber wurden die Umdrehungen der Schraubenwelle langsamer.

„Hab' ich's nicht gesagt!“ brummte der Schlosser, einige Stücke Holz in die Feuerung werfend, die nicht größer war, als die eines kleinen Ofens.

„Wo sind Ihre Kohlen?“ fragte ich voll banger Verahnung.

„Die sind alle. Wenn ich stundenlang lauere und Dampf halten soll, dann reicht solch ein Korb voll Kohlen nicht.“

Er wies auf eine Tragekiepe, die leer im Hinterteil des Fahrzeugs lag.

Das Manometer zeigte nur noch ein Minimum von Dampfkraft an. Der Schlag der Schraube wurde immer träger. Wir verfeuerten alles Brennbare, das an Bord zu finden und entbehrlich war — Lappen, Maschinenöl, Hammerstiele, die Tragekiepe, aber wir kamen nicht weiter, als bis in die Gegend der Kaserne des Leibhusaren-Regiments, die auf dem rechten Havelufer und noch eine lange Strecke vom Bahnhof entfernt liegt. Hier versagte die Maschine gänzlich.

Das war eine schlimme Sache.

Morgen sollte der Feldzug beginnen, und hier saßen die Heerführer mitten auf dem Wasser in des Prinzen alter „Kadaddel,“ die sich nicht mehr von der Stelle bewegte.

Da half kein Besinnen; wir mußten das nächste Ufer gewinnen und Feuerungsmaterial beschaffen.

Die Havel ist kein reißender Strom. Mit Stangen und Bootshaken rudernd arbeiteten wir uns dem Lande zu; auch der prinzliche Leibjäger, der vorn im Buge gesessen hatte, mußte Hand anlegen. Mit großer Anstrengung erreichten wir den Hof einer an das Wasser anstoßenden Dachpappenfabrik; hier schafften wir in Eile einen Korb Kohlen und einen Haufen geteerter Dachpappenabschnitte an Bord und setzten dann mit frischem Dampf die Fahrt fort.

Die Generale, innerhalb des Zeltes in eifriger Unterhaltung vertieft, hatten von dem ganzen Vorfall nichts wahrgenommen.

Das Gebiet des Bahnhofes in Potsdam grenzt oberhalb der Langen Brücke an den Fluß, eine Landungsstelle aber war daselbst nicht vorhanden, weil dieser Teil des Terrains als Lagerstätte für Schwellen und Schienen benutzt wurde; auch befand sich hier der Rangierplatz für die Güterzuge.

In der ganzen Gegend gab es überhaupt keine Landungsstelle.

Am Ufer des Bahnhofterrains lagen eine Anzahl Zillen und Oderkähne vor Anker. Der Dampfer konnte mithin nicht einmal ans Ufer gelangen.

Es blieb nichts übrig, als an einem der Kähne festzumachen und mit Hilfe der Kahnschiffer durch quer darüber gelegte Bretter eine Art Brücke für die Generale herzustellen, die jetzt aus dem Zelte getreten waren und kopfschüttelnd unsere Veranstaltungen beobachteten.

Es half nichts, es gab keinen anderen Weg.

Langsam, Schritt vor Schritt, tappte der alte General von Steinmetz, sich an meiner ausgestreckten Hand haltend, über das schmale, schwanke Brett und jenseit des großen, leeren Kahnes das steile Ufer hinauf; die anderen Herren folgten.

Über alte Schwellen und allerlei Getrümmer suchten sie dann ihren Weg dem noch dreihundert Schritte entfernten Bahnhofsgebäude zu, hinter welchem ein Extrazug ihrer harrte — die Kriegsstrapazen schienen schon vor der Zeit für sie beginnen zu sollen.

Der „rote Prinz“ aber hatte seinen Willen gehabt und seine alte Radaddel einmal ernstlich in Dienst gestellt.

* * *

Das kleinste Boot der Matrosenstation war ein scharfes, eigentümlich gebautes, gelb gestrichenes Fahrzeug; Prinz Fritz, der darin seine Ruderübungen machte, hatte es in glücklichem Kindeshumor „Kuckuck“ getauft.

Es wurde von Seiten der Eltern und der ärztlichen Ratgeber selbstverständlich nichts unversucht gelassen, was geeignet erschien, den beschädigten linken Arm des Prinzen zu stärken und beweglicher zu machen; die Handhabung eines Ruders lag am nächsten und schien viel zu versprechen; aus diesem Grunde und auch, weil das Bootfahren dem Prinzen ein ganz besonderes Vergnügen bereitete, kam der Hauptmann von Schrötter, so oft die Hausordnung im Neuen Palais und das Wetter es zuließen, mit seinem Zögling nach der Station, wo dann unverweilt ein Matrose den „Kuckuck“ klar machen und mit dem Prinzen und dessen Begleiter auf den See hinausrudern mußte.

Der Matrose saß als Lehrer dem Prinzen gegenüber, Hauptmann von Schrötter nahm im Hinterteile des Bootes Platz.

Wenn der Prinz das kleine Ruder erst mit der Linken gefaßt hatte, dann gingen die Bewegungen ganz flott und kräftig von statten, so daß die Hoffnung auf ein allmähliges Verschwinden des Schadens wohl berechtigt erschien.

Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen.

Bei einer dieser Gelegenheiten trug sich auch die hübsche kleine Begebenheit zu, deren Schilderung durch den Verfasser, der Augen- und Ohrenzeuge der Szene ge-

wesen ist, bereits vor langen Jahren in die Presse und somit zur Kenntnis eines großen Teils des deutschen Volkes gelangte.

Eines Morgens war der Prinz unvermutet und früher als sonst auf der Station erschienen. Der Matrose, der diesmal mit in den „Kuckuck“ zu gehen hatte, befand sich noch in dem theerbefleckten Anzuge von Segeltuch, in welchem er soeben einige Schiffsarbeit an Bord der Fregatte „Royal Louise“ ausgeführt hatte.

Als der Prinz erfuhr, daß er mit diesem Manne im Boote sitzen sollte, der so unsauber aussah und so stark nach Theer duftete, da widersetzte er sich diesem Ansinnen und erklärte dem Hauptmann v. Schrötter rund heraus, er werde nimmermehr mit solch einem schmutzigen Menschen fahren.

Nun wäre dem Prinzen solches freilich auch nicht zugemutet worden. Der zum Instruktor ausersehene Matrose mußte vielmehr stets erst ein gutes blaues Beinkleid und ein weißes Paradehemd anlegen, ehe er an seine ehrenvolle Aufgabe ging.

Dies geschah auch in diesem Falle, vorher aber wurde durch die beiderseitige Übereilung die erwähnte Szene herbeigeführt.

Der Prinz hatte, nach seiner Art, aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht; der Matrose, ein pommersches Landeskind, hatte die Äußerung gehört und fuhr mit einer ganz urwüchsigen, nichts weniger als respektvollen und hier nicht wiederzugebenden Antwort auf den Prinzen ein.

Der stand starr; das war eine ganz neue Erfahrung

in seinem jungen Fürstenleben, die jedenfalls auch wohl die einzige dieser Art geblieben ist.

Ein Blick des Hauptmanns wies den zwar beleidigten, aber unvorsichtigen Seefahrer in seine Schranken zurück, dann wendete der Gouverneur sich an den Prinzen Fritz, der den Matrosen in maßlosem Erstaunen anblickte.

„Prinz,“ sagte Herr v. Schrötter ernst, „Sie thun dem Manne Unrecht, wenn Sie ihm seine besudelte Kleidung vorwerfen. In der Ausübung des königlichen Dienstes dort auf der Fregatte durfte er auf seinen Anzug keine Rücksicht nehmen. Bei der Handhabung des Theerquastes geht es ohne Flecken nicht ab. Ihre Bemerkung war eine übereilte und daher ungerechte, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen jetzt schon wieder leid thut, daß Sie sich hinreißen ließen, einen pflichttreuen Matrosen des Königs ohne Grund zu beleidigen.“

Der Prinz errötete und reichte dem Matrosen ohne Zögern die Hand und wenige Minuten später folgte er dem in tadellosem Anzuge Angetretenen willig in das Boot . . .

Es braucht nicht erst betont zu werden, daß diese Art der Erziehung die von den Eltern gewollte und vorgeschriebene war.





II.

Die Eltern.

Kaiser Friedrichs III. strahlendes Heldenbild lebt unverlöschlich in der Geschichte.

Es kann hier nur versucht werden, in kurzen, grundlegenden Zügen ein Charakterbild des edlen Fürsten zu geben, der seiner Familie und seinem Volke so früh und auf so tragische Weise entrissen werden sollte.

Schon im Oktober 1849, in der von G. Gervinus herausgegebenen „Deutschen Zeitung", führte ein Artikel den Prinzen Friedrich in der folgenden Weise vor:

„Die Gemütsart des jungen Prinzen blieb unverändert sanft und milde, jeder reineren und höheren Regung nachgebend, empfänglich für Mitleid, zart besaitet und weich, geneigt wohlzuthun und Frieden zu stiften, selbstvergessen und gehorsam, aber unerschütterlich fest in seinem Gewissen, frei von jeder Unwahrheit und allem Groll.

Die Neigungen des Prinzen Friedrich entfalteten sich eher im Einklange mit denen der Mutter, als denen des Vaters. Die Vorliebe des Prinzen von Preußen für die Armee teilt der Sohn in vollem Maße, im übrigen ist er

das Ebenbild der Mutter. Derselbe richtige Takt und feine Geschmack, der im Hause von Weimar heimisch ist, aber auch das scharfe, treffende, schneidende Urteil seines größten Ahnherrn väterlicherseits wird von dem Prinzen gerühmt und ohne Übertreibung. In großen Gemäldesammlungen und Ausstellungen findet er schnell das Gediegene heraus, immer dem Zuge des Herzens folgend und selten von diesem Zuge irregeleitet.

Die Musik ist ihm eine traute Freundin; er ist nicht Virtuos; dazu mangelt die Zeit, und sein Vater hätte Flötenstudien vielleicht kaum lieber gesehen, als weiland Friedrich Wilhelm I. die musikalischen Schäferstunden seines Fritz. Aber Prinz Friedrich hat eine klare Stimme und ist im Gesang geübt. Sein Geschmack entscheidet auch auf diesem Gebiete für das Gesunde, nicht für das Gesuchte.

Der künstlerischen Richtung eigentlicher Prüfstein ist in dem Urteil über Architektonisches gegeben. Des Prinzen Friedrich schlichter und einfacher, doch geweckter Sinn tritt am deutlichsten hervor, wenn er architektonische Schönheiten auffaßt, oder im Leben oder in der Zeichnung tadelt und lobt.

Die recht eigentliche Geistesrichtung des Prinzen war und ist in den Werken der deutschen Dichter. Man will wissen, sein Liebling sei Schiller. Bei Göthes hundertjähriger Geburtstagsfeier, als im Opernhause Iphigenie gegeben wurde, und Frau Crelinger das Parzenlied zu sprechen anhub, rezitierte der junge Prinz, immer um eine Zeile der Künstlerin vorauseilend, seiner Mutter die wundervollen Worte des Meisters. ‚Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Der fürchte sie doppelt, den je sie erheben!‘“

Eine Reihe der verschiedensten Erscheinungen in dem Leben des Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich läßt auf solche Jugendeindrücke schließen, die das vorherrschende Gemütsleben, das Überwiegen des Einflusses der Mutter auf seine Erziehung bekunden. Das große Weltgetriebe fesselte den Prinzen trotz der großen Liebe des Volkes, von der er seit seiner Jugend mehr und mehr getragen wurde, wenig. Er riß sich gern davon los. Das Wort der Mutter: „Fürsten haben leider nur selten wahre Freunde!" schien seiner großen Menschenfreundlichkeit noch ein fremdartiges Gefühl beigemischt zu haben.

Der Kronprinz hat in seinen späteren Jahren gern die Einsamkeit aufgesucht, am liebsten in den verborgenen Schluchten wilder Gebirge — man denke an Portofino, wo er im Herbst 1886 einen Aufenthalt fand. Er führte hier in einem bescheidenen Landhause ein ruhiges, beschauliches Leben inmitten seiner Familie, ohne Luxus und ohne Etikette, ein Leben, wie es eher als ein Fürst ein Künstler führen könnte, der seine Seele an den überreichen Schönheiten dieser Natur erfrischen wollte.

Die guten, harmlosen Fischer konnten sich's gar nicht vorstellen, daß jener ernste, würdevolle Mann, der alltäglich zum Gestade hinabkletterte, in ein bescheidenes Schiffchen stieg und des Abends bei Mondschein das immer schöne und großartige Schauspiel des Meeres genoß, daß dieser Mann, der eine kurze Soldatenpfeife wie ein einfacher Sterblicher qualmen ließ, der Sohn des größten Herrschers auf Erden sei und eines Tages selbst über ein ruhmreiches, mächtiges Volk gebieten würde. — „Sehen Sie", sagte er dem Generalkonsul Bamberg, der ihn be-

suchte, „ich habe mich nirgends wohler gefühlt, als hier; über's Jahr komme ich viel früher hierher, diese Einsamkeit beruhigt und stärkt.“

Was lastete denn so schwer auf dem Gemüt des Kronprinzen, daß er nur in dieser Wildnis sich wohl und glücklich fand?

Ein solcher mysteriöser Zug ging auch durch seine spanische Reise im Herbst 1883. Kaiser Friedrich hat keine glänzendere, keine an hohen geistigen Befriedigungen, wie an Huldigungen der Verehrung reichere Reise gemacht.

Auf dem großen Hofballe zu Madrid entzückte die Liebenswürdigkeit des Kronprinzen, seine vortreffliche Laune alle, die ihm näher kamen. „Der Kronprinz trug“, so erzählte ein Teilnehmer, „die Kürassieruniform. Er sah aus, wie nur er auszusehen vermag, über die andere Ballgesellschaft ragte er hinaus; er darf wohl den Götheschen Vers auf sich anwenden: ‚Wohl, dem Mutter Natur doch gleich die rechte Gestalt gab — überall ist er zu Haus und nirgends ist er ein Fremdling.‘ Er war natürlich der Held des Festes, von diesem seinem Heldentum machte er indessen einen sehr reservierten Gebrauch. Als die damals noch unvermählte Marchesa de Haerva den Thronfolger des deutschen Reiches, der sich längere Zeit mit der schönen Spanierin unterhalten hatte, zum Tanze einlud, lehnte der Kronprinz ab.

‚Spräche auch nicht meine Würde als Großvater dagegen‘, entschuldigte er sich, ‚so würden mich doch andere Umstände verhindern, Ihrer verführerischen Einladung Folge zu leisten. Ich bin nämlich so zart wie eine Primadonna, und wenn ich mich echauffiere, schmerzt mich sofort

der Hals. Ach, ich werde niemals so gewaltig die Soldaten kommandieren können, wie dies mein großer, unerreichter Vater versteht. Die Stimme‘, fügte er dann galant hinzu, ‚versagt mir gerade dann, wenn ich sie am nötigsten brauche; ich könnte Ihnen vielleicht nicht einmal während des Tanzes zuflüstern, wie schön ich Sie finde.‘ “

Der Kronprinz scherzte über sein Leiden. In den nächsten Tagen gab es glänzende Feste anderer Art, auch den Ausflug nach dem Eskurial, dem Pantheon de los Reyes, der Königsgruft. Dann kam die Trennungsstunde. Der Abschied des Königs Alfons vom Kronprinzen war tief bewegt. Es schieden zwei Männer von einander, beide gleich mit Herzenskraft begabt, von denen der ältere dem jüngeren ein väterlicher Freund geworden war und der jüngere sich ihm mit aller Lebhaftigkeit jugendlichen Gefühls angeschlossen hatte. Die Abschiedsstimmung hatte über dem ganzen letzten Tage des Zusammenseins gelegen, sie machte sich im Moment des Scheidens auf dem Atocha-Bahnhofe bemerkbar, wohin der König seinem hohen Gaste das Geleit gab. Gingen trübe Ahnungen durch die Seele der Beiden? Zwei Jahre später ruhte König Alfons im Eskurial, und abermals zwei Jahre später ergriff die Todeskrankheit seinen Freund aus Deutschland.

Als im November 1885 der Kronprinz die Nachricht vom Tode des Königs Alfons erhielt, hat er der Trennungsstunde aus dem Dezembermonat des Jahres 1883 gedacht, und zwar mit den Worten:

„Es war ein schmerzlicher Abschied; der König klagte mir sein Unglück; er habe, sagte er, keinen Freund auf Erden, nur mich, und ich ginge nun fort .... vielleicht

auf Nimmerwiedersehen .... Ich konnte ihm nur antworten: Fürsten haben leider nur selten wahre Freunde" ...

Wilhelms und Augustas Sohn war der erste preußische Prinz, welcher dem Beispiele Heinrichs des Löwen folgte und seine Brautfahrt über das Meer nach dem wellenumspülten Albion unternahm.

War das Glück, das die junge Prinzessin Viktoria von England in Potsdam fand, ein ganz ungemischtes? Dem Publikum mußte es so scheinen. Zwar ist der Palast eines Fürsten stets mehr oder weniger ein Glashaus, trotz aller Schranken, die ihn von dem Markte und der Straße trennen, und gerade das Schloß des kronprinzlichen Paares war so wenig ein streng abgeschlossenes und behütetes Kastell, daß vielmehr der Kronprinz und die Kronprinzessin im Angesicht aller zu stehen schienen, auch von ihren persönlichen Beziehungen und ihrem häuslichen Leben eine Fülle von Zügen in die Öffentlichkeit drang — aber mancherlei blieb doch auf die Schloßmauern beschränkt. Erst sehr viel später haben Eingeweihte erzählt, daß bei dem Besuche der Königin Viktoria in Potsdam nicht bloß Thränen der Freude vergossen wurden.

In welche Gesellschaft war die Kronprinzessin eingetreten, als sie nach Preußen kam? Heute noch muß ein Widerhall des lauten und herzlichen Jubels der Bevölkerung, der sie im Februar 1858 bei ihrem Einzuge in Berlin empfing, leise in der Seele der verwitweten Kaiserin Friedrich nachklingen.

Aber hinter diesem Jubel lauerte eine kleine, augenblicklich noch mächtige Partei, und hielt ihre scharfen Pfeile bereit. Das politische Berlin war vom Krimkriege her in

zwei feindliche Lager auseinandergerissen, in ein russisches und ein englisches. Zwei hohe Damen repräsentierten die Gegensätze, die Königin Elisabeth und die Prinzessin Wilhelm, die spätere Kaiserin Augusta.

Wie diese Gegensätze zu Tage traten, darüber findet sich in den Memoiren der Lady Bloomfield, der Gemahlin des 1851 bis 1860 in Berlin fungierenden englischen Gesandten Lord Bloomfield, mancherlei Aufschluß.

„Die teure Prinzeß (Wilhelm),“ heißt es hier, „sah sehr angegriffen aus; jedesmal wenn sie (von Koblenz) nach Berlin kam, wurde ihre Stellung peinlicher und schwieriger. Ihr starkes Gefühl für Preußens wirkliche Interessen, ihre Anhänglichkeit an England ließ sie die Politik des Hofes beklagen, die sie als verderblich für ihr geliebtes Vaterland ansah. Ihre vornehme Natur erschrack vor den Intriguen und unlauteren Mitteln, mit denen man den König zu beeinflussen und gegen die Westmächte zu erbittern suchte. Wir wurden wie gewöhlich nach Potsdam eingeladen, um den Geburtstag der Königin zu feiern. Lord Bloomfield überbrachte einen eigenhändigen Brief der Königin Viktoria an die Prinzessin Wilhelm, der gerade im günstigen Moment ankam. Mit wahrhafter Befriedigung bat die Prinzessin von Preußen vor Tisch den König um einige Minuten Gehör und las ihm den Brief der Königin vor, worüber auch dieser sich sehr befriedigt zeigte. Der König und die Königin verließen Potsdam sofort nach aufgehobener Tafel; wir kehrten in demselben Zuge mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen nach Berlin zurück, und die letztere wünschte mich noch einige Minuten im Wartezimmer zu sprechen. Sie erzählte uns von ihrer Unter-

haltung mit dem König und las uns einige Stellen aus Königin Viktorias Briefe vor. Nichts konnte die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit ihres Benehmens gegen uns persönlich übertreffen, und als ich mich verabschiedete, sagte sie, es sei ihr ein Vergnügen und eine Erleichterung gewesen, mir gegenüber ihren Gefühlen und Meinungen Ausdruck zu geben, und setzte hinzu: „Wir sehen uns nur von ferne, liebe Lady Bloomfield, aber Sie kennen alle meine Gefühle und werden sie verstehen.“ Ich konnte nicht umhin, zu erwidern, daß es bei unserer peinlichen und schwierigen Stellung uns ein großer Trost gewesen, zu wissen, daß wir eine so gütige und treue Freundin, wie Ihre Königliche Hoheit, besäßen, und daß wenigstens eine Persönlichkeit uns und unser Land verstehe. Die Prinzessin antwortete sofort: „Sagen Sie nicht eine Person, sondern lieber zwei, denn seien Sie fest überzeugt, daß mein Gatte (Prinz Wilhelm) alle meine Empfindungen für Sie und England teilt.“

Als das erste Gerücht aufkam, die Hinneigung des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm zu England könnte am Ende zu einer Verbindung ihres Sohnes mit der ältesten Tochter der Königin Viktoria führen, wurde im russischen Lager kein Mittel unversucht gelassen, um das zu hintertreiben.

Als Prinz Wilhelm zur Weltausstellung nach London reiste, eilten sogar Minister hinter ihm her, um ihn zurückzuholen. König Wilhelm IV. wurde bestürmt, den Consens zu versagen. Man male sich die Empfindungen aus, mit denen von dieser Seite die junge Kronprinzessin in Berlin aufgenommen wurde.

Ihr reinstes Glück fand die Kronprinzessin daher in

der Familie, im Verkehr mit gleichgesinnten Seelen, in der Pflege der Kunst, in den Werken der Wohltätigkeit.

Wie die Königin Luise auf ihrem Schatullengute Paretz nur die „gnädige Frau“ genannt wurde, so war die Kronprinzessin auf den vier kronprinzlichen Schatullengütern auf der Insel Potsdam nur die Gutsherrin von Bornstedt.

Als im Frühjahr 1886 im Dorfe Eiche ein großes Feuer gewütet hatte, waren der Kronprinz und die Kronprinzessin alsbald zur Stelle. Und als man das jüngste, an den Masern erkrankte Kind der vom Brande heimgesuchten Familie aus dem Bette gerettet hatte, da nahm es die Kronprinzessin auf den Arm, beruhigte es und sorgte für seine Unterbringung.

Die Leute in den vier Dörfern waren den hohen Herrschaften fast alle namentlich bekannt und wurden von ihnen oft angesprochen. Als Gutsherr kümmerte sich der Kronprinz um alles, auch um die schönen Linden der Dorfstraße. Der Gastwirt in Eiche wollte einen der vor seinem Hause stehenden Bäume fällen, um Luft und Licht für seine Wohnung zu gewinnen. Da suchte ihn der Kronprinz persönlich auf, um ihm diese Absicht auszureden.

„Schellhaase,“ sagte er, „Sie sind nun schon so alt dabei geworden und gesund geblieben, es wird auch wohl weiter so gehen.“

„Wenn Kaiserliche Hoheit meinen, daß die Linde stehen bleiben soll, dann muß sie wohl stehen bleiben.“

„So ist's recht; ich danke Ihnen auch.“

Die Linde steht heute noch und die schöne Allee der Dorfstraße zeigt keine Lücke.

Besondere Fürsorge widmete die Kronprinzessin der

ärmeren Bevölkerung. Auf dem Gute Bornstedt rief sie eine Kinderbewahranstalt ins Leben, welche den Kindern der Gutsarbeiter, so lange die Eltern fern dem Hause auf den Feldern beschäftigt sind, einen Ersatz für das elterliche Heim und die elterliche Erziehung bieten soll. Die Anstalt ist im Stile der englischen Cottages gebaut, enthält einen Wohn- und Arbeitsraum, eine Kaffeeküche, ein geräumiges Schlafzimmer und, anschließend an das Gebäude, einen umfangreichen Garten mit großem Spielplatz, sowie eine besondere Kolonie für die Kleinsten, die Babies. Was dem Ganzen erst den eigentlichen Wert verlieh, das war das nimmer ermüdende Interesse, mit welchem die Kronprinzessin sich der Anstalt persönlich widmete. Kein Tag verging, an dem sie nicht selbst erschien, sich mit ihren Schützlingen beschäftigte und nach ihrem Wohlbefinden sah.

Diese Kinderbewahranstalt war, nach dem Wunsche ihrer Gründerin, außerdem bestimmt, ein Vorbild abzugeben, nach welchem alle Großgrundbesitzer auf ihren Gütern ähnliche Anstalten errichten sollten, damit die Kinder der ländlichen Arbeiter, die während der Sommerzeit so vielfach ohne Aufsicht bleiben müssen, nicht verwahrlosen und verwildern ....

Die englische und die preußische Politik hatten sich bald nach der Ankunft der Kronprinzessin in ihrer neuen Heimat mehr und mehr geschieden, bis der Kontrast in der schleswig-holsteinischen Frage im Jahre 1863 sogar mit einer kriegerischen Lösung drohte. Es konnte nicht fehlen, daß die Kronprinzessin, bei ihrem hohen, fast männlichen Interesse für die Politik, mindestens nicht mit Gleichgiltigkeit auf den Bruch zwischen ihrem alten und ihrem neuen Vaterlande blickte.

Der große Förderer der gegen England gerichteten Strömung war Ministerpräsident Bismarck; er ist dies auch geblieben, bis in die neueste Zeit.

Die Kaiserin Friedrich ist vollständig unter dem geistigen und politischen Einflusse ihres Vaters, des Prinz-Gemahls Albert von England, aufgewachsen; für ihn aber, der ein Bewunderer war von Englands parlamentarischen Einrichtungen, der den größten Einfluß auf seine königliche Gemahlin ausübte, schien es ausgemacht, daß nur der Anschluß an das parlamentarische System das Haus der Hohenzollern zur Herrschaft in Deutschland führen könnte. Immerfort wiederholte er ähnliches in Denkschriften an den Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren König und ersten Kaiser, und in den Memoiren des Herzogs Ernst II. von Koburg sieht man Schritt für Schritt die Bemühungen der koburgischen Brüder verzeichnet, den König Wilhelm auf die Bahnen des Liberalismus zu lenken, welcher die Hohenzollern, unter gleichzeitigem Verzicht auf einen Teil der monarchischen Vorrechte, zur deutschen Kaiserwürde erheben wollte. Von diesen Lehren und Anschauungen erfüllt, mußte die Kronprinzessin Viktoria das ganze Vorgehen Bismarcks gegen das preußische Abgeordnetenhaus, sowie seine, wie es damals schien, blutige Gegnerschaft gegen Österreich, als ein Unglück für den Frieden Europas und für die Entwicklung Deutschlands betrachten.

Jetzt ist es auch bekannt geworden und zwar durch einen Freund des verstorbenen Kaisers Friedrich III., daß seine Gemahlin dem gemütvollen und ideal denkenden Manne an geistiger Schärfe überlegen war, und daß er, überzeugt von ihren geistigen Vorzügen und erfüllt von Liebe zu ihr, sich ihrem Rate völlig hingab.

Die Kronprinzessin setzte alles daran, um den Sturz Bismarcks herbeizuführen, des Mannes, der, wie die Folge lehrte, ihr und ihren Kindern die Kaiserkrone auf das Haupt setzen sollte. Sie fand bei allen diesen Unternehmungen die entschiedene Bundesgenossenschaft der verwitweten Königin Elisabeth, der Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. Diese ging in ihrer Freundschaft für Österreich, in ihrem Streben, den Krieg zu verhindern, so weit, daß sie den König Wilhelm darüber interpellierte, ob er wirklich ein Bündnis mit Italien gegen Österreich abgeschlossen hatte, und dann die vertraulichen Mitteilungen desselben in einem Briefe ihrer Schwester, der Erzherzogin Sophie von Österreich, der Mutter des Kaisers Franz Joseph, preisgab.

Man kann sich denken, welche tiefe Verstimmung, oder besser gesagt, welche Gereiztheit zu jener Zeit in dem Grafen von Bismarck lebendig war, da er in dem Hofe des Kronprinzen den Mittelpunkt aller gegen seine Macht, seine Pläne und seine Arbeiten gerichteten Bestrebungen erblicken mußte, ja, man kann behaupten, daß nicht durch die Schuld Bismarcks damals für lange Zeit sein Verhältnis zu dem Hofe des Kronprinzen verbittert wurde . . . .

Bekannt ist der wissenschaftliche Verkehr, in dem die verstorbene Großherzogin von Hessen, Alice, mit dem berühmten freisinnigen Theologen David Friedrich Strauß gestanden. Die Kronprinzessin Viktoria fragte, als sie in Darmstadt weilte, bei Strauß an, welchen Gelehrten er ihr wohl in Berlin empfehlen würde, der mit ihr in Beziehungen treten könne, wie solche zwischen ihm und ihrer Schwester beständen, und der sie namentlich über alttestamentalische Fragen unterrichten könne.

Strauß empfahl seinen Freund Vatke und machte diesen mit dem Plane der Kronprinzessin bekannt. Vatke schrieb nach Darmstadt zurück: „Meinem ganzen Wesen nach passe ich nicht zu hoher Gesellschaft. Der fein gemessene, jedes Wort abwägende Dialog meines geistig so hoch stehenden Freundes Strauß fehlt mir, ja ich bin unbehülflich und oft ungebunden . . .“

Am 28. Juni 1870 schrieb Strauß an Vatke: „Du hast auf meinen Brief recht als ein weiser Mann geantwortet,“ und Strauß bat nur noch, seine in jeder Art gute Meinung möchte nicht verkannt werden.

Die Sache selbst war damit erledigt. Die Kronprinzessin mußte auf Vatke verzichten . . . .

Die Richtung des Studiums der Kronprinzessin kennzeichnet der folgende Vorgang.

Im Winter 1864 wurde der englische Geologe Lyell von ihr empfangen. Sie zeigte sich dem berühmten Gelehrten gegenüber durchaus vertraut mit den neuesten Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschungen; sie kannte Lyells „Principles of Geology“ und sein unter dem Einfluß Darwins entstandenes Buch „The Antiquity of Man.“ Er hatte mit ihr eine lebhafte Unterhaltung über den Darwinismus. Er spricht von ihr als der „würdigen Tochter ihres Vaters.“

„Sie war ganz au fait“ — so schreibt Lyell an Darwin — „über den „Ursprung“ (Darwins epochemachendes Buch „On the Origin ot Species by Means of Natural Selections“), über Huxleys Werk „Evidence as to Man's Place in Nature“, über die „Antiquity“ und über die Pfahlbauten-Museen, die sie kürzlich in der Schweiz gesehen hatte. Sie sagte, sie könne, nachdem sie Ihr Buch zweimal gelesen, sich doch den

Ursprung der Welt, die Arten des Menschen und namentlich der weißen und schwarzen Rassen nicht klar machen. Ob wohl die eine von der anderen abstamme, oder beide einen gemeinschaftlichen Ursprung hätten? Dann fragte sie nach meinen Arbeiten, und ich erklärte ihr, daß ich bei der Umarbeitung meiner Geologie die unabhängige Schöpfung jeder Spezies aufgeben müsse. Sie sagte, sie verstehe das vollkommen, „da nach dem Erscheinen Ihres Buches die alten Meinungen einen Stoß erhalten hätten, von dem sie sich nie wieder erholen würden.“

Gleich ihrem verstorbenen Gemahl hat die Kaiserin Friedrich als Kronprinzessin auf dem Gebiete der Kunst ihren Drang nach nützlicher Thätigkeit zu befriedigen gewußt. Gerade die hohe Meinung, die das kronprinzliche Paar von der Aufgabe des Königshauses in der Gegenwart hatte, gestattete ihm keine Muße. Die Anregungen, die von beiden ausgingen, haben dem gesamten deutschen Kunstleben den mächtigsten Impuls gegeben. Mit Glück und Geschick hat die Kronprinzessin es verstanden, trotz manchen Widerstandes, die Bestrebungen ihres Vaters für die Entwicklung des Kunstgewerbes nach Deutschland herüberzutragen. Mit Recht wird der Aufschwung der kunstgewerblichen Thätigkeit in unserem Vaterlande zum großen Teil aus der Aufmunterung und Pflege hergeleitet, welche die Kronprinzessin von jeher allen diesen Bestrebungen zugewendet hat, nicht aus vorübergehender fürstlicher Laune, sondern aus enthusiastischer Liebe für die Kunst und in tiefer Erkenntnis des Wertes und des Segens ihrer Förderung für die Bedeutung und das Geschick eines Volkes.



III.

Prinz Wilhelm.

Die Knabenjahre unseres Prinzen hielten Schritt mit Preußens und Deutschlands großer Zeit. Dreimal sah er den Vater als Heerführer in das Feld hinausziehen, dreimal verspürte seine junge Seele den gewaltigen Flügelschlag der Weltgeschichte.

Mit dem vollendeten zehnten Lebensjahre trat er als Sekondelieutenant in die Leibkompagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß.

An dem Gang der Erziehung und wissenschaftlichen Ausbildung wurde dadurch nichts geändert. Nur bei großen Paraden und militärischen Festlichkeiten hatte er die Uniform anzulegen und sich zum Dienste zu begeben. So geschah dies am 2. Mai 1869, an welchem Tage für das 1. Garderegiment zur Erinnerung an den Ehrentag von Groß-Görschen die damals noch übliche Kirchenparade im Lustgarten zu Potsdam stattfand. Derselben ging ein Gottesdienst in der Hof- und Garnisonskirche voraus, bei welchem Prinz Fritz zum erstenmal in der Uniform, das Band des Schwarzen Adler-Ordens über

der Brust, in der Reihe der königlichen Prinzen neben seinem Vater saß. Bei der darauf folgenden Parade marschierte der zum erstenmal dienstthuende kleine Offizier, auf dem Kopfe die spitze Grenadiermütze, die das 1. Garderegiment zur Erinnerung an seinen Begründer, Friedrich Wilhelm I., noch heute trägt, als schließender Lieutenant des Zuges an seinem die Parade abnehmenden Großvater vorbei.

Auch der damals schon greise General von Werder, der à la suite des Regiments stand, hatte an der Parade teilgenommen. Nach Beendigung derselben versammelte der König die Offiziere des Regiments um sich und richtete die folgende Ansprache an dieselben:

„Der älteste und der jüngste Offizier haben die heutige Parade des Regiments mitgemacht. Ich stelle die Beiden hiermit dem Offiziercorps vor — es sind der General von Werder und der Prinz Friedrich Wilhelm. Der brave ergraute General ist jetzt der einzige Offizier, welcher von jenen Helden noch lebt, die heute vor sechsundfünfzig Jahren bei Groß-Görschen mit dem Regiment ihre Feuertaufe empfingen. Heute, an dem Gedenk- und Ehrentage seines Regiments, da wollte sich der verdiente General nicht die Ehre und Freude versagen, die Parade mitzumachen und noch einmal mit gezogenem Degen vorbeizumarschieren. Wir alle heißen den Kameraden willkommen und blicken mit Stolz und Bewunderung auf ihn. Er ist den Offizieren ein Vorbild der Nacheiferung. Du, Prinz Friedrich Wilhelm, hast an diesem Tage zum erstemal Deinen Degen im Regimente gezogen. An den ältesten Offizier desselben gedenkend, wünsche ich Dir, daß Du Deinen Degen bis in

ein spätes Alter in und mit dem Regimente tragen mögest und daß es auch Dir einst vergönnt sei, nach einer so langen Dienstzeit, wie die des Generals von Werder, auf ein neues und glänzendes Kapitel in der Geschichte dieses braven Regimentes zurückblicken zu können, wie dies dem General im Jahre 1866 beschieden gewesen ist."

Dergleichen militärische Diensttage aber waren nur Ausnahmen. Die Studien durften darunter nicht leiden.

Eine vollständige Gymnasialbildung war der Gesichtspunkt, der schon die häusliche Erziehung des Prinzen leitete. Für die höheren Stufen einer solchen Bildung sollte die häusliche Erziehung durch öffentlichen Unterricht ersetzt werden. Zu diesem Zweck wurde Prinz Fritz im März 1873 einer Prüfung im Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin unterworfen. Der nun Vierzehnjährige erhielt das Zeugnis der Reife für Obertertia.

Fortan wurde sein Unterrichtspensum erweitert, um den Forderungen des Gymnasiums für eine höhere Klasse zu genügen. Das Joachimsthaler Gymnasium stellte die dazu erforderlichen Kräfte in den Personen des Dr. Porretsch für die alten Sprachen, Professor Bühle für Mathematik, Dr. Seebeck für Physik u. s. w. Den Religionsunterricht übernahm Prediger Persius in Potsdam, den französischen der Professor Fiévet, den englischen Mr. Ainsworth. Der Major v. Dresky, der spätere Dirigent der Zentral-Turnanstalt, leitete die gymnastischen Übungen.

Über die Lehranstalt, welcher der Prinz nach dieser Vorbereitung zugeführt werden sollte, waren die Eltern längst mit sich einig. Der Übergang vom häuslichen zum öffentlichen Unterricht sollte erfolgen, sobald auch der zweite

Sohn, Prinz Heinrich, weit genug vorgebildet war, um in eine Realschule eingeführt zu werden.

Die Wahl der Anstalt konnte nicht auf Potsdam oder Berlin fallen. Es galt, die Prinzen dem Hofleben und der vorwitzigen Hauptstadt zu entrücken. Einer neuen Provinz das Vertrauen nicht allein, sondern auch die Ehre der wissenschaftlichen Ausbildung eines Hohenzollern und künftigen Kaisers einzuräumen, lag nahe und konnte selbst einen politischen Hintergrund haben.

Die Wahl Kassels wurde durch den Ruf des Gymnasiums, des Lyceum Fridericianum, und den Namen des Direktors vollends entschieden. Letzterer, Professor Dr. Vogt, antwortete auf die an ihn gerichtete Frage, er betrachte den Wunsch der Eltern als einen Befehl, erwarte aber von den beiden künftigen Zöglingen seiner Anstalt die strikte Übernahme derselben Pflichten und Respektierung derselben Ordnung und Zucht, wie von jedem anderen Schüler, und er könne keine Unterschiede zulassen.

Damit waren die Eltern durchaus einverstanden.

Am 1. September 1874 wurde Prinz Fritz in der Friedenskirche zu Potsdam durch den Hofprediger Heym konfirmiert.

Die heilige Handlung fand statt in Gegenwart der königlichen Familie und sämtlicher Mitglieder des königlichen Hauses. Außerdem wohnten derseben bei der Prinz von Wales, der Großherzog von Weimar, die Ritter des Schwarzen Adlerordens, die Staatsminister, Vertreter der höchsten Reichs- und Staatsbehörden, der Generalität, der Stadtbehörden von Berlin und Potsdam, der Wissenschaft und Kunst. Auch die bisherigen Erzieher des Prinzen,

der seine Offiziersuniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens trug, waren anwesend.

Nach der Predigt richtete der Geistliche folgende drei Fragen an den Prinzen:

„1) Bekennen Sie sich von ganzem Herzen zu dem christlichen apostolischen Glauben und begehren Sie, darauf bestätigt zu werden zu der Gemeinde der Gläubigen und insonderheit zu der Gemeinde unserer evangelischen Kirche, so bezeugen Sie das mit einem Ja. 2) Wollen Sie durch Gottes Beistand diesem Glauben auch treu bleiben, ihn freimütig bekennen, in Lauterkeit des Sinnes und Wandels ihm gemäß leben, in keiner Anfechtung ihn verleugnen bis in den Tod, so antworten Sie: Ja, das gelobe ich. 3) Wollen Sie auch, um in der Erkenntnis der Wahrheit zur Gottseligkeit zu wachsen, die christlichen Heils- und Gnadenmittel treulich benutzen, so bezeugen Sie das mit einem: Ja, Gott helfe mir, Amen!“

Mit dem festen Ja und Amen auf diese Fragen legte der Prinz sein christliches Gelübde ab . . . .

Kassel war dem Prinzen, der laut Familienbeschluß von seiner Konfirmation an den Namen Wilhelm führte, kein unbekannter Ort. Er hatte mit seinen Eltern mehrere Wochen im Jahre 1872 auf dem Schlosse Wilhelmshöhe zugebracht und an der Schönheit der Umgegend sich erfreut.

Dem kleinen Hofstaate der Prinzen in Kassel stand der Generallieutenant von Gottberg vor, mit dessen Familie sie dort im Fürstenhause wohnten. Dieses Palais, einst die Residenz Hanauer Prinzen, liegt dem kurfürstlichen Schlosse gegenüber und ist dem Gymnasium benachbart. Als Zivilgouverneur begleitete die Prinzen der Geh.

Rat Prof. Dr. Hinzpeter. Ein Kammerdiener, zwei Lakaien, das Küchen- und Stallpersonal vervollständigten den Hofstaat. Sechs Pferde, darunter zwei Wagenpferde, standen den Prinzen zu Gebote. Im Sommer wurde die Residenz nach Wilhelmshöhe verlegt, wo sie das Erdgeschoß bewohnten, etwas fern von den Räumen, die seiner Zeit den Kaiser Napoleon, den Gefangenen von Sedan, beherbergt hatten.

Geheimrat Ludwig Wiese aus dem Kultusministerium erzählt aus der Schulzeit unseres Prinzen:

„Es ist bekannt, daß Prinz Wilhelm im Herbst 1874 in das Gymnasium zu Kassel eintrat, dasselbe von Obersekunda an drei Jahre besuchte und dort zu Anfang 1877 in ehrenvollster Weise das Maturitätsexamen bestand. Nach der ausdrücklichen Bestimmung des Kronprinzen und seiner Gemahlin wurde ihr Sohn während seiner Schuljahre in Bezug auf Anforderungen, welche die Anstalt an seinen Fleiß und seine Leistungsfähigkeit stellte, mit seinen Mitschülern ganz gleich gehalten.“

Auf der letzten Revisionsreise, die Wiese im Juni 1875 kurz vor seinem Rücktritt aus dem Amte unternahm, inspizierte er auch das Lyceum Fridericianum. Über seine damalige Begegnung mit dem einstigen Erben des preußischen und deutschen Thrones lesen wir:

„Prinz Wilhelm kam jeden Morgen zu Pferde von Wilhelmshöhe, wo er im Sommer wohnte, herein und war jedesmal pünktlich um sieben Uhr in der Klasse, damals Unterprima. Nach dem Willen des Kaisers wurde die Klasse, welcher der Prinz angehörte, auf zwanzig Schüler beschränkt. In seinem Äußeren und in seiner Haltung fand

ich ihn von seinen Mitschülern nicht verschieden, und in seinem Wesen durchaus bescheiden und anspruchslos.

Die erste Lektion, der ich in Unterprima beiwohnte, war Thukydides. War es mir schon auffällig, diesen schwersten der auf den Schulen gelesenen griechischen Prosaiker in einer Klasse zu finden, deren Schüler meist, wie auch der Prinz, vor nicht langer Zeit erst aus Sekunda dahin versetzt worden waren, so wuchs mein Befremden, als ich sah, daß der Lehrer mit Übergehung des Historischen sich sogleich an eine der eingeflochtenen Reden gemacht hatte, die ihrer Schwierigkeit wegen bisweilen auch in Oberprima übergangen werden. Vielleicht hatte der Lehrer den Ehrgeiz gehabt, seinem fürstlichen Schüler aus dem Bereich des Klassischen noch etwas ganz Apartes vorzusetzen. Aber die Schüler sollten dessen nicht froh werden; sie verstanden nicht, was sie lasen, und bei dem vergeblichen Bemühen mußte ihnen die Sache verleidet werden. Es war die Rede des Perikles am Schluß des ersten Bandes.

Gegen Ende der Stunde nahm ich das Wort und fragte den Prinzen, ob er schon andere griechische Historiker gelesen habe; er nannte den Xenophon. Auf meine Frage, ob er mir einen Unterschied zwischen Xenophon und Thukydides angeben könne, erwiderte er lächelnd: O ja, jenen konnte ich verstehen, diesen nicht.

Um den Grund der größeren Schwierigkeit des Thukydides zu erklären, ließ ich zuerst aus demselben Kapitel den Unterschied des einfachen Satzes und der Periode finden; dann lenkte ich die Aufmerksamkeit auf einen der übersetzten Sätze, worin eine starke Ellipse vorkam. An ein-

fachen Beispielen kamen wir zu einer bestimmten Bezeichnung dessen, was Ellipse und Pleonasmus in der Rede ist, und wie zwischen beiden die Satzform liegt, worin der Ausdruck den Gedanken deckt. Der Prinz ging auf die Auseinandersetzung sehr gut ein und hatte sichtliche Freude an dem schließlichen Resultat der ganzen Erörterung; er sagte: Jetzt begreife ich, warum ich mit Thukydides so schwer fertig wurde.

Bei der Erwähnung der Insel Euböa kamen wir auf Aulis und Iphigenia. Er gab über das Geographische und die Sagengeschichte gute Antworten und wußte auch die Inkorrektheit der Bezeichnung „Iphigenia auf Tauris“ nachzuweisen. In anderen Stunden konnte ich wahrnehmen, daß er eine Vorliebe für den Horaz hatte; er hatte freiwillig mehrere Oden übersetzt und auswendig gelernt, und bisweilen, wie mir der Direktor sagte, brachte er Münzen und Abbildungen antiker Gegenstände, durch welche er eine Stelle illustriert glaubte, mit in die Klasse.

Das größte Interesse widmete er der Geschichte. Von meinen prüfenden Fragen verfehlte er keine, und als ich, da ich von seinen Ausflügen gehört, fragte, ob er auch in Gelnhausen gewesen, bejahte er es, und wir machten dann von den lokalen Erinnerungen an Barbarossa aus einen Exkurs in die deutsche Kaisergeschichte, den er mit Vergnügen und einer nicht auf Namen und Zahlen beschränkten Kenntnis folgte. Auch auf meine Frage, was das Hohenstaufische, das Habsburgische und das Hohenzollernsche Fürstengeschlecht in ihrem Ursprung geographisch Gemeinsames hätten, fand er bald die Antwort, daß die

Stammsitze derselben alle im Süden, und alle drei auf dem weiten Zuge des Juragebirges liegen.

Der Direktor rühmte sein williges Eingehen in alle Ordnungen der Schule und seinen unbefangenen Verkehr mit seinen Mitschülern, wobei er jedoch eine unziemliche Vertraulichkeit, die sich bisweilen an ihn zu drängen suche, mit gutem Takt fern zu halten wisse. Auch sein treuer Fleiß wurde von den Lehrern lobend anerkannt. Vielleicht keiner seiner Mitschüler stand in so strenger Gewöhnung an genaue und gewissenhafte Einteilung und Verwendung der Zeit. Die Hohenzollernsche Tugend der Pflichttreue war ein Schmuck seiner Jugend."

Unter den siebzehn Abiturienten, die am 25. Januar 1877 in der Aula des Gymnasiums geprüft wurden, erhielt Prinz Wilhelm sein Zeugnis als der Zehnte mit dem Prädikat „genügend."

Bei derselben Feierlichkeit kamen drei Denkmünzen aus der zu Ehren eines 1802 verstorbenen Rektors von dessen Nachkommen errichteten „Karl Ludwig Richter-Stiftung" an die drei am fleißigsten und würdigsten befundenen Primaner zur Verteilung. Auch der Prinz gehörte zu diesen Auserwählten.

„Sie können sich nicht denken," sagte er zu dem Direktor, bei dem er sich für diese Auszeichnung bedankte, „welche Freude mir durch die Verleihung dieser Medaille bereitet wird. Ich weiß nämlich, daß ich sie verdient habe. Ich habe redlich gethan, was in meinen Kräften stand."

In die Schulzeit war auch eine Ordensverleihung gefallen.

Als er während der Weihnachtstage 1875 in Berlin

war, fand seine Investitur mit dem spanischen Orden vom Goldenen Vließ im kaiserlichen Palais statt.

Am 27. Januar 1877 wurde der Prinz mit Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres für volljährig erklärt. An die bei dieser Gelegenheit im Kronprinzenpalais stattfindende glänzende Festlichkeit schloß sich im königlichen Schlosse die Investitur des Prinzen mit den Insignien des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler.

Dieser am Tage der Krönung des ersten preußischen Königs gestiftete Orden sollte, nach der Stiftungsurkunde, den Zweck des neugegründeten Königreichs verwirklichen helfen: Recht und Gerechtigkeit zu üben und jedem das Seine zu geben.

„Welches desto deutlicher auszudrücken,“ so sagt der Wortlaut der Urkunde, „Wir dem Adler in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der andern Donnerkeile und über dem Haupte Unsern Wahlspruch: Suum cuique, zur Überschrift verordnet. — Mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit dem Donnerkeile die Gerechtigkeit der Strafen und mit dem suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur dem einen und dem andern, sondern Allen durchgehends und einem jedweden nach Verdiensten das Seine geleistet werden soll. Zu geschweigen, daß, weil der Adler, wie bekannt, allezeit in die Sonne zu sehen pflegt und nach nichts Geringem oder Niedrigem trachtet, er mit diesen Eigenschaften Uns auch in Geistigem zum Sinnbilde dienen und anzeigen kann, wie Wir und Unsre Ritter, Unsre Zuversicht und Unser Vertrauen einzig und allein zu Gott dem Allerhöchsten erheben, und durch das suum cuique nicht allein dem Men-

schen, was des Menschen gehöret, sondern auch dem Allerhöchsten das Seine, und Gott, was Gottes ist, zu geben, Uns mit einander verbunden, nehmlich zu einer Pflicht, die wir Unsern Rittern vor allen andern Pflichten auferlegt und angepriesen haben wollen."

Die Prinzen des preußischen Königshauses haben nach den Statuten durch ihre Geburt das Recht, Mitglieder des Ordens zu sein; die feierliche Investitur aber und Einkleidung in den Orden geschieht erst dann, wenn sie zuvor der Kommunion des heiligen Abendmahls zugelassen worden.

Zugleich mit dem Prinzen Wilhelm sollten die Erbgroßherzoge von Sachsen, Baden und Mecklenburg, der Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen und der General der Infanterie von Bose die Investitur erhalten.

Nachdem sich der Kronprinz, die Königlichen Prinzen, sowie die in Berlin anwesenden Ordensritter aus anderen fürstlichen Häusern, die übrigen kapitelfähigen Ritter des Ordens, die Mitglieder des Staatsministeriums, die Generalität u. s. w. eingefunden hatten, erschien um 1 Uhr der Kaiser, der sich sofort, bekleidet mit dem Ordensmantel, unter dem Vortritt der Prinzen und gefolgt von den übrigen Anwesenden, nach dem Rittersaal begab. Dort angelangt, ordnete sich die Versammlung rechts und links vom Thron, während der Kaiser selbst, bedeckten Hauptes, den Thron bestieg, sich auf den Thronsessel niederließ und dem Ordens-Ceremonienmeister den Befehl zur Einführung des Prinzen Wilhelm erteilte.

Dieser betrat, geleitet vom Kronprinzen und vom Prinzen Albrecht, den Saal und schritt bis an die Stufen des Thrones.

Nunmehr ließ der Kaiser durch den Ordenssekretär die das Aufnahmegelöbnis betreffenden Artikel der Stiftungsurkunde verlesen.

Nach denselben müssen alle diejenigen, die in den Orden aufgenommen werden, vor der Investitur einen Eid auf die Statuten schwören und sich besonders verpflichten:

„Ein christliches, tugendhaftes, Gott und der ehrbaren Welt wohlgefälliges Leben zu führen, auch Andere mit dazu aufzumuntern, —

die Erhaltung der wahren christlichen Religion überall zu befördern, —

armer, verlassener, bedrückter Witwen und Waisen, auch andrer, Gewalt und Unrecht leidender Leute sich anzunehmen, —

auf die Ehre des Königlichen Hauses und die Königlichen Prärogative zu halten, —

überall Friede, Einigkeit und gutes Vernehmen zu stiften und zu erhalten.“

Nach der Verlesung richtete der Kaiser an den Prinzen die Frage, ob er geloben wolle, die ihm soeben bekannt gemachten Ritterpflichten zu erfüllen, worauf der Befragte, die bloße rechte Hand auf das Statutenbuch legend, erwiderte: „Ja, ich gelobe es!“

Alsdann wurde Prinz Wilhelm von den beiden ihm zur Seite gebliebenen Rittern, dem Kronprinzen und Prinzen Albrecht, mit dem Ordensmantel bekleidet. Darauf kniete er dicht vor dem Throne nieder; der Kaiser neigte sich zu ihm herab und hängte ihm die Ordenskette um, dann aber zog er den Enkel zu sich empor und küßte ihn dreimal herzlich und bewegt.

Zum Schluß reichte der Prinz den übrigen Rittern die Hand und trat dann an den Platz, der ihm in den Reihen derselben gebührte.

Vor dieser Feier im Königlichen Schlosse hatte das kronprinzliche Paar den englischen Botschafter Lord Russel empfangen, der im Namen der Königin von England dem Prinzen Wilhelm den Hosenband-Orden überbrachte.

Am 9. Februar desselben Jahres begann der Prinz seine militärische Laufbahn, wie alle Hohenzollernprinzen, im 1. Garde-Regiment zu Fuß. Er versah den Dienst wie jeder gewöhnliche Lieutenant. Seine Wohnung nahm er im Potsdamer Stadtschloß, das so glorreiche Erinnerungen an den großen Friedrich birgt. Sein militärischer Begleiter, der Hauptmann von Liebenau, wohnte mit ihm im Schloß. Zugleich befleißigte sich der Prinz des Studiums der Kriegswissenschaften. Den Unterricht erteilten einige Lehrer der Potsdamer Kriegsschule: Hauptmann Meyer in militärischen Aufnahmen, Hauptmann von Neumann in der Waffenkenntnis, Hauptmann von Vietinghoff in der Taktik und Hauptmann Diener in der Befestigungskunde.

Im Herbst 1877 bezog der Prinz die Universität zu Bonn. Hier hörte er im Wintersemester 1877/78 die folgenden Vorlesungen:

1. Geheimrat von Stintzing, Römisches Recht.
2. Professor Jürgen Bona Meyer, Geschichte der Philosophie.
3. Geheimrat Clausius, Experimental-Physik.
4. Professor Maurenbrecher, Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Im Sommersemester 1878 folgten die weiteren:

1. Professor Loersch, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.
2. Geheimrat Nasse, National-Ökonomie.
3. Professor Kekulé II, Geschichte der antiken Kunst.
4. Professor Willmanns, Neue Deutsche Litteratur-Geschichte.

Im Wintersemester 1878/79:

1. Geheimrat Haelschner, Srafrecht und Strafprozeß.
2. Professor Held, Finanzwissenschaft.
3. Professor Justi, Kunstgeschichte.
4. Professor Maurenbrecher, Reformationsgeschichte.

Im Sommersemester 1879:

1. Geheimrat Haelschner, Staats- und Völkerrecht.
2. Geheimrat Kekulé I, Chemie.
3. Geheimrat Nasse, Politik und preußisches Verwaltungsrecht.

Über den Büchern und Kollegienheften vergaß er jedoch nicht, das Studentenleben auch von seinen heiteren Seiten kennen zu lernen, und wie einstmals sein Vater schloß er sich dem Korps „Borussia“ an.

Wie Geheimrat Hinzpeter den Prinzen als Mentor nach Kassel begleitet hatte, so wurde Herr von Liebenau ihm für die Zeit des Universitätsbesuches beigegeben. Dieser Offizier, einer kursächsischen Familie entsprossen, hatte seine Laufbahn ebenfalls im 1. Garderegiment begonnen. Hier hatte er Gelegenheit, von dem Kronprinzen bemerkt zu werden, der in ihm nicht nur einen tüchtigen, sondern auch einen nach universeller Geistesbildung strebenden Mann kennen

lernte. Im Regimente avancierte von Liebenau bis zu der bevorzugten Stellung eines Hauptmanns der Leibkompagnie und trat dann als persönlicher Adjutant zum Kronprinzen in ein unmittelbares Verhältnis.

Als die Notwendigkeit eintrat, dem Prinzen einen militärischen Begleiter zu geben, fiel die Wahl des Vaters auf Herrn von Liebenau, da er denselben nach Charakter, Fähigkeiten und Bildung als die geeignetste Persönlichkeit für diese Stellung erkannt hatte. In diesem Verhältnisse blieb von Liebenau, als der Prinz nach Bonn ging. Beseelt von Eifer für die Wissenschaft, begabt mit außergewöhnlicher Weltklugheit, von ernstem Sinne und scharfem Urteil, war derselbe wie selten einer befähigt, die Schritte eines jungen, für hohe Ziele bestimmten Prinzen sowohl auf gesellschaftlichem wie auf wissenschaftlichem Boden zu leiten.

Auf Wunsch des Kronprinzen hatte der Kultusminister Dr. Falk die Oberleitung der Studien des Prinzen übernommen und den Geheimrat Göppert mit der speziellen Ausarbeitung des Studienplans für jedes Semester beauftragt. Mit letzterem stand Herr von Liebenau in regelmäßigem Verkehr, um sowohl über den Erfolg des Studiums des Prinzen zu berichten, als auch um Vereinbarungen für jedes neue Semester zu treffen.

Die Studienpläne wurden nicht nur dem Kronprinzen, sondern auch dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt.

Die in dem Verzeichnis der Vorlesungen unter 1, 2 und 3 aufgeführten Gegenstände hörte der Prinz privatissime, die unter 4 angegebenen publice.

Die alte Burschenherrlichkeit in Bonn ist dem Kaiser

Wilhelm II. unvergeßlich geblieben. Er bewahrt seinen Kommilitonen ein treues Andenken.

Es ist Gebrauch der alten Herren des Bonner Korps „Borussia“, alljährlich einmal zusammenzukommen, und bei einem Festmahle alte, liebe Erinnerungen aufzufrischen und alte Freunde wieder zu begrüßen. Prinz Wilhelm nahm noch als Husarenoberst regelmäßig daran Teil.

Als ein Beweis der anmutenden Eigenart — noch nie zuvor hat ein Hohenzoller sich derartig volkstümlich bethätigt — und der frischen, enthusiastischen Lebensauffassung des jungen Monarchen, sei ein solcher Kommers, wie er an einem Nachmittag des Februar 1886 im Hotel „Kaiserhof“ zu Berlin stattfand, hier kurz geschildert.

Der Prinz hatte sein Erscheinen anmelden lassen. Eine Deputation des aktiven Bonner Korps, der Senior von Wassow an der Spitze, sowie der Premierlieutenant im Regiment der Gardes du Korps von Reischach und der Graf York empfingen ihn bei seinem Eintritt in den Festsaal. Der Prinz legte das ihm überreichte Korpsband, schwarz-weiß-schwarz, über der Husarenuniform an und setzte sich zwischen dem Oberstmarschall Fürsten zu Salm-Reifferscheid-Dyck und dem Präsidenten der Reichsbank, von Dechend, an der Tafel nieder.

Das Trompeterkorps der Gardes du Korps begann die Festmusik mit dem Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum.“ Ein Anschlagen an das Glas kündete den ersten Toast an.

Prinz Wilhelm erhob sich und sprach etwa wie folgt, nachdem er, an der Tafel präsidierend, die Korpsbrüder begrüßt hatte:

Seine Gedanken sollten der Erinnerung gelten und zwar dem, was das Korps durchlebt und durchfochten habe, wobei er an die preußischen Landesfarben anknüpfte, wie das Korps denn auch das Vorrecht habe, die Hohenzollernfarben, schwarz und weiß, zu tragen. Es sei nicht sein Amt und hier auch nicht der Ort, die Thaten des Kaisers zu schildern, die stünden mit Flammenschrift in den Tafeln der Weltgeschichte eingegraben. „Wir Jüngeren sind stolz darauf, dem Kaiser dienen zu dürfen, und blicken mit Neid zu denen auf, die ihr Leben in seinem Dienste zubringen durften. Wenn wir uns fragen, wie es möglich war, daß der Kaiser erreicht, wonach er gestrebt, so ist es das Gottvertrauen gewesen, das ihm sein Selbstvertrauen gegeben. Dieses Beispiel wollen wir nicht vergessen. Wer als Soldat oder in einem sonstigen Beruf ihm dient, der mag bedenken, daß treu zu dem Kaiser halten die erste Pflicht ist. Dem Wohle Seiner Majestät des Kaisers und Königs bringe ich das erste Glas!“

Nachdem der Prinz sodann den Kammerherrn von Schrader zum Fuchsmajor ernannt und zu Füchsen alle diejenigen erklärt hatte, welche unter 37 Semester zählten, hielt Herr von Dechend eine Rede auf das Korps, die mit einem Hoch auf den Prinzen endete.

Jetzt erhob letzterer sich zum zweiten Mal und gedachte des Reichskanzlers Fürsten v. Bismarck, als eines hervorragenden Korpsburschen, dem am 1. April des vergangenen Jahres die ganze Nation ihre Anerkennung und Verehrung gezollt.

Eine heitere Unterbrechung bildete das Fuchslied.

Die Reihe der Toaste setzte das Reichstagsmitglied von Mayer-Arnswalde fort, der den Senior des aktiven Korps, von Wassow, hochleben ließ.

Nunmehr gebot der Prinz Silentium für das erste Lied: „So pünktlich zur Sekunde trifft keine Uhr wohl ein,“ nach dessen ersten drei Versen Graf Herbert v. Bismarck im Namen seines Vaters dankte und sein Glas auf die Ehrenmitglieder leerte, zu denen die Herren von Plotho, von Mirbach-Sorquitten und Graf v. d. Schulenburg gehörten.

Der Senior von Wassow dankte namens des Komités für den ihm gebrachten Toast.

Es ertönte abermaliges Silentium aus des Prinzen Munde, und mit Begeisterung erklang das zweite Lied: „Stoßt an, Bona soll leben!“, dessen vierten Vers: „Stoßt an, Landesfürst lebe!“ das Korps stehend sang.

Nach Verlesung eines aus Bonn eingetroffenen Glückwunschtelegrammes erhob sich Regierungspräsident von Pilgrim, um, anknüpfend an den fünften Vers des soeben gesungenen Liedes: „Stoßt an, Frauenlieb lebe!“ Frauenliebe, Häuslichkeit und Familienglück zu preisen.

„Was das bedeutet, hat unser Präses nicht nur uns, sondern dem ganzen Lande gezeigt; denn die Frauenliebe verstehen wir als das höchste Familienglück, und das ist in der Familie unseres Vorsitzenden verkörpert.“

Sein Hoch galt der Frau Prinzessin Wilhelm.

Herr von Rauchhaupt erinnerte sich mit Begeisterung des hochseligen Prinzen Friedrich Karl. Es seien nahe an 40 Jahre, daß der Verstorbene, der sich während seines Studentenlebens in Bonn die Rettungsmedaille erworben, dem Korps angehört habe. Er fordere die Korpsbrüder auf, dem Andenken des Dahingeschiedenen ein stilles Glas zu weihen.

Herr von Schrader widmete seine Worte dem Fürsten Salm, ihn ein würdiges, schneidiges, bemoostes Haupt nennend, und nun nahm das Semesterreiben seinen Anfang.

Als 41. Semester erhob sich der bayrische Gesandte, Graf Lerchenfeld, als 61. Graf Saurma-Rappersdorf, als 66. Graf Limburg-Stirum, als 80. Herr von Rauchhaupt, als 90. von Wedell-Malchow, der sich selbst beglückwünschte, weil er die Freude gehabt, den Prinzen Wilhelm als Korpsburschen der Bonner Borussia zu begrüßen.

Nachdem noch einmal das Fuchslied erklungen, gebot der Prinz zum letztenmal Silentium und erklärte das initium fidelitatis für eröffnet.

Nun bildeten sich einzelne Gruppen, und die Zeit flog beim Gerstensaft und unter Musik und Gesang froh dahin. Noch lange saß der Prinz, eingedenk der alten Burschenherrlichkeit, mit den Korpsbrüdern heiter beisammen und erst in vorgerückter Nachtstunde verließ er den Festsaal.

Der Kronprinz hörte seinen Sohn öffentlich im Jahre 1880 auf einem Studentenkommers in Königsberg bei Gelegenheit der Kaisermanöver reden. Prinz Wilhelm brachte mit einer Stentorstimme seinen Toast auf die alma mater aus. Sein Vater saß, den Tabaksbeutel im Knopfloch, die Pfeife im Munde, zwischen den Präsidien. Als der Prinz geendet hatte, legte der Kronprinz sich gemächlich auf beide Arme, schmunzelte vergnügt vor sich hin und sagte zu seinen Nachbarn:

„Hat er nicht ganz gut geredet? Es ist nämlich heut das erste Mal, daß ich ihn habe eine Rede halten hören“ ....

Prinz Wihelm hatte am 9. Februar 1877 bei seinem Dienstantritt als Premierlieutenant die Führung des zwei-

ten Zuges erhalten, eine Charge, die er vier Jahre lang behielt.

Am 11. Mai 1878 wurde das deutsche Volk mit Entsetzen erfüllt durch den zum Glück erfolglosen Mordversuch, den Max Hödel Unter den Linden in Berlin gegen Kaiser Wilhelm ausgeführt hatte; drei Wochen später, am 2. Juni, erfolgte die schwere Verwundung des einundachtzigjährigen Monarchen durch die Schrot- und Rehpostenschüsse Karl Nobilings, ebenfalls Unter den Linden.

Der Schmerz und die Empörung der gesamten Nation waren grenzenlos.

„Das Leben ist oft grausiger," schrieb Heinrich von Treitschke unter dem Eindruck des furchtbaren Ereignisses, „als die wildesten Gebilde der Phantasie. Wer hätte vor einem Monat nur für denkbar gehalten, daß heute ein französisches Blatt uns zurufen darf: „Warum hassen die Deutschen ihren Kaiser? und unter uns, die sein Schwert so schwer getroffen hat, haßt ihn niemand?" Schmach auf Schmach ist binnen weniger Wochen auf den guten Namen des treuen deutschen Volkes gefallen. Noch hatte sich die Welt kaum erholt von der unglaublichen Nachricht, daß ein Deutscher die mörderische Hand erhob gegen den greisen Helden der Nation; da wird unser Thronfolger auf englischem Boden von deutschen Männern mit Schimpf und Hohn überhäuft, nur durch die Wachsamkeit der Londoner Polizei von dem Ärgsten behütet, und alsbald folgt ein neuer, noch scheußlicherer Mordanfall gegen den edlen Fürsten, der den Jammer unsrer kaiserlosen Tage beendet hat! Während wir diese Zeilen schreiben, ist es noch nicht sicher, ob dies teure Leben uns erhalten bleibt. Millionen zer-

knirschter und beschämter deutscher Herzen blicken fragend zu Gott empor: ob es denn wirklich in seinem unerforschlichen Ratschluß beschlossen ist, daß uns auch noch die letzte Schande treffen, daß der erste deutsche Kaiser, wie einst Frankreichs Friedensbringer Heinrich IV., durch die Hand eines Landsmannes den Tod finden soll? Und dies in einem Augenblicke, da die Welt dankbar die Weisheit und Gerechtigkeit der deutschen Krone bewundert, da die Bevollmächtigten der großen Mächte sich eben anschicken, den Friedenskongreß zu besuchen, der allein durch die Mäßigung der deutschen Politik möglich wurde. Wohin ist es mit uns gekommen?"

Wir wissen nicht, was damals in der Seele unseres Prinzen vorging, als er, gleich nach dem schrecklichen Ereignis von Bonn herbeigerufen, an dem Schmerzenslager des edlen, glorreichen Kaisers, seines guten Großvaters, stand. Wir wissen nicht, welche Veränderung seine Welt- und Menschenanschauung in jenen Augenblicken erlitten, sicher ist, daß ein großer Teil seiner frischen, harmlosen Gemütsverfassung seit jenen Tagen für immer verschwand.

Es konnte nicht fehlen, daß ihm, dem so scharf denkenden und so richtig urteilenden jungen Fürsten, die Augen aufgingen über das Wesen und Treiben eines gewissen Teils des Volkes, dessen Herrscher er dereinst werden sollte.

Die Sozialdemokratie war seit dem Kriege 1870/71 überraschend angeschwollen. Dieses Wachstum bildete die Kehrseite der Gründerära. In der Zeit des Geldüberflusses und der Überspekulation hervorgerufen durch die ins Land geströmten fünf Milliarden französischer Kriegskosten, wurde mit der Arbeit nicht hausgehalten; es wurde mehr in An-

griff genommen, als das Bedürfnis erheischte, und die notwendige Folge war, daß es der Arbeit zuviel, der Hände zu wenig gab. Dann kam der Umschlag, es gab der Hände zuviel und der Arbeit zu wenig. Unter den erschreckenden Wirkungen des damaligen Treibens, bei dem die Arbeit zum Mittel und Zweck des nichtswürdigsten Aktienjobbertums herabgewürdigt wurde, hatte Deutschland lange Jahre zu leiden. Das platte Land entvölkerte sich und in den Städten häufte sich jene rohe Proletariermasse auf, die, ohne etwas erlernt zu haben, durch Strikes hohe Löhne erzwang, sich in brutaler Genußsucht erging und immer mehr verwilderte. Daß diese Leute die ersten waren, die man, als der Rückschlag eintrat, aus der Arbeit entließ, und daß dieselben dann nirgends mehr Aufnahme fanden, war nur zu natürlich. Die Aktien-, die schrankenlose Zug- und die Strikefreiheit trugen ihre Früchte. Die Reihen der Sozialdemokratie wurden nur um so dichter.

Es trat dazu ein anderer Umstand.

Die kleinstaatlichen Preußenhasser bemächtigten sich der vorgefundenen, anfänglich keineswegs absolut gegen Monarchie und Vaterland eingenommenen Sozialdemokratie, um ihr eine vaterlandslose und antimonarchische Gesinnung einzuimpfen. Bald umfaßte die Sozialdemokratie alles, was unzufrieden und umsturzsüchtig war.

„Krieg den Palästen, Friede den Hütten!", das war das Geschrei, mit dem sich die Vorgänger der Pariser Kommunisten, die Sansculotten, sengend und plündernd auf die gesegneten Fluren Belgiens, der Rheinlande und Italiens stürzten, während ihre Freunde daheim die Guillotine arbeiten ließen und Frankreich aussogen.

Auch die Führer der deutschen Sozialdemokraten bekannten sich zu dieser Losung, auf der der Fluch Europas ruht. Bereits am 23. Mai 1871 hatten in Berlin tagende Delegierte des sozialdemokratischen Arbeitervereins ihre Sympathieen mit der Pariser Kommune ausgesprochen und deren Sache als den Kampf der Arbeit gegen das unterdrückende Kapital erklärt.

Dasselbe Feldgeschrei „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ war von der Tribüne des deutschen Reichstags von sozialdemokratischen Abgeordneten ins Land hinausgerufen worden.

Zwischen jener Zeit und dem Jahre 1878 lag ein wildes, wüstes Treiben der Sozialdemokratie, gegen welches die Regierung wiederholt vergebens die Hilfe des Reichstages anrief. 1876 hatte letzterer eine Vorlage, bezweckend eine Änderung des Strafgesetzbuches, abgelehnt.

Zwei Jahre später ertönten Unter den Linden in Berlin die Schüsse, die dem Leben Kaiser Wilhelms galten.

Die Thatsache, daß der Reichstag am 24. Mai — nach dem Hödelschen Attentat — das erste Gesetz zur Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen verwarf, weil man noch der Meinung war, es sei auf dem Boden des gemeinsamen Rechts, d. h. mit den Bestimmungen des Preß-, Vereins- und Strafgesetzes, auszukommen, erregte in Deutschland in weiten Kreisen Entrüstung.

Nach dem Nobilingschen Attentat erfolgte die Auflösung des Reichstages.

In den der Auflösung vorhergehenden Ministerratssitzungen, denen der Kronprinz in Vertretung des verwundeten Kaisers präsidierte, traten zunächst verschiedene An-

sichten hervor, aber die Mehrheit des Staatsministeriums stimmte schließlich dem für die Auflösung lautenden Votum des Fürsten v. Bismarck zu.

Der Kronprinz hatte sich nur zögernd dazu herbeigelassen.

Das war die Situation, der am 31. Oktober 1878 das Sozialistengesetz entsprang, die dem forschenden, wägenden und sorgenvollen Blicke des neunzehnjährigen Prinzen Wilhelm sich darbot.

Nur die allgemeinen Kundgebungen innigster Teilnahme, treuester Anhänglichkeit und dankbarster Verehrung, die dem Kaiser alsbald dargebracht wurden, konnten tröstend, erhebend und stärkend auf seine junge, in ihren Grundfesten erschütterte Seele wirken.

Der im Jahre 1872 zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochene Krieg, der dem Halbmond schwere Niederlagen beibrachte und den Frieden Europas bedrohte, wurde durch die Friedenspräliminarien von San Stefano beigelegt, endgiltig jedoch erst durch den Berliner Kongreß beendet.

Dieser Kongreß war eine Anerkennung der Kraft und Weisheit der deutschen Politik, ein stolzer Triumph für den Fürsten v. Bismarck, den großen Leiter der deutschen Staatskunst, den zuverlässigen Berater des an seinen Wunden darniederliegenden Kaisers.

Am 13. Juni 1878 trafen die leitenden Staatsmänner der europäischen Mächten in Berlin zu dem Kongreß zusammen, dessen Beratungen im Saale des Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße stattfinden sollten.

Fürst v. Bismarck, der den Vorsitz auf dem Kongreß

führte, hat sich später über denselben unter anderem wie folgt ausgesprochen:

„Ob die Abmachungen von San Stefano gerade ein Meisterwerk der Diplomatie waren, das lasse ich dahingestellt sein. Wir hatten damals sehr wenig Neigung, uns in die orientalischen Sachen zu mischen, ebensowenig wie heute. Ich war schwerkrank in Friedrichsruh, als mir von russischer Seite das Verlangen amtlich mitgeteilt wurde, zur definitiven Beilegung des Krieges einen Kongreß der Großmächte nach Berlin einzuberufen. Ich hatte zunächst wenig Neigung dazu, einmal, weil ich in der körperlichen Unmöglichkeit war, dann aber auch, weil ich keine Neigung hatte, uns soweit in die Sache zu verwickeln, wie die Rolle des Präsidierens eines Kongresses notwendig mit sich bringt. Wenn ich schließlich dennoch nachgegeben habe, so war es einerseits das deutsche Pflichtgefühl im Interesse des Friedens, namentlich aber das dankbare Andenken, daß ich an die Gnade des Kaisers Alexander II. für mich stets bewahrt habe, das mich veranlaßte, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich erklärte mich bereit, wenn es uns gelänge, die Einwilligung von England und Österreich zu beschaffen. Rußland übernahm, die Einwilligung von England zu besorgen, ich nahm auf mich, sie in Wien zu befürworten; es gelang, und der Kongreß kam zu stande.“ . . .

Im September desselben Jahres unternahm der Prinz eine Reise nach Schottland. In London trat er mit dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein und dessen Gemahlin Prinzessin Helene von Großbritannien zusammen, dem Oheim und der Tante der Prinzessin Auguste Viktoria

von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, die später seine Braut und Gattin werden sollte.

In das Jahr 1878 fiel auch noch das Ableben der Großherzogin Alice von Hessen, der Schwester der Kronprinzessin Viktoria.

Wenige Monate später klopfte der Tod von neuem an die Pforte des kronprinzlichen Hauses: am 27. März 1879 wurde Prinz Waldemar, der jüngste Bruder des Prinzen Wilhelm, von einer tückischen Krankheit dahingerafft.

Ein freudiges Ereignis trat am 12. Mai 1879 ein. Die Prinzessin Charlotte, des Prinzen älteste Schwester, die sich im Jahre zuvor mit dem Erbprinzen von Meiningen vermählt hatte, schenkte ihrem Gemahl eine Tochter. Weitere freundliche Tage boten die Festlichkeiten der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares im Juni.

Im Jahre 1879 war der Prinz, als ein eifriger Jäger, einer Einladung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein nach Primkenau zur Auerhahnjagd gefolgt. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Prinzessin Auguste Viktoria kennen. Es erwachte eine tiefe Neigung für das anmutige Herzogskind in seiner Brust, und er zögerte nicht, dieselbe bei seiner Rückkehr den Eltern zu entdecken.

Herzog Friedrich erlebte noch die ersten Verhandlungen wegen der Verbindung des Prinzen mit seiner Tochter; er starb plötzlich am 14. Januar 1880 in Wiesbaden an einem Herzschlage.

Friedrich Christian August war als Sohn des Herzogs Christian (gest. 11. März 1869) und der Herzogin Luise, geborenen Gräfin von Daneskjold-Samsöe (gest. 11. März 1867) am 6. Juli 1829 auf Schloß Augustenburg geboren.

Bei der Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848 trat Prinz Friedrich in die provisorische Regierung und demnächst in die schleswig-holsteinische Armee und machte im Generalstabe derselben den dreijährigen Krieg gegen Dänemark mit.

Im April 1849 überbrachte er im Auftrage des Statthalters Flagge und Wimpel des bei Eckernförde vernichteten dänischen Linienschiffes „Christian VIII." der deutschen Reichsgewalt in Frankfurt a. M.

Nach Wiederherstellung der dänischen Herrschaft wurde die gesamte Herzoglich Augustenburgische Linie des Landes verwiesen. Prinz Friedrich studierte nunmehr zwei Jahre lang in Bonn, trat darauf in die preußische Armee ein, schied aber bereits 1856 als Major à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß wieder aus.

Von da ab lebte er auf dem von ihm angekauften Rittergute Dolzig in der Niederlausitz.

In einem an König Friedrich VII. von Dänemark gerichteten Schreiben vom 15. Januar 1859 hielt „Herzog Friedrich" seine Erbansprüche aufrecht; infolge Verzichts seines Vaters war er Chef der Linie Augustenburg geworden.

Als Friedrich VII. am 15. November 1863 gestorben war, protestierte Herzog Friedrich sogleich am 16. November gegen die Usurpation der Herzogtümer durch Christian IX. und erklärte, als rechtmäßiger Erbe die Regierung Schleswig-Holsteins anzutreten.

Er nannte sich fortan Herzog Friedrich VIII. Mehrere deutsche Bundesfürsten erkannten ihn an. Der badische Bundestagsgesandte v. Mohl zeigte am 16. November der

Bundesversammlung den Regierungsantritt Herzog Friedrichs VIII. von Holstein an und legte am 21. November seine Vollmacht für denselben vor, welche an den holsteinischen Ausschuß zur Prüfung verwiesen wurde.

In allen Gemeinden Holsteins wurde nach dem durch die Bundesexekutionstruppen erzwungenen Abmarsch der dänischen Truppen Friedrich VIII. als Herzog ausgerufen; die große Landesversammlung, die am 27. Dezember zu Elmshorn tagte, erteilte ihre Bestätigung dazu.

Herzog Friedrich kam darauf von Gotha, wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, nach Kiel. Die Prüfung seiner Erbberechtigung durch den Ausschuß der Bundesversammlung zog sich in die Länge; der Herzog sah sich in die Lage versetzt, mit Preußen, welches die Herzogtümer als ein in Gemeinschaft mit Österreich von Dänemark im Kriege erobertes Land betrachtete, zu verhandeln.

Die Verhandlungen zerschlugen sich. Preußen ließ die Sache des Augustenburgers fallen, der von da ab zu Österreich hielt und auf dieses alle seine Hoffnungen setzte.

Unter österreichischem Schutze blieb er denn auch nach dem Gasteiner Vertrag in Kiel, woselbst er eine an der Allee nach Düsternbrook belegene Villa bewohnte, die ihm von einem Bankier in Altona, der sich bereits als künftigen Finanzminister des Herzogs träumte, zum Geschenk gemacht worden war. Das Betreten Schleswigs wurde ihm von Preußen verboten.

Als die Preußen 1866 in Holstein einrückten und die Österreicher dasselbe am 12. Juni verließen, da ging auch Herzog Friedrich von dannen.

Der Prager Frieden wies die Herzogtümer Preußen

zu; damit war die augustenburgische Sache auch von Österreich aufgegeben.

Ein Protest des Herzogs gegen die Einverleibung Schleswig-Holsteins in die preußische Monarchie fand keine Beachtung. Er fügte sich in das Unvermeidliche und lebte als Privatmann in Gotha und, nach dem Verkauf von Dolzig, auf Schloß Primkenau bei Sprottau in Schlesien. Den deutsch-französischen Krieg machte er im Stabe des Kronprinzen von Preußen mit. Seitdem hatte er wenig von sich hören lassen.

Herzog Friedrich hinterließ als Witwe die Herzogin Adelheid (geb. 20. Juli 1835, vermählt 11. September 1856), eine Tochter des verstorbenen Fürsten Ernst von Hohenlohe-Langenburg, und aus der Ehe mit ihr fünf Kinder: Die Prinzessinnen Auguste Viktoria, geboren am 22. Oktober 1858, Karoline Mathilde, den Erbprinzen, jetzigen Herzog Ernst Günther, die Prinzessinnen Luise Sophie und Feodore.

Es war als eine bedeutsame und erfreuliche Fügung anzusehen, daß nicht durch den klugen Rat politischer Weisheit, sondern durch die Wahl und Neigung zweier junger Herzen der langjährige Zwiespalt aus der Welt geschafft und eine schleswig-holsteinische Fürstin, die Tochter des Mannes, der ein letztes erbliches Anrecht auf die Herzogtümer besaß, ausersehen wurde, die Krone der deutschen Kaiserin zu tragen.

Immerhin hatte die Politik bei dieser Verbindung auch ein Wort mitgesprochen.

Es sei zunächst bemerkt, daß am kronprinzlichen Hofe, in Übereinstimmung mit der großen Mehrzahl der deutschen

Höfe, in der Krise von 1864—1866 die Sympathieen dem Augustenburger gehört hatten.

Herzog Friedrich VIII. war, wie schon erwähnt, der Bruder jenes Prinzen Christian, der 1866 die Prinzessin Helene von Großbritannien und Irland heiratete. Schon früher bestanden rege Beziehungen der Familie des Herzogs zum englischen Hofe und zum kronprinzlichen Paare in Potsdam.

Ein besonderes Interesse für den Augustenburger bezeugte auch der Großherzog von Baden, der Schwager des preußischen Kronprinzen, und der Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der Verwandte der kronprinzlichen Familie und des Prätendenten Herzog Friedrich.

Außerhalb der nächstbeteiligten Kreise war Fürst v. Bismarck der erste gewesen, den die Eltern des Prinzen Wilhelm von dessen beabsichtigter Vermählung unterrichtet hatten, um für die Verhandlungen über dieselbe seine Dienste auf politischem und juristischem Gebiete in Anspruch zu nehmen.

Auch der Fürst begrüßte die Verbindung mit Beifall und nannte sie den „freudigen Schlußakt eines konfliktreichen Dramas.“

Das kronprinzliche Paar zeigte sich über den Rat und den Beistand des Reichskanzlers höchst befriedigt.

Vier Wochen nach dem Tode des Herzogs fand das stille Verlöbnis des fürstlichen Paares in Gotha statt, wo damals die Herzogin Adelheid sich zum Besuch beim Herzog Ernst aufhielt.

Der Trauerzeit wegen erfolgte die offizielle Verlobung erst am 2. Juni 1880 und zwar in Schloß Babelsberg.

Das bloße Gerücht von der Verlobung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein wurde in Deutschland schon mit dem Ausdrucke lebhafter Freude und den herzlichsten Wünschen begrüßt.

Prinz Wilhelm war unter den Augen des Volkes erzogen; er war der erste preußische Prinz, der sich neben den Sohn des schlichten Bürgers auf die Schulbank setzte, um zu bethätigen, daß er in dem Wettkampfe um Wissen und Tüchtigkeit auf jeden Vorteil verzichte, den ihm die Geburt verlieh.

Über die Braut verlautete nur das allergünstigste. Ein ihr Nahestehender schrieb aus Gotha:

„Die Braut des Prinzen Wilhelm ist gegenwärtig 22 Jahre alt, aber ihre Jahre sind ihrem Äußeren vorangeeilt, man würde ihr höchstens 18 Jahre geben. Was für sie beim ersten Augenblick einnimmt, ist das gemütvolle deutsche Element, was sich in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Wesen ausdrückt. Von Gestalt groß, schlank, hoch, voll edlen Ebenmaßes, Hand und Fuß schön geformt, weiß sie in ihrer Haltung wie in ihren Bewegungen Würde mit Anmut zu vereinigen. Kann man auch nicht sagen, daß der Schnitt der Züge und des Kopfes zu jenem Genre gehört, das beim ersten Anblick den Zuschauer frappiert, so wird man doch inne werden, daß dieses ovale Gesicht mit den zarten, blauen Augen, dem lieblichen Munde mit den schönen Zähnen, mit der Fülle blonden Haares, bei längerem Anschauen von Minute zu Minute gewinnt und fesselt. Die Augen, niedergeschlagen, scheinen sinnend oft inneren Dingen nachzugehen, um so anmutiger aber ist ihr Aufschlag, um so herzlicher ihr heller, strahlender Blick.

Aus ihrem Wesen aber spricht eine überzeugende Herzensfreundlichkeit, die das Gepräge innerer Wahrheit trägt, welche nur in der Quelle eines lauteren Gemütes liegt. Mit der Bildung ihres Herzens, die von religiösem Grunde ausging, verschwisterte sich die ihres Geistes. Die Prinzessin spricht sehr gut, weiß sehr viel, und daß sie nicht nur Angelerntes, sondern eigen Geistiges zu geben weiß — davon giebt der Reiz Zeugnis, der in ihrer Konversation liegt. Aus deutschem Stamme ist sie entsprossen, deutsch ist ihre Erscheinung, deutsch ihr Wesen, und diese Eigenschaften werden sich in Berlin bald Boden und Geltung verschaffen."

Die Prinzessin war in Dolzig geboren, ihre Jugendzeit vom elften bis zum zweiundzwanzigsten Jahre aber hatte sie in Primkenau verlebt.

Die Stadt Primkenau, nach der die Herrschaft benannt ist, wurde zwischen 1280 und 1290 von dem schlesischen Herzog Primislaus I. angelegt. Derselbe, mit seinem abgekürzten Namen „Primko" genannt, ist ein Enkel Herzog Heinrichs II., des Frommen, jenes heldenhaften Fürsten, der in dem furchtbaren Kampfe gegen die Mongolen am 2. April 1241 sein Leben opferte. Herzog Primislaus, der deutsche Ansiedler aus Thüringen nach Primkenau gezogen hatte, regierte von 1273 bis 1289 und fiel in der Schlacht bei Sirwiarcz in letzterem Jahre. Seit 1397 war die Herrschaft Primkenau in den Besitz des Ritters Hans von Rechberg übergegangen und blieb bei dessen Nachkommen bis 1637. Hierauf kam sie in die Hände des kaiserlichen Obersten Leon Caprello di Medicis und durch dessen Testament im Jahre 1640 in den Besitz der Jesuiten, welche sie jedoch 1677 wieder an die Erben des Obersten

herausgeben mußten. Im Jahre 1705 besaß sie der Graf Johann Christoph von Proskau; nach ihm wechselten die Besitzer schnell. Anfangs der fünfziger Jahre gehörte sie einem Herrn von Block-Bibram, von dem der Herzog Christian August von Schleswig-Holstein sie im September 1853 kaufte. Nach dem 1869 erfolgten Ableben des Herzogs trat sein Sohn, der Herzog Friedrich, die 54,000 Morgen große Besitzung an. Im Jahre 1884 erfolgte die Übergabe derselben an den großjährig gewordenen Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein.

Am 1. Juni 1880 kam die Prinzessin Auguste Viktoria mit ihrer Mutter, ihrer Schwester Karoline Mathilde, ihrem Bruder und dem Oheim Prinz Christian nach dem Neuen Palais zum Besuch, und auf den 2. Juni hatte der Kaiser und König die ganze in Berlin anwesende Königliche Familie, sowie die holsteinischen Gäste nach Schloß Babelsberg zur Tafel entboten.

Der Kaiser war mit einem Extrazuge um zwei Uhr aus Berlin gekommen, um $4^1/_2$ Uhr war die Stunde für die Tafel angesetzt.

Vom Neuen Palais kamen in einem vierspännigen Wagen der Kronprinz und die Kronprinzessin, die Herzogin-Mutter mit der Prinzessin Auguste Viktoria; in einem zweiten Wagen die Prinzessin Karoline Mathilde mit den Schwestern des Bräutigams, den Prinzessinnen Viktoria, Sophie und Margarethe. Weiter folgten Prinz Christian von Schleswig-Holstein und der Herzog Günther.

Von Potsdam waren Prinz Wilhelm, der Prinz von Holstein und das erbprinzliche Paar von Sachsen-Meiningen gekommen; von Glienicke Prinz und Prinzessin Friedrich

Karl und Prinz Leopold; von Marly die Herzogin Wilhelm von Mecklenburg; aus Berlin Prinz Alexander, Prinz August von Württemberg, der Erbprinz von Anhalt, der Prinz und die Prinzessin Friedrich von Hohenzollern.

Sämtliche Fürstlichkeiten versammelten sich im großen Gesellschaftssalon der Kaiserin. Hier erschien der Kaiser in ihrer Mitte.

Der runde Tanzsaal mit den blausamtenen Draperieen war der Versammlungsort für die Gäste des Hauses. Diese waren der Fürst und die Fürstin v. Bismarck, der Oberstkämmerer Graf Redern, der Minister des königlichen Hauses Graf Schleinitz mit Gemahlin, die Oberhofmeisterin der Kaiserin, Gräfin Perponcher, der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, der Fürst von Hohenlohe-Langenburg, der Chefpräsident der Oberrechnungskammer von Stünzner, der Geheimrat von Wilmowski, der General-Adjutant Graf v. d. Goltz, General von Albedyll, General von Gottberg, der ehemalige ziehe des Prinzen Wilhelm, der Kommandant von Potsdam, General Bronsart von Schellendorff, General Graf Lehndorff u. s. w. Im Ganzen waren es vierundfünfzig Gäste.

Auf eine Meldung des Oberhof- und Hausmarschalls Grafen von Pückler trat der Minister des Königlichen Hauses in den Kreis dieser Versammelten und sagte:

„Im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers und Königs habe ich den Versammelten die Mitteilung zu machen, daß mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers, mit Zustimmung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reichs

und von Preußen soeben die Verlobung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in Gegenwart der Mitglieder der Königlich Preußischen Familie und des Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburgschen Hauses stattgefunden hat."

Nach dieser Proklamation erschien die Braut am Arme des Kaisers, der sie der Versammlung präsentierte. Sodann stellte der Kaiser der Braut zunächst den Minister Grafen von Schleinitz vor, dann der Reihe nach den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, den Fürsten v. Bismarck, General von Gottberg, den Oberstkämmerer Grafen Redern. Nach diesen präsentierte ihr die Kronprinzessin die Fürstin v. Bismarck, die Oberhofmeisterin Gräfin Perponcher, die Gräfin Schleinitz.

Das Antlitz der Braut war zur Hälfte von einem weißen Schleier bedeckt, der von dem gleichfalls weißen, mit Maiglöckchen garnierten Hute herabfiel und unter dem Kinn zu einer großen Schleife gebunden war. Die stattliche und doch so graziöse Gestalt war in eine Schlepprobe von weißem Rips mit kurzen Ärmeln und viereckigem Ausschnitt gekleidet. Um den Hals schlangen sich sechs Reihen von Perlen mit einem großen goldenen Medaillon, dessen Mittelpunkt eine große Perle war. An der Brust blühten einige große Theerosen und die Hand hielt einen Strauß von Maiblumen und weißen Rosen.

Nach der Präsentation rief der Kaiser seinen Enkel herbei und übergab ihm die Braut vor den Versammelten.

Das junge Paar eröffnete den Zug in den Speisesaal. Der Kaiser führte die Kronprinzessin, der Kronprinz die

Prinzessin Friedrich Karl, und je nach ihrem Range folgten die übrigen Gäste, denen die Plätze an der Tafel der Fürstlichkeiten bestimmt waren.

Die Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein nahm an der Tafel nicht teil; sie begab sich unmittelbar nach der Verlobung in Begleitung ihrer Hofdame, der Baronin von Ilsendorf, nach dem Neuen Palais zurück.

Das Brautpaar saß zwischen dem Kaiser und der Kronprinzessin. Großvater, Vater und Sohn trugen die Uniform des ersten Garderegiments.

Gegen Ende der Tafel erhob sich der Kaiser und brachte einen stillen Toast auf das Brautpaar aus, das heißt, der hohe Herr stieß mit der Braut, mit dem Bräutigam und der Kronprinzessin an, worauf Prinz Wilhelm ihm die Hand küßte.

Das Musikkorps des ersten Garderegiments, welches auf der hinteren Terrasse aufgestellt war, blies einen Tusch, und von Babelsberg her donnerten die Kanonen weit über den Wasserspiegel der Havel.

Das war des Prinzen Wilhelm Verlobung.

Vorher, am 22. März, hatte der Kaiser ihn zum Hauptmann befördert.

Drei Monate nach dem schönen Tage von Babelsberg erhielt Prinz Wilhelm den Besuch des Kronprinzen Rudolf von Österreich, mit dem er bereits vor mehreren Jahren eine Freundschaft geschlossen hatte, die durch das vorzeitige, unglückselige Ende des habsburgischen Thronfolgers einen so frühen und unerwarteten Abschluß erhalten sollte.

Noch im Laufe desselben Sommers hatte Prinz Wilhelm den Kronprinzen zweimal nach Kiel begleitet; das

erstemal zur Teilnahme an der Inspektion eines Panzergeschwaders, das anderemal zur Begrüßung des von seiner Weltumsegelung zurückgekehrten Prinzen Heinrich.

* * *

Die Traditionen des hohenzollernschen Hauses hatten das Meer nicht aus den Augen gelassen, seit der Adlerblick des Großen Kurfürsten zuerst in einer werdenden Welt die Ziele erkannte, welche seinen Nachfolgern erst erreichbar werden sollten; aber die Ungunst der Zeit gestattete keine Zersplitterung der Kraft, und es hat fast zweihundert Jahre gedauert, ehe ein preußischer Prinz an die Spitze einer vorläufig nur preußischen Flotte trat.

Diese Erinnerungen nahm der Kronprinz wieder auf, indem er den zweitgeborenen seiner Söhne für die Marine bestimmte.

Während Prinz Wilhelm das Gymnasium in Kassel bezog, besuchte Prinz Heinrich die Realschule daselbst, wo er einen besonderen Eifer für Geographie und Mathematik an den Tag legte. Mit dem Zeugnis für Obersekunda verließ er im März 1877 die Schule und trat zu Kiel in die Marine und zwar an Bord des Kadettenschiffes „Niobe“ ein.

Prinz Heinrich war das erste Mitglied des preußischen Herrscherhauses, das seine militärische Laufbahn in der Marine begann. Es war dies ein Zeugnis dafür, daß der Kaiser die Marine der sieggekrönten und bewährten Armee ebenbürtig an die Seite zu stellen wünschte, um auch aus ihr eine starke Waffe für den hohen Beruf des Hauses Hohenzollern zu machen.

Der Chef der Admiralität, Staatsminister von Stosch,

sprach den kronprinzlichen Eltern, die den Sohn nach Kiel begleitet hatten, den Dank der Marine für die derselben gewordene Ehre aus.

Der Kronprinz erwiderte, er übergebe den Sohn der jungen, sich noch entwickelnden Marine mit dem Vertrauen, daß derselbe zu ihrer Förderung mithelfen und den Ruhm, den die Armee bereits erworben habe, wenn die Zeit gekommen wäre, auch auf die deutsche Seemacht zu übertragen bestrebt sein würde.

An Bord der „Niobe“, einer alten, hölzernen Segelfregatte, erlernte der Prinz die ersten Elemente des Seemannsberufes. Die erste Fahrt war nur eine kurze. Dann aber, als er sechzehn Jahre alt geworden war, sollte er, um Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, eine Reise um den Erdball beginnen.

Am 6. Oktober 1878 begab sich das kronprinzliche Paar abermals nach Kiel, um bei der Einschiffung des Prinzen Heinrich an Bord der Dampfkorvette „Prinz Adalbert“ zugegen zu sein.

Der Abschied war ein schmerzlicher.

Der Kronprinz empfahl den Sohn der Obhut des Kapitäns. Zu einer verantwortlichen Stellung in der deutschen Marine habe der Kaiser ihn dereinst bestimmt, und die Reise, die er jetzt antrete, habe den Zweck, ihn zu einem braven, sich selbst vertrauenden Seemann auszubilden.

„Bedenke stets,“ so wendete der Vater sich darauf an seinen Sohn, „daß es bei den Prinzen unsers Hauses althergebrachter Brauch ist, gehorchen zu lernen, um später, nach erlangter Berufsthätigkeit, befehlen zu können. Erweise deinen Vorgesetzten Achtung und Gehorsam, liege

treu und fleißig deinen Pflichten ob und halte gute Kameradschaft mit deinen Alters- und Studiengenossen."

Von dem Segen der Eltern und den Sympathieen des Volkes begleitet zog der Prinz in die Ferne.

Zur Zeit des Todes seines Bruders Waldemar befand er sich in Japan. Er hatte in Tokio während seines Aufenthaltes am Lande den Palast Enrio Kuwan bezogen. Von dort ging der „Prinz Adalbert" nach Schanghai in China. Als die Deutschen daselbst den jungen fürstlichen Seefahrer ihrer Treue zu Kaiser und Reich versicherten, sprach er die Worte:

„Die Interessen des Reiches haben es gefügt, daß vier Schiffe Seiner Majestät ihre Flaggen vor dieser Stadt entfalten. In ihnen wird ein Stück des Vaterlandes hinausgetragen in die Welt, mit einem Organismus von Erz und mit deutschen Männern in Waffen. Dadurch ist ein lebendiges Element geschaffen für das Deutschtum in allen Teilen der Erde, eine bindende Kette zum großen Vaterlande, welche sich stark erweisen wird in Stunden der Gefahr."

Die Festlichkeiten, die hier dem Prinzen zu Ehren veranstaltet wurden, unterbrach jäh die Trauerbotschaft aus Berlin. Ein Dampfer hatte dieselbe von San Franzisko gebracht.

Wäre es auf die Mutter angekommen, so würde der Prinz zurückberufen worden sein. Nach dem Verluste Waldemars zitterte sie um so mehr für das Leben ihres „Heinz." Sie bat den Kaiser, ihr die Heimkehr des Sohnes zu bewilligen. Der greise Monarch hörte sie gütig an, lehnte ihre Bitte jedoch ab. Er habe sie, die Mutter, auf die lange Trennung aufmerksam gemacht, sie wäre jedoch bei dem

Entschlusse geblieben, daß der Sohn die Reise ausführen sollte. Damit habe der Prinz eine Pflicht übernommen und diese Pflicht müsse erfüllt werden.

Der „Prinz Adalbert" setzte vorschriftsmäßig die Reise fort; erst in Kanton wurde der lange Heimatswimpel gehißt.

Das Wiedersehen erfolgte am Ende des Monats September 1880 auf der Ostsee vor Kiel. Das Eintreffen der Korvette war für den 29. Nachmittags avisiert worden.

Die kronprinzliche Familie war dem Heimkehrenden an Bord der „Hohenzollern" entgegengefahren. Gegen Mittag wurde es auf der Kommandobrücke lebendig. Der Kronprinz erschien auf dem obersten Pavillon, dann die Frau Kronprinzessin, der Chef der Admiralität, der Kommandant.

Die Offiziere vom Dienst richteten ihre Fernrohre nach dem Horizont, an dem sich die südlichste Spitze der dänischen Insel Langeland zeigte. Gleich darauf stieg die Takelung des „Prinz Adalbert" über der fernen Kimmung empor. Bald waren die Schiffe einander nahe und der Salut donnerte über die See.

Die Kronprinzessin spähte mit feuchten Augen auf dem herankommenden Fahrzeug nach der Gestalt desjenigen, den sie so lange herbeigesehnt hatte — da schwenkte Prinz Heinrich drüben grüßend seine Mütze, der Kronprinz erwiderte den Gruß, dann traten die Eltern eng an einander und drückten sich stumm die Hände. Drüben ließ der „Prinz Adalbert" ein Boot zu Wasser und der Prinz schwang sich hinein. Rasche Ruderschläge brachten es an die Seite der „Hohenzollern". Neben dem treubewährten Begleiter, Kapitänlieutenant Freiherrn von Seckendorff, saß Prinz

Heinrich in der Seekadetten-Uniform mit dem Offiziersabzeichen. Das jugendliche Antlitz war von der Sonne der Tropen gebräunt. Sein Blick hob sich suchend zu der Stelle, wo er die Eltern vermutete. Mit wenigen Sprüngen war er die Treppen hinauf — der Kronprinz breitete seine Arme aus, und lange und innig hielt er den Sohn umfaßt. Von da ging es an das Herz der Mutter — gesprochen wurde nichts, die Blicke, die Umarmungen waren beredter, als alle Worte. Dann begrüßte der Heimgekehrte den Bruder — das übrige entzog sich den Blicken der Zeugen, da die Eltern ihren Sohn mit sich in die inneren Räume nahmen. Prinz Wilhelm allein folgte.

Eine halbe Stunde später ließ sich der Kronprinz mit seinen Söhnen an Bord des „Prinz Adalbert" setzen, wo einige offizielle Reden gewechselt und einige Ordensverleihungen und Rangerhöhungen bekannt gegeben wurden. Dann fuhren der Kronprinz, Prinz Wilhelm und Prinz Heinrich nach der „Hohenzollern" zurück, die bald darauf in Kiel an der Wasserallee die Herrschaften ausschiffte. Zu Fuß begab man sich in das Schloß.

Zwei Tage nach seiner Rückkehr bestand Prinz Heinrich in der Marineschule zu Kiel die erste Seeoffiziersprüfung; es folgte nur noch ein einjähriger wissenschaftlicher Kursus auf dieser Anstalt, mit welchem dann die gesamte Ausbildungsperiode abschloß.

* * *

Wir gelangen nun zu dem wichtigsten Ereignis der jungen Jahre unseres Prinzen, zu seiner Vermählung, die auf den 27. Februar des Jahres 1881 angesetzt worden war.

Nie hat ein Volk sich freudiger, enthusiastischer und mit mehr gutem Willen an einem Familienfeste seiner Herrscherfamilie beteiligt, als dies bei der Verheiratung des Prinzen Wilhelm von seiten Deutschlands, Preußens und besonders von seiten der Einwohner Berlins geschehen ist.

Denn gerade dieser Prinz vor allen war der Liebling der Nation.

Auf ihn setzte man die größten Hoffnungen.

Und als er nun vollends die Augustenburgerin, die „deutsche Maid“, zum Ehegemahl erkoren und damit ein Bündnis geschlossen hatte, das so vollständig den deutschen Empfindungen entsprach, da wurde des Jubelns, der frohen Erwartungen und der herzlichen Wünsche kein Ende.

Feste, feierliche Einzüge geschehen gelegentlich in allen Hauptstädten, oft unter größerer Aufwendung von Pracht und Herrlichkeit, zuweilen auf einem landschaftlich unvergleichlich schöneren Hintergrunde, mit mehr Geschick für die theatralische Inscenierung — nirgends aber wird eine solche Begebenheit im gemütlichen Sinne des Worts ein Ereignis für die ganze Bevölkerung, als in Berlin.

Allerdings wissen die Berliner recht gut, welche einzige Triumphstraße sie in dem breiten, von den stattlichsten Gebäuden eingefaßten Wege von dem monumentalen Brandenburger Thor, an dem Friedrichsdenkmal vorbei zum alten Hohenzollernschlosse besitzen, welche Jubelrufe von hier aus schon zu den Wolken aufgestiegen sind, wie der eherne Schritt der in drei Feldzügen unüberwindlich gewesenen Legionen hier welterschütternd widergehallt hat.

Nicht dem aus siegreichem Kriege an der Spitze seiner

tapferen heimkehrenden Kaiser, nicht, wie im Herbst 1878, dem aus schwerer Gefahr durch Gottes Fügung geretteten geliebten Fürsten — diesmal flatterten Fahnen und Wimpel, rauschte grüner Laubschmuck und dufteten Blumen einem jungen Fürstenkinde entgegen.

Zum Empfange einer Braut schmückte sich Berlin, ihr sollten die Glocken der Kirchen, die Jubelrufe des Volkes einen festlichen, fröhlichen Willkomm bieten. Dem blühenden Hohenzollernsohne reichte eine Prinzessin aus altem, urdeutschem Fürstengeschlecht die Hand.

Die Prinzessin Auguste Viktoria sollte die dritte der Frauen werden, die, aus schleswig-holsteinischem Hause entsprossen, als Gemahlinnen hohenzollerscher Fürsten den brandenburgisch-preußischen Thron geziert haben.

Die erste war die Gemahlin des Kurfürsten Joachim I., Nestor, Elisabeth, eine Tochter Johanns, Herzogs von Schleswig-Holstein und Königs von Dänemark. Die Vermählung derselben fand 1502 zu Stendal statt, da zur Zeit in Berlin die Pest wütete. Elisabeth wurde eine treue Landesmutter, welche unter anderem auch für die durch die schreckliche Seuche zu Waisen gewordenen Kinder nach Möglichkeit sorgte. Die Kurfürstin war auch eine warme Anhängerin der Reformation und nahm ohne Vorwissen ihres Gemahls das Abendmahl in beiderlei Gestalt, was zu dem bekannten Zerwürfnis Anlaß gab.

Die zweite schleswig-holsteinische Prinzessin war Dorothea, die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, deren Vermählung 1667 stattfand. Kurfürstin Dorothea hat sich besonders um die Verschönerung der Residenz verdient gemacht; die heutige Dorotheenstadt Berlins

verdankt ihr ihr Entstehen, da sie dieselbe auf dem ihr vom Kurfürsten geschenkten Grund aufbauen ließ. Die Straße Unter den Linden ist gleichfalls ein Werk Dorotheens, die persönlich die Anpflanzung der Baumreihen leitete. Viele kurfürstliche Erlasse zur Aufbesserung der Stadt sind auf sie zurückzuführen.

Ihr aber, der Dritten, sollte ein ungleich glänzenderes Los beschieden werden, als ihren Vorgängerinnen geworden war. Ihrem schönen, blonden Haupte winkte des Deutschen Reiches Kaiserinnenkrone.

Berlin füllte sich mit fürstlichen Gästen und anderen Vertretern sämtlicher europäischer Höfe. Das sächsische Königspaar, der Erzherzog Karl Ludwig von Österreich, der Großfürst Alexis Alexandrowitsch von Rußland, der Prinz von Wales, der Herzog von Edinburg, der Kronprinz von Schweden, der Herzog von Aosta, der Prinz Arnulf von Bayern, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, die großherzoglich weimarischen Herrschaften und andere sammelten sich zum Feste. Aus Madrid war der Herzog von Ossuna mit seiner Gemahlin eingetroffen, aus Brüssel der Generallieutenant Boucher, aus Kopenhagen der Kammerherr von Hoexthausen, aus Bukarest der Feldmarschall Vararescu, aus Lissabon Graf Rilvas.

Die französische Republik ließ sich durch ihren Botschafter Grafen Saint-Vallier als außerordentlichen Gesandten bei der Vermählung des Prinzen Wilhelm vertreten. Die Ansprache, die derselbe am 25. Februar bei der Überreichung seines Beglaubigungsschreibens an den deutschen Kaiser richtete, lautete:

„Sire! Es gereicht mir zur innigen Freude, daß ich

von meiner Regierung ausersehen wurde, Eurer Majestät die Glückwünsche darzubringen, die der Herr Präsident der Republik und der Ministerrat bei der Gelegenheit der Vermählung Ihres erhabenen Enkels Sr. K. Hoheit des Prinzen Wilhelm, dessen Glück ihnen aufrichtig am Herzen liegt, Ihnen mitteilen zu lassen beabsichtigen. Ich habe die Ehre, Ew. K. und K. Majestät die Schreiben zu überreichen, die mich bei Ihnen in besonderem Auftrage für das glückliche Familienereignis beglaubigen, das Sie zu feiern im Begriff sind, und dem ich die Erlaubnis verdanke, Eurer Majestät die Huldigung meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit für Ihre Person und meine Dankbarkeit für Ihre mir erwiesenen Gnaden darzulegen. Der Herr Präsident der Republik und die französische Regierung wollten ihre Empfindungen gegen Eure Majestät in einer besonderen Weise kundzugeben, indem sie den Herrn General Caillot, den Herrn Kommandanten Fayet, Ordonnanzoffizier des Staatsoberhauptes, und den Herrn Kommandanten Rau nach Berlin sandten, die ich Eurer Majestät vorzustellen um Erlaubnis bitte."

Die Vermählung fand am 27. Februar 1881, einem Sonntage, in der Kapelle des Schlosses zu Berlin statt.

Die Prinzessin Auguste Viktoria war am 25. Februar von Primkenau abgereist, ihrer neuen Heimat zuzueilen. Sie traf in Begleitung des schleswig-holsteinischen Bevollmächtigten Freiherrn von Liliencron vormittags 11 Uhr in Sagan ein, wo sie den vom Kaiser gestellten Extrazug nach Berlin bestieg. Auf dem Bahnhofe zu Sagan hatten sie der Oberpräsident von Schlesien von Seydewitz, der kommandierende General des V. Armeekorps von Pape,

ferner die der Braut während der Dauer der Vermählungsfestlichkeiten zur Aufwartung zugeteilten drei Herren, der Oberschloßhauptmann Graf von Perponcher-Sedlnitzki, der Hofjägermeister Freiherr von Heintze und der Kammerherr Max Graf von Lüttichau, sowie ihr neuer Hofstaat empfangen.

In Frankfurt, bis wohin der Oberpräsident von Seydewitz und der General von Pape die Braut begleiteten, fand ein großer Empfang von seiten der Militär- und Zivilbehörden statt.

Gegen 4 Uhr kam der Zug in Berlin an. Hier waren auf dem Bahnhof der Kronprinz, Prinz Wilhelm, der Oberstallmeister Graf von Pückler, der Gouverneur von Berlin General von Fransecki, der Kommandant Generalmajor von Berken und der Polizeipräsident von Madai zum Empfange anwesend.

Die Braut begab sich ohne längeren Aufenthalt mit ihrem Hofstaat und dem zugeteilten Dienst nach dem Schlosse Bellevue im Tiergarten...

Dieses Schloß und das dazu gehörige Stückchen Erde ist ein interessanter Ort.

Das Terrain gehörte ehemals einem Gärtner Müller, von diesem kaufte es Herr von Knobelsdorf, Oberbauintendant und Erbauer des königlichen Opernhauses zu Berlin. Derselbe legte 1743 hier eine Meierei an und baute sich das kleine Landhaus, das jetzt den Spreeflügel von Bellevue bildet.

Wenzeslaus von Knobelsdorf, geboren am 17. Februar 1699, zählte zu den Freunden Friedrichs des Großen, zu den Mitgliedern der „Rheinsberger platonischen Republik“.

Den „dicken Knobelsdorf“ nannte ihn Friedrich in seiner Vertraulichkeit. Er malte Friedrichs Bild für Voltaire, er baute das durch eine Feuersbrunst eingeäscherte Schloß zu Rheinsberg neu auf, desgleichen erbaute er einen Flügel des Charlottenburger Schlosses, und von 1740 bis 1742, wie schon erwähnt, das Opernhaus.

Knobelsdorf starb am 16. September 1753; er wurde im Glockenstuhlgewölbe des deutschen Domes auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin beigesetzt.

Die „Knobelsdorfsche Meierei“ im Tiergarten aber gelangte, nachdem ein Freiherr von der Horst längere Zeit mietsweise darin gewohnt und Obst- und Gemüsegärten auf dem Grundstück angelegt hatte, an den Hofrat Bertram und von diesem 1785 an den Prinzen Ferdinand, welcher in den Jahren 1786—1790 das Schloß Bellevue mit seinem Park darauf errichtete.

Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des großen Königs, hatte vorher in Schloß Friedrichsfelde residiert, im Jahre 1802 bezog er das Schloß Rheinsberg und überließ seinem Sohne, dem Prinzen Louis Ferdinand, von dieser Zeit ab das Schloß Bellevue.

Prinz Louis Ferdinand, am 18. November 1772 geboren, ein ritterlicher, geistreicher, liebenswürdiger Herr, der Abgott aller Damen, sollte sich seines schönen Besitzes nicht lange erfreuen. Das Jahr der Trübsal, 1806, war gekommen, und der Schloßherr von Bellevue zog mit in den Kampf.

Am 10. Oktober brach er mit 6000 Mann gegen Saalfeld auf, um die Franzosen im Vorrücken aufzuhalten. Es kam zum Gefecht. Dem Heldenmut des Hohenzollern-

prinzen zollten selbst französische Schriftsteller Anerkennung. So schreibt Thiers: „Der Prinz, in seiner glänzenden Uniform, begab sich in das Getümmel des Kampfes mit einer Tapferkeit, welche seiner Geburt entsprach.“ Fünf Stunden lang schlug er sich mit dem überlegenen Feinde. Mit letzter Anstrengung sprengte er an der Spitze der Seinigen gegen die französische Reiterei; er wurde geworfen und erhielt eine schwere Wunde.

Er befand sich auf einer Wiese und hoffte durch die Schnelligkeit seines englischen Pferdes vor dem drohenden Kriegsgeschick bewahrt zu werden. Da erhielt das Roß einen Schuß und stürzte unter ihm zusammen.

Er reißt die Pistolen aus den Halftern, entschlossen, sich bis zum letzten Atemzuge zu wehren. Seine Uniform verrät dem Feinde, daß man es mit einer hohen Persönlichkeit zu thun habe. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein.

„Ergebt Euch, General!“ schreit der Wachtmeister ihn an.

„Eher sterben!“ ruft der Prinz und kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter.

Er empfängt Wunde auf Wunde; endlich streckt ein Hieb in den Hinterkopf den Helden zu Boden. Der Husar wirft sich über ihn und durchbohrt ihn.

Wenige Tage zuvor hatte der Prinz an eine befreundete Person geschrieben: „Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben.“

Der Schloßherr von Bellevue starb den Heldentod — der erste preußische Hohenzoller, der auf dem Schlachtfeld für das Vaterland sein Leben ließ.

Berühmte Männer waren bei seinen Lebzeiten zu Bellevue aus und ein gegangen: Friedrich Gentz, Wilhelm von Humboldt, Johannes von Müller, Friedrich von Schlegel und andere. Am 8. Mai 1804 saß Friedrich von Schiller als Gast an der Tafel Louis Ferdinands.

Des Prinzen Lebenswandel war nicht der musterhafteste gewesen, allein selbst seine Ausschweifungen trugen den Charakter der Genialität, weswegen man ihn vielfach den preußischen Alcibiades genannt hat.

Ein bürgerliches Mädchen, die schöne und sanfte Henriette Fromm, schenkte ihm zwei Kinder, Louis und Blanche. Beide sind nach dem Tode des Prinzen unter dem Namen von Wildenbruch in den Adelstand erhoben worden.

Nach Prinz Louis Ferdinand wurde Prinz August, der Organisator der preußischen Artillerie und Bruder des Verstorbenen, Besitzer von Bellevue.

Von den Erben des Prinzen August kaufte König Friedrich Wilhelm IV. Schloß Bellevue und seine Einrichtung für 450,000 Mark; er hat sich oft und gern dort aufgehalten.

In den siebziger Jahren bewohnte die Prinzessin Alexandrine, verwitwete Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, das Schloß; dann begann das glänzendste Kapitel in der Geschichte des schönen Besitztums, die Herrichtung desselben für den Prinzen Wilhelm und dessen Gemahlin.

Soviel über Schloß Bellevue . . . .

Am Tage vor der Trauung fand, altpreußischer Königssitte gemäß, die Einholung der Braut statt.

Die Prinzessin nahm an der Seite ihrer Schwiegermutter, der Kronprinzessin, in dem großen, mit acht Pferden bespannten, königlichen Staatswagen Platz, um in feierlichem Zuge von Schloß Bellevue durch den Tiergarten und das Brandenburger Thor in das Königliche Schloß geleitet zu werden.

An der Spitze des Zuges ritt eine Abteilung vom 1. Gardedragoner-Regiment, dann folgten drei Galawagen mit dem Hofstaat und eine Schwadron des Regiments Gardes du Korps; als Ehrenbegleitung folgte dem Staatswagen wiederum eine Schwadron desselben Regiments, zwei sechsspännige Wagen mit den Hofdamen der Braut und der Kronprinzessin und zuletzt ein Zug des 2. Gardedragoner-Regiments.

Auf dem halben Wege zum Brandenburger Thor hatte das Schlächtergewerk zu Pferde und weiter eine Abteilung von 40 Postillonen in Gala Aufstellung genommen. Beide setzten sich an die Spitze des Zuges, welcher sich nun bei den zu beiden Seiten des Weges aufgestellten Gewerkschaften, Studenten, Innungen, Korporationen und Gilden vorbeibewegte, überall von lauten Kundgebungen der Freude empfangen.

Am Brandenburger Thor empfingen der Gouverneur der Residenz, der Kommandant und der Polizeipräsident die Prinzessin Braut. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Kirchenglocken fuhr der Staatswagen durch das Thor in die Stadt ein.

Es erfolgte die Begrüßung durch den Oberbürger-

meister von Forckenbeck, auf welche die Prinzessin erwiderte:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Aufnahme, die ich gefunden; ich bin tief gerührt von den großartigen Vorbereitungen, welche die Bevölkerung für den Empfang geschaffen. Ich werde des heutigen Tages stets gedenken und bestrebt sein, die Liebe, die mir in so reichem Maße entgegengebracht wird, meinerseits zu erwidern, um von der Berliner Bevölkerung ganz zu der ihrigen gezählt zu werden.“

Wo war der Bräutigam während all dieses Jubels?

Er stand auf dem Exerzierplatze im Lustgarten zu Potsdam vor der Front seiner Kompagnie. Hauptmann Prinz Wilhelm übte mit seinen Grenadieren noch einmal den Wachtdienst ein, denn die sechste Kompagnie sollte an ihres Hauptmanns Hochzeitstage die Schloßwache in Berlin versehen.

Nach beendeter Übung fuhr der Prinz mit der Wachmannschaft nach Berlin und führte dieselbe hier Unter den Linden entlang unter klingendem Spiel zum Schloß, von der Bevölkerung stürmisch begrüßt.

Die Wache rückte in den Schloßhof ein, pünktlich zur vorschriftsmäßigen Zeit, 1½ Uhr.

Die Ablösung war erfolgt, die alte Wache rückte ab.

„Kompagnie stillgestanden!“ kommandierte der Prinz. „Herr Graf von Kanitz (der Premierlieutenant), ich übergebe Ihnen für die Zeit meiner Behinderung die Kompagnie.“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!“

Der Kronprinz traf zu Wagen auf dem Schloßhof ein;

er stieg aus und begrüßte den Prinzen, indem er ihn auf Stirn und Wangen küßte. Desgleichen that der Kaiser.

Der Prinz trat nunmehr in das Vestibül, wo er mit seinem Vater die Braut erwartete. Diese fuhr durch das Portal V in das Schloß ein. Am Fuße der Wendeltreppe wurde sie von sämtlichen Prinzen des königlichen Hauses empfangen, dann reichte Prinz Wilhelm ihr den Arm und geleitete sie, unter Vortritt der Hof-, Oberhof- und obersten Hofchargen die Stufen hinan.

An der Thüre des Schweizersaales, in welchem die Schloßgarde-Kompagnie aufgestellt war, wurde die Braut von den Prinzessinnen des königlichen Hauses erwartet und nach den brandenburgischen Kammern geleitet, woselbst die Majestäten und die fürstlichen Gäste von außerhalb die Braut begrüßten.

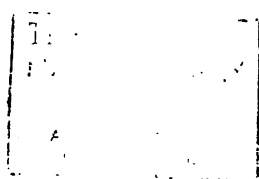
Hierauf wurden in den Kurfürstenzimmern, welche das Brautgemach enthalten, die Ehepakten vollzogen. Unter Vortritt der Hofchargen führte der Kaiser sodann die Braut nach den für sie in Bereitschaft gesetzten Gemächern. Um 4½ Uhr fand im Garde du Korps-Saal ein Familien-Mittagsmahl statt.

Die standesamtliche Form der Eheschließung vollzog der Hausminister Graf Schleinitz.

Die Prinzessinnen-Krone war zur Schmückung der Braut dem Krontresor entnommen, durch einen Hofrat auf purpurnem Samtkissen und unter einer Ehrenwache von einem Offizier und zwei Mann Gardes du Korps nach dem chinesischen Salon gebracht und dort der Kaiserin überreicht worden. Diese befestigte sodann vor dem goldenen Toilettentisch, der von der Königin Luise herstammt, die



Kaiserin Auguste Viktoria.



Krone auf dem Haupte der Braut, wobei die Oberhofmeisterin Gräfin Perponcher Hilfe leistete. Sobald diese Ceremonie beendet war, durch welche die Prinzessin Auguste Viktoria zum Range einer königlichen Prinzessin erhoben wurde, ordnete sich der Zug zum Eintritt in die Schloßkapelle.

Die goldene Prinzessinnen-Krone besteht aus dem unteren, liegenden Reifen und sechs Bogenreifen darüber, die mit großen Diamanten besetzt sind; die Füllung ist Purpursamt. Von der Krone herab wallte der Spitzenschleier, mit Myrten- und Orangenblüten geschmückt und von großen Diamantagraffen gehalten. Die weiße, mit Silberarabesken und Orangenblüten gezierte Schleppe trugen die Gräfinnen Kalkreuth, Keller, Pückler und Bernstorff.

Der Oberhofprediger D. Kögel segnete das Paar ein. Um 7 Uhr 35 Minuten verkündete der Donner der im Lustgarten aufgestellten Kanonen den Augenblick des Ringwechsels.

Darauf folgte im Weißen Saale die Cour vor den Neuvermählten und dann die Ceremonientafel, bei welcher Kaiser Wilhelm das Wohl des Paares ausbrachte. An dem hiernach stattfindenden Fackeltanze nahmen teil die Staatsminister von Bötticher, Friedberg, Lucius, von Puttkamer, Bitter, Maybach, Graf Eulenburg, von Kameke, von Stosch, von Patow, Graf Stolberg, Graf Schleinitz.

Am 1. März fand im Schlosse und zwar in der sogenannten Neuen Galerie, einem langgestreckten Saal, der mit den schon erwähnten Kurfürsten-Zimmern im Zusammenhange steht, mittags um 2 Uhr der Empfang der Deputationen statt, welche zur Beglückwünschung, sowie zur Überreichung von Hochzeitsgeschenken gekommen waren.

Seit dem frühen Morgen hatte das Gewimmel von Künstlern, Fabrikanten, Handwerkern und Trägern kein Ende genommen, welche die Ehrengeschenke die große Wendeltreppe hinauf zum Schweizersaal und von dort weiter zur Neuen Galerie beförderten.

Ein großer Aufbau in der Mitte derselben enthielt in prachtvollster Wirkung das Geschenk der Städte Preußens, hier in versilberten Modellen aufgestellt, den silbernen Tafelschmuck, der erst im Jahre 1883 vollendet werden konnte. Andere Gaben reihten sich daran, ein silbernes Theeservice, ebenfalls der Kürze der Zeit wegen erst in Modellen aufgestellt, herrliche Tischdecken in Samt und Seide, ein völlig gedeckter Tisch, von den Frauen Schleswig-Holsteins in Leinenstickerei ausgeführt, edle Truhen, Lehnstühle mit Seidenstickerei auf Samt vom Berliner Lette-Verein, eine Porzellanvase aus der königlichen Porzellan-Manufaktur mit einer Ansicht des Schlosses Primkenau, vom Kreise Sorau gestiftet. Lehnstühle in Holzschnitzerei aus Kiel, mächtige Blumenpyramiden vom Gärtnerverein zu Eberswalde, Gemälde und Marmorbildwerke, so von Anton von Werner, eine Büste der Kronprinzessin von Encke; über einen großen Tisch hin breiteten sich Aquarelle und Zeichnungen, von einem Komité von Künstlern in prachtvoller Mappe gesammelt. Auf einem andern Tische lagen gestickte und bemalte Kissen mit Ansichten von Augustenburg, drei prächtig gearbeitete Operngläser der Stadt Rathenow, gemalte Platten, Vasen und Tische, bescheidene, aber sinnige und gemütvolle Geschenke aus Kreisen, welche der Braut in ihrer Jugendzeit nahe gestanden.

Immer höher häuften sich die Stöße der Adressen,

zum Teil in kostbaren Mappen. Die Geschenke der Provinzen und Verbände wurden auf diese Weise zum großen Teil symbolisch in Zeichnungen überreicht, da die Kürze der Zeit die Ausführung noch nicht gestattet hatte. Auch die von Berliner Buchhändlern zusammengestellte Bibliothek konnte sich nicht in natura präsentieren, noch weniger ein Sechserzug auserlesener völlig gleicher Pferde, welchen die Provinz Ostpreußen bereits überbracht hatte, noch auch das köstliche Geschenk des Rheingaues, 1200 Flaschen der erlesensten alten Weine.

Von 1 Uhr ab begann sich der Schweizersaal mit den Mitgliedern der Deputationen zu füllen. Männer aus allen Teilen des Reichs und aus allen Lebenskreisen fanden sich hier zusammen, alle beseelt von freudiger Teilnahme an dem Glück des jungen Paares.

Der Gesamtvorstand des Reichstages war in neun Gala-Equipagen zur Gratulation erschienen.

Auf die Ansprachen des Präsidenten des Reichstages von Goßler und des Oberbürgermeisters von Forckenbeck dankte der Prinz mit warmen Worten, er sagte:

„Es gereicht meiner Gemahlin und mir zur ganz besondern Freude, dem herzlichen Danke für die unzähligen Beweise treuer Teilnahme, welche uns aus Anlaß unserer Vermählung aus allen Teilen unsers teuren Vaterlandes zugegangen sind, heute öffentlichen Ausdruck geben zu können.

Provinzen und Städte haben miteinander gewetteifert, uns durch wertvolle äußere Zeichen zu bezeugen, wie innig sich das gesamte Vaterland mit den Geschicken seines Fürstenhauses verbunden fühlt.

Der herrliche Empfang, den die Hauptstadt meiner Gemahlin bereitet hat, die treuen Wünsche, welche uns die Vertreter des deutschen Volkes, der Provinzen und Städte der Monarchie, der Universitäten, so vieler anderer Körperschaften soeben ausgesprochen haben, werden uns unvergeßlich bleiben und stets zu den schönsten Erinnerungen unsers Lebens gehören.

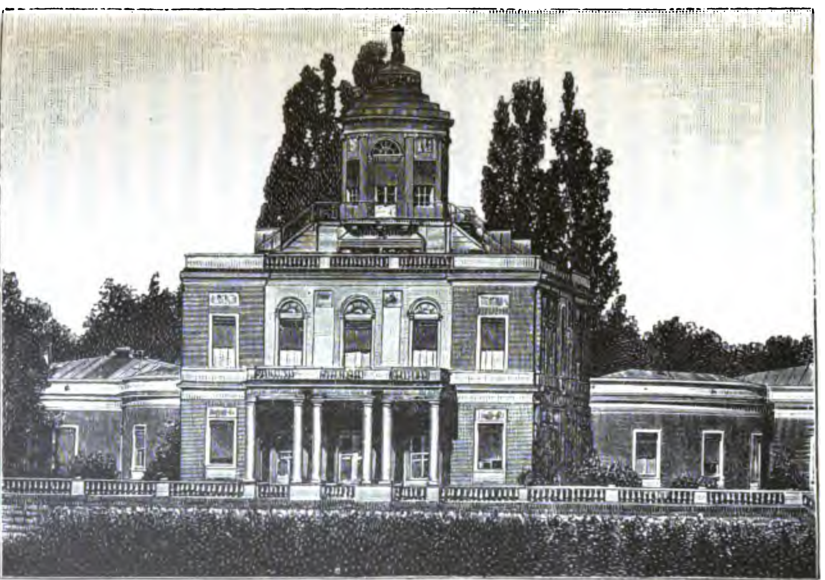
Wir sind uns voll bewußt, daß alle diese Huldigungen nicht uns, sondern unserm Hause gelten, daß wir so viele Zeichen treuer Liebe erst durch ernste Pflichterfüllung zu verdienen haben.

Die leuchtenden Tugenden unserer Vorfahren, das edle Vorbild, welches uns die Majestäten und das kronprinzliche Paar, unsere innigstgeliebten Großeltern und Eltern geben, sollen unser Leitstern für das Leben sein.

Dieses Gelöbnis bitten wir Sie, die berufenen Vertreter unseres weiteren und engeren Vaterlandes, von uns als schwachen Dank für so viele Zeichen treuer Liebe und Anhänglichkeit entgegenzunehmen und dem gesamten Vaterlande Kunde zu geben, daß unser ganzes Leben der Erfüllung unserer Pflichten gewidmet sein soll."

Der Prinz hatte mit Ernst und innerer Bewegung gesprochen und durch seine schönen, männlichen Worte auch die Gemüter der Zuhörer mit tiefer Bewegung erfüllt. Unwillkürlich erklang laute Zustimmung aus den Reihen derselben, ein in diesen Räumen sicherlich nicht oft gehörtes, einmütiges, freudiges „Bravo!"

Am 2. März erfolgte der feierliche Einzug des neuvermählten Paares in Potsdam, woselbst es zunächst im Stadtschloß, während der Sommermonate aber im Marmorpalais Wohnung nahm.



Das Marmorpalais bei Potsdam.

Das Marmorpalais sieht heute auf eine mehr als hundertjährige Geschichte zurück.

König Friedrich Wilhelm II. hatte das am Heiligen See belegene, aus Äckern und Obstplantagen zusammengesetzte Terrain nach und nach angekauft und das Schloß selbst auf dem Grundstück eines potsdamer Kaufmanns, das er für 3300 Thaler erworben hatte, erbaut. Um das Jahr 1788 war der Bau beendet.

Man hatte denselben auf Pfahlwerk in den See hineingeschoben; die Grundform ist ein Quadrat, jede Seite 70 Fuß lang. Auf den beiden Fronten erhebt sich ein rundes Belvedere, dessen Dach eine vergoldete Kindergruppe mit einem Blumenkorbe krönt; an der Wasserfront wurde ein säulengetragener Balkon angebracht. Die Mauern sind in Ziegelsteinen mit holländischer Färbung aufgeführt und teilweise mit Marmor verkleidet.

Ein 150 Schritt langer unterirdischer Gang endet in der südlich vom Schlosse gelegenen Küche, welche letztere äußerlich einen halbversunkenen und -verfallenen Tempel am Seeufer darstellt.

Im Jahre 1790 konnte der König das Schloß beziehen. Der um dasselbe angelegte „Neue Garten“ ist ein vorzügliches Werk der englischen Gartenkunst, voll von den malerischsten und überraschendsten Landschaftsbildern. Er enthält allerlei phantastische Bauwerke und Zierate.

Vom Haupteingange links wurde eine Reihe holländischer Häuser mit Gärten für die Beamten und Diener erbaut; am See erhebt sich ein kleiner gotischer Pavillon, welcher eine Bibliothek enthielt. Nördlich vom Schlosse, ebenfalls am Wasser, befindet sich ein Tempel in maurischem

Stil. Andere seltsame Gebäude liegen teils versteckt im dichtem Gehölz, teils am Ufer des den Park ebenfalls begrenzenden Jungfernsees; darunter die Eremitage, ein rundes, borkenbekleidetes Bauwerk, das sein Licht nur von oben erhält und im Inneren mit kostbaren Schnitzereien, Statuen und kunstreichen Mosaiken, letztere eine Weltkarte darstellend, ausgestattet ist. Dem malerischen Sakrower Waldsaume gegenüber befindet sich am Jungfernsee eine aus Schlacken aufgeführte Grotte mit drei Gemächern, deren glänzende Ausschmückung durch Muscheln und farbige Mineralien an orientalische Märchen erinnert.

Von Friedrich Wilhelm II. weiß die Geschichte nur wenig und unter dem wenigen nichts sonderlich gutes zu melden. Der Neue Garten, das Marmorpalais und die Kioske und Borkenhäuschen könnten gar mancherlei von dem üppigen Leben, dem der König sich hier überließ, ausplaudern. Er starb im Palais am 16. November 1797.

König Friedrich Wilhelm IV. hat die Bauten vervollständigen und den Garten durch weitere Kunstanlagen verschönern lassen . . . .

Im September 1881 hatte Prinz Wilhelm die Kaisermanöver in Holstein mitzumachen. Seine Gemahlin begleitete ihn und hielt sich während der Manöverzeit bei dem Grafen Kuno von Rantzau auf Schloß Breitenburg bei Itzehoe auf. Die Gattin des Grafen, eine geborene Gräfin von Holstein, war eine Jugendfreundin der Prinzessin Wilhelm.

Von diesem Manöver kehrte der Prinz als Major zurück, mit dem Patent vom 16. September. Der kaiserliche Großvater versetzte ihn nunmehr vom Ersten Garde-

Regiment zum Garde-Husaren-Regiment, das ebenfalls in Potsdam kaserniert ist.

„Nie ist in die preußische Armee ein junger Mann eingetreten,“ schreibt Geheimrat Hinzpeter, „der physisch so wenig geeignet erschienen, ein brillanter und schneidiger Reiteroffizier zu werden, als der junge Prinz Wilhelm. Als er es aber geworden war, als er sein Husaren-Regiment seinem scharf kritisierenden Großvater vorgestellt und von seinem als kavalleristische Autorität so gefürchteten Onkel (Friedrich Karl) das bezeichnende, fast einer Abbitte gleichlautende Lob geerntet: ‚Du hast es gut gemacht! Ich hätte es nie geglaubt!‘, da hatte er sich durch redliche, das gewöhnliche Maß weit übersteigende Arbeit an sich selbst den Anspruch auf eine über sein Alter hinausgehende, gebietende Stellung erworben, da er sich selbst zu gebieten, sich selbst zu heben, eine natürliche Schwäche zu einer Quelle von Kraft und Energie zu verwandeln verstanden.“

Und in ähnlicher Weise ist es charakteristisch für seine ganze Entwicklung gewesen, daß er in unbeirrbarer Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung aus allem, was ihm widerfuhr an Glück oder Unglück, Gutem oder Bösem, Schönem oder Häßlichem, zu nehmen suchte, was Klarheit und Bestimmtheit, Maß und Gleichgewicht, Kraft und Klugheit in ihm fördern und entwickeln konnten.

Und ferner berichtet uns jener Mann, der wie kein anderer zum Prinzenerzieher berufen gewesen:

„Nie ist eine menschliche Seele stärker ergriffen gewesen von den erhebenden Gefühlen der Ehrfurcht, Verehrung und Dankbarkeit, wie die des Prinzen, als er, nach positiver politischer Nahrung verlangend, seinem Groß-

vater, seinem Vater und dem gewaltigen Kanzler sich näherte, und diese sich herbeiließen, ihn einzuweihen in ihre Ideen und Pläne, oder gar ihn bei deren Ausführung zu verwenden. Auch ein weniger dem Enthusiasmus zugängliches Gemüt hätte von dem vertrauten Umgang mit diesen drei Hohenpriestern praktischer Weltweisheit hingerissen und bezaubert werden müssen. Aber selbst in dieser Feuerprobe hat sein selbständiges Wesen sich bewährt; es ist selbst durch dieses gewaltige Gewicht nicht in eine ihm fremde Form gepreßt worden, sondern hat sich erhalten in eigenem, nun energischer geklärtem Denken und geläutertem Wollen.“

Am 7. Mai 1882 verkündigte der Donner der Kanonen der Hauptstadt, der Telegraph dem gesamten Vaterland ein freudiges Ereignis: am 6. Mai abends war dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm im Marmorpalais zu Potsdam ein Sohn, dem Kaiser ein Urenkel geboren worden.

Die Tauffeierlichkeit fand am 11. Juni im Neuen Palais statt.

Wohl nur selten ist es einem Herrscherhause vergönnt gewesen, daß sich an einem solchen Festtage vier Generationen vereinigt finden, daß es dem Urgroßvater an dem Abend eines thatenvollen und ruhmreichen Lebens ermöglicht ist, an der Seite des Sohnes und des Enkels den Urenkel aus der Taufe zu heben.

Die fürstlichen Verwandten und die Mitglieder befreundeter Herrscherhäuser hatten sich zahlreich eingefunden; den neugeborenen Prinzen umstand eine stattliche Menge erlauchter Paten.

Prinz Wilhelm hatte den Wunsch gehegt, daß unter

den Zeugen des Taufaktes diejenigen Fürsten vertreten sein möchten, welche auch am Tage seiner Vermählung anwesend waren, und so fehlten auch diesmal nicht der König von Sachsen, der Herzog von Aosta, der Herzog Christian von Schleswig-Holstein, der Großherzog von Sachsen und der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Vom österreichischen Kaiserhause war der Kronprinz Rudolf erschienen, Rußland hatte den jüngsten Bruder des Zaren, den Großfürsten Sergius, entsendet, und von den übrigen deutschen und europäischen Höfen waren entweder Spezialgesandte eingetroffen oder die Chefs der Gesandtschaften mit der Stellvertretung beauftragt worden, so daß sich in den schönen Festräumen des Neuen Palais eine außerordentlich glänzende Versammlung eingefunden hatte.

Die Taufzeremonie wurde in der Jaspisgalerie, die durch Aufstellung eines Altars in eine Kapelle umgewandelt worden war, vollzogen. Der Frau Prinzessin Wilhelm war neben dem Altar ein Sitz hergerichtet. Um 2 Uhr erschienen der Kaiser, die Kaiserin, die Gäste und der Ehrendienst. Der Kaiser, als vornehmster Pate, stellte sich rechts vom Altar auf, neben ihm fanden die übrigen Fürstlichkeiten ihrem Range gemäß Platz. Der übrige Raum wurde von den anderen Gästen ausgefüllt.

Von dem Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, Major von Liebenau, geführt, betrat jetzt der Taufzug die Kapelle. Bis an die Schwelle derselben wurde der Täufling von der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff getragen, wobei die Hofdamen Gräfin Keller und Fräulein von Gersdorf die Schleppe des Täuflings hielten. An der Thür übergab die Oberhofmeisterin das Kind, einem alten Her-

kommen gemäß, einer unverheirateten Prinzessin des königlichen Hauses, diesmal der Prinzessin Viktoria, welche sich dann mit ihrem Neffen dem Kaiser näherte und diesem den Täufling in die Arme legte. Der Kaiser hielt seinen Urenkel während des ganzen Taufaktes, den der Hofprediger D. Kögel vollzog; nach demselben wurde das Kind von der Prinzessin Viktoria dem Kaiser wieder abgenommen und nunmehr in die Arme der Mutter gelegt, über welche dann zusammen mit dem Kinde der Segen gesprochen wurde.

Eine Cour beendete die Feierlichkeit. Der Täufling war in derselben Prozession wie vorher aus der Kapelle gebracht und in dem anstoßenden Gemach in die Paradewiege gelegt worden. Dorthin begab sich auch die Prinzessin Wilhelm, um die Gratulation der fürstlichen Gäste und die Cour der übrigen Geladenen entgegenzunehmen.

Der Täufling hatte die Namen Friedrich Wilhelm Viktor August Ernst erhalten ....

Prinz Wilhelm, der seit den Bonner Universitätstagen allein seinem militärischen Beruf obgelegen hatte, schickte sich im Herbst 1882 an, auch von der Zivilverwaltung Preußens praktische Kenntnisse zu erlangen. Unter dem 2. Oktober erließ der Kaiser an den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, Staatsminister v. Achenbach, die folgende Ordre:

„Mein Enkel, Prinz Wilhelm, Königliche Hoheit, hat Mir den Wunsch zu erkennen gegeben, während des bevorstehenden Winterhalbjahrs in die Kenntnis der Zivilverwaltung Meiner Monarchie durch Sie eingeführt zu werden, indem Sie nach seiner Mitteilung sich hierzu unter

Entwerfung eines darauf bezüglichen Mir bekannten Programms bereit erklärt haben. In Übereinstimmung mit der hergebrachten Sitte Meines Hauses habe ich zur Ausführung dieses Vorhabens gern Meine Genehmigung erteilt; Ich beauftrage Sie, demgemäß das Weitere zu veranlassen.“

Prinz Wilhelm arbeitete täglich von neun bis elf Uhr, oder auch am Nachmittag, je nachdem die Geschäftszeit des Oberpräsidenten nicht anderweit in Anspruch genommen war.

Es waren nicht akademische Vorlesungen, welche dieser hohe Beamte dem Prinzen als Fortsetzung seiner Rechtsstudien hielt, sondern der Zweck dieser Vorträge war der, dem Prinzen an der Hand der Praxis eine eingehende Übersicht über die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, über ihre Bedeutung, ihre Abgrenzung und ihre Ziele zu verschaffen, in der Art, daß sich in Anknüpfung an die Sachen, die dem obersten Beamten der Provinz zur Entscheidung vorlagen, an die Erörterung des konkreten Falles eine systematische Entwickelung der einschlägigen Verhältnisse, ihres Werdens in der Vergangenheit, wie ihres Bestehens in der Gegenwart, anreihte, um so den Prinzen in die Staats-, Provinz-, Bezirks- und Gemeindeverhältnisse einzuführen. Namentlich wurden ihm dabei die Steuer- und Wirtschaftsmaterien näher gebracht. Diese receptive Thätigkeit erhöhte sich zur produktiven in der Weise, daß der Prinz selbstthätig in einer Sitzung einen Vortrag und in einem höheren Verwaltungskörper den Vorsitz übernahm.

Auch den Sitzungen des Teltowschen Kreistages wohnte

er eine Zeit lang bei, ebenso den Verhandlungen des Provinziallandtages der Kur- und Neumark.

Auf einem Gastmahl, zu welchem der Landtag den Prinzen eingeladen hatte, brachte der Vorsitzende des Provinzialausschusses, Major a. D. von Rochow-Plessow, den folgenden Toast auf ihn aus:

„Dem brandenburgischen Provinziallandtage ist die hohe Ehre zu teil geworden, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen den Beratungen desselben am heutigen Tage beizuwohnen die Gnade hatten. Ebenso haben Ew. Königliche Hoheit es nicht abgelehnt, diese unsere gesellige Vereinigung durch Höchst Ihre Gegenwart zu einem hochpatriotischen Festmahle zu gestalten.

„Wenn ich mir erlaube, Eurer Königlichen Hoheit den unterthänigsten Dank für solche den Vertretern unserer Provinz — damit der Provinz Brandenburg selbst — erwiesene Auszeichnung im Namen der hier Versammelten auszusprechen, so bin ich mir wohl bewußt, daß diesem hocherfreulichen Ereignis eine tiefere, bleibende Bedeutung beizulegen ist. Eure Königliche Hoheit, von dem Höchst Ihnen von unserem erhabenen Regentenhause überkommenen Pflichtgefühl für den dereinstigen hohen Beruf erfüllt, nehmen bereits seit längerer Zeit an den Institutionen der Monarchie, insbesondere aber auch an den provinziellen Einrichtungen der Regierungs- und Selbstverwaltung, nicht nur das lebhafteste Interesse, sondern beteiligen Höchstselbst Sich thätig und eingehend an den Beratungen und Arbeiten der Organe derselben. Das ist es, was nicht nur den engeren Kreis des brandenburgischen Provinziallandtages mit tief empfundenem, ehrerbietigem Dankgefühl erfüllen muß,

sondern im ganzen Vaterlande den freudigsten Widerhall finden wird.

„Meine Herren, diesen Gefühlen des Dankes, diesen Gesinnungen der Ehrerbietung gegen unsern hohen Gast Ausdruck zu geben, fordere ich Sie auf, die Gläser zu erheben mit dem Rufe: „Hoch lebe Seine Königliche Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen!“

Der Prinz erwiderte hierauf:

„Meine Herren! Indem ich Ihnen von Herzen für Ihre freundlichen Gesinnungen danke, die in den Worten des Herrn von Rochow einen so beredten Ausdruck gefunden haben, ergreife ich hier auch die Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, wie stolz es mich macht und wie erfreut ich bin, daß Seine Majestät der Kaiser geruht haben, gerade diese Provinz für mich auszusuchen, um mich durch Arbeiten in Ihrer Mitte für meinen zukünftigen Beruf vorzubereiten. Wie schon erwähnt wurde, hat die Provinz Brandenburg von jeher in fester und engster Beziehung zu unserm Hause gestanden und in schwerer wie in guter Zeit stets treu bei ihm ausgehalten. Ich, meine Herren, hege die feste Überzeugung, daß die Provinz auch in Zukunft ihre altbewährte Treue bewahren wird, und, komme was da wolle, die Märker nicht von uns und wir nicht von den Märkern lassen werden .... die Provinz Brandenburg, sie lebe hoch!“

Preußens Könige haben von jeher ihre Herrscherpflichten ernst aufgefaßt. Sie herrschen nicht nur, sondern sie regieren, und für diesen hohen Beruf haben sie sich stets in ihrer Jugend durch gewissenhafte Arbeit auf allen Gebieten des Staatslebens vorbereitet. Den Bildungsgang

des Enkels des großen Kaisers Wilhelm verfolgte man in allen Schichten des Volkes mit dem lebhaftesten Interesse, und immer mehr wuchs die Zuversicht, in diesem so vielversprechenden jungen Fürsten dereinst einen Regenten zu gewinnen, dessen Kraft und Weisheit den kommenden Geschlechtern zum Segen gereichen würde.

* * * *

Es ist in Vorstehendem der Name des Herrn von Rochow-Plessow erwähnt worden.

An diesen Namen knüpft sich ein Stück preußischer Geschichte, dunkel und doch hell, unliebsame Ereignisse aus der Vergessenheit weckend, aber auch das Bild eines preußischen Patrioten zeigend, wie es reiner und erhabener kaum gedacht werden kann.

Es sei dem Verfasser gestattet, hier wieder aus seinen persönlichen Erinnerungen zu schöpfen und eine Ergänzung der Zeitgeschichte zu geben, die den Hohenzollernthron nahe angeht, die vor allem aber den Manen eines echten brandenburgischen Edelmannes geweiht sein soll.

In der dritten Januarwoche des Jahres 1891 trug man einen märkischen Ritter zu Grabe, einen Ritter ohne Furcht und Tadel, den ersten Vizepräsidenten des preußischen Herrenhauses, den edlen Hans von Rochow auf Plessow.

Noch lag der Schnee auf der winterlichen Ebene, auf den weiten Eisflächen der Havelseen und auf dem Dache des Plessower Kirchleins, das der Schloßherr vor nicht langer Zeit erst hatte erbauen lassen, um seinen Dorfbewohnern ein freundliches Gotteshaus, sich und den Seinen

aber eine würdige Familiengruft zu schaffen, und dessen kleine Turmpforte sich ihm jetzt zur letzten Einkehr öffnete.

Drei Jahre zuvor, im Januar 1888, befand ich mich im Plessower Schlosse zu Gaste.

Nach einem Rundgang durch den verschneiten Park führte mich der Major, wie Herr von Rochow sich mit Vorliebe nennen ließ, in das jenseits der Dorfstraße gelegene, in schmuckem Rohbau von dem Potsdamer Baumeister Gottgetreu aufgeführte Kirchlein.

„Lange dauert's nicht mehr," sagte er, sein ernstes Auge über den geweihten Raum schweifen lassend, „dann legt man mich in der Gruft dort unter dem Turm bei meiner Frau zur Ruhe. Dann dürfen Sie auch der Welt erzählen, was ich Ihnen heute anvertraut habe."

Der Major war damals ein beginnender Sechziger, eine hagere, sehnige Gestalt mit krausem, hellem Haar und weißem Schnurrbart, ein Bild der Gesundheit. Woher die Ahnung seines baldigen Todes?

Kurz vor meinem Besuche auf Plessow hatte das preußische Herrenhaus Hans von Rochow zu seinem ersten Vizepräsidenten erwählt. Seit 1854 war er Mitglied des Hauses gewesen.

Ein gewisser Teil der Presse hatte diese Gelegenheit ergriffen, um noch einmal auf die alten Lügen und Schmähungen zurückzukommen, die seit länger als dreißig Jahren nicht nur in Preußen und Deutschland, sondern auch in den übrigen europäischen Ländern immer wieder und wieder gegen ihn geschleudert worden waren. Deutsche, französische, englische und russische Zeitungs- und Bücherschreiber hatten sich nie die sensationelle „Affaire Rochow-Hinckeldey"

entgehen lassen, wenn es galt, die Berliner Aristokratie herabzusetzen und die „preußischen Junker“ zu verunglimpfen. Das Gewebe tendenziöser Entstellungen und gehässiger Unwahrheiten wurde im Laufe der Jahre immer undurchdringlicher, so daß schließlich niemand mehr wußte, was an der Sache eigentlich wahr und was falsch sei.

Nur Hans von Rochow wußte es, aber er schwieg.

Dreiunddreißig Jahre lang ließ er sich „den Schild mit Pfeilen spicken,“ ohne auch nur einen einzigen Versuch der Abwehr zu machen.

Dieses Schweigen war kein Schuldbekenntnis, es war ein zäher Heldenmut, der in seiner Eigenartigkeit seinesgleichen nicht findet.

Viele der älteren Leser werden sich des Konflikts „Rochow-Hinckeldey“ noch erinnern.

Man beschuldigte Herrn Hans von Rochow, in frevlem, junkerlichem Übermut den damaligen Generaldirektor der Berliner Polizei, Herrn von Hinckeldey, wegen einer vom Zaune gebrochenen Ursache vor die Pistole gefordert und den im Gebrauch der Waffen ganz ungeübten und obendrein sehr kurzsichtigen Mann kalten Blutes niedergeschossen zu haben.

Dreiunddreißig Jahre lang nannte man ihn den Mörder Hinckeldeys, „des Wohlthäters und Abgottes der Berliner Bevölkerung,“ und unterschob ihm die schlimmsten Motive zu dieser That.

Herr von Rochow erwiderte auf diese Beschuldigungen, die eine ganze, umfangreiche Litteratur hervorgerufen haben, kein Wort. Er ließ alles über sich ergehen, aus — Loyalität für König Friedrich Wilhelm IV.

Als aber gelegentlich seiner Übernahme der Vizepräsidentschaft des Herrenhauses die Junkerhetze gegen ihn aufs neue beginnen zu wollen schien, da hielt er sich, dieser Ehrenstellung und dem Herrenhause gegenüber, für verpflichtet, das lange Schweigen zu brechen und die wahre Sachlage zu veröffentlichen.

Er rief mich zu sich, um mit mir die Form dieser Veröffentlichung zu beraten, und gewährte mir zu diesem Behufe Einsicht in seine geheimen Aufzeichnungen und in alle auf die Sache bezüglichen Dokumente, deren größter Teil selbst seiner Familie noch unbekannt war. Aus Rücksicht für König Friedrich Wilhelm IV. hatte er auch dieser gegenüber geschwiegen.

Die authentische Darstellung der Affaire Rochow-Hinckeldey erfolgte im Januar 1888 in einer berliner Zeitung in ganz allgemein gehaltener Fassung und zwar aus der Feder des Majors von Rochow selber.

Die Presse nahm nur vereinzelt Notiz davon, vielleicht weil diese Enthüllungen nicht eingehend und pikant genug waren.

Die historisch interessanten Einzelheiten sollten aus den bereits erwähnten loyalen Rücksichten erst nach dem Tode Rochows veröffentlicht werden. Darauf mußte ich ihm mein Wort verpfänden.

Die Gruft hat sich über dem edlen Manne geschlossen.

Des letzten verhüllenden Schleiers bar zeigt sich jetzt fleckenlos der blanke Ehrenschild des märkischen Ritters, dessen heldenmütiges Ertragen der leuchtendsten Großthat der an Großthaten so reichen preußischen Ritterschaft würdig an die Seite zu stellen ist .....

Am Abend des 22. Juni 1855 drang in das Lokal des bei Gelegenheit der Berliner Pferderennen im Hotel du Nord versammelten Jockey-Klubs ein Polizeilieutenant, begleitet von mehreren Konstablern.

Das Erstaunen der Anwesenden, unter denen sich, außer vielen Offizieren, auch einige österreichische und mecklenburgische Edelleute befanden, war ein um so größeres, als man wahrnahm, daß der Beamte, Lieutenant Damm, sich augenscheinlich einen Rausch angetrunken hatte.

Derselbe forderte die Herren in roher und polternder Weise auf, sich zu legitimieren, und erlaubte sich besonders gegen die Offiziere ein so ungehöriges Benehmen, daß er dadurch die allgemeine Empörung hervorrief.

Als einige Offiziere sich weigerten, den ungebührlichen Weisungen des Beamten nachzukommen, riß derselbe die auf den Korridor führende Thür auf und deutete unter Drohungen auf zehn weitere Konstabler, die draußen mit gezogenen Säbeln Aufstellung genommen hatten.

Dies aber war Öl ins Feuer. Die Offiziere eilten zu ihren an der Wand hängenden Degen, und es wäre ohne Zweifel zu beklagenswerten Auftritten und selbst zu Blutvergießen gekommen, wenn Herr von Rochow, damals Lieutenant, die aufgeregten Gemüter nicht mit größter Mühe beschwichtigt, dem Polizeibeamten sämtliche Anwesenden namhaft gemacht und besonders die fremden Gäste vertreten hätte.

Noch an demselben Abend aber schrieb er an den Generaldirektor der Polizei und ersuchte denselben behufs Aufklärung dieses unerhörten Vorgehens um eine Unter-

redung. Herr von Hinckeldey antwortete, daß er am 24. zur Verfügung stehen und Rochow erwarten werde.

Letzterer fand sich zur bestimmten Stunde mit dem Grafen Wilhelm von Pourtalès bei dem Polizeichef ein, fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis ihm volle Aufklärung und Satisfaktion geworden sei.

Im Laufe der Unterredung gab Hinckeldey seiner Mißbilligung des Verfahrens des Polizeilieutenants Damm Ausdruck, jedoch nur insofern, als derselbe sich bei dem ihm gewordenen Auftrage Übertretungen hatte zu Schulden kommen lassen.

Dies genügte dem Lieutenant von Rochow keineswegs. Er drang vielmehr darauf, zu erfahren, von wem und aus welchem Grunde der Beamte überhaupt den Auftrag, in den Klub einzudringen, erhalten habe.

Herr von Hinckeldey erklärte nunmehr, daß die Polizei, einem bestimmten Befehl Sr. Majestät des Königs zufolge, so zu handeln gezwungen gewesen sei. Seine Aussage lautete wörtlich:

„Seine Majestät hat mir befohlen und gesagt: Wenn Sie die Herren von Schmeling und von Heydebrandt nicht aus Berlin schaffen, jage ich Sie fort, Herr von Hinckeldey!“

Erläuternd fügte er noch das folgende hinzu:

Der Herzog Wilhelm von Mecklenburg hatte in Berlin viel Schulden gemacht, hauptsächlich durch das Spiel. Seine Mutter, die Großherzogin Alexandrine, hatte dies dem König Friedrich Wilhelm IV., ihrem Bruder, geklagt und denselben gebeten, dem Lebenswandel des Herzogs nachforschen zu lassen. Der König entsprach dieser Bitte und erfuhr nun, daß die Herren von Schmeling und von

Heydebrandt dem Herzog im Spiel viel Geld abgewonnen hatten.

Für Herrn von Rochow war die Sache durch diese Auskunft nicht erledigt. Er eröffnete dem Generaldirektor, dieselbe weiter verfolgen und dabei die erhaltene Erklärung benutzen zu wollen, insoweit seine Diskretion dabei nicht in Anspruch genommen sei.

Nach seiner Rückkehr von dieser Unterredung protokollierten er und Graf Pourtalès dieselbe möglichst wortgetreu, ebenso, daß Herr von Hinckeldey über den von ihm mitgeteilten Befehl des Königs Diskretion nicht verlangt habe.

Darauf wendete er sich beschwerdeführend an den Minister des Innern, Herrn von Westphalen, welcher ihm unterm 25. August 1855 die Antwort erteilte, daß der Polizeileutenant Damm mit einer Geldbuße von 20 Thalern und einem strengen Verweise bestraft und außerdem in eine andere Stadt versetzt worden sei.

Herr von Schmeling, von dem Befehl des Königs an den Generaldirektor der Polizei und der Motivierung desselben durch Herrn von Rochow in Kenntnis gesetzt, beantragte eine ehrengerichtliche Untersuchung dieser ihn belastenden Angelegenheit und erhielt hierauf den folgenden Bescheid:

Berlin, 21. Dezember 1855.

Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf das gefällige Schreiben vom 18. d. Mts. ganz ergebenst, daß der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey mir die amtliche Erklärung abgegeben hat, er könne bestimmt versichern, dem Herrn von Rochow folgende Äußerung nicht gemacht zu haben:

„Seine Majestät der König hat mir befohlen und gesagt: Wenn Sie die Herren von Schmeling und von Heydebrandt nicht aus Berlin schaffen, jage ich Sie fort, Herr von Hinckeldey!“

Es ist hiernach nur anzunehmen, daß die ganze Angelegenheit auf einem Mißverständnis beruht, und ich kann daher Ihrem Antrage, dieselbe dem betreffenden Ehrenrat vorzulegen, keine Folge geben.

Generalmajor und Kommandant.
von Schlichting.“

Die hierin enthaltene amtliche und bestimmte Erklärung Hinckeldeys bezichtigte Herrn von Rochow der Lüge oder der Verleumdung.

Die weiteren Schritte des letzteren bestanden zunächst in drei neuen Eingaben an den Minister des Innern, vom 14. Januar, 18. Januar und 6. Februar 1856.

Ich führe die erste hier wörtlich an:

„Dem Herrn Minister des Innern,
von Westphalen, Excellenz.

Ew. Excellenz sehe ich mich genötigt ganz gehorsamst noch einmal mit einer Beschwerde zu belästigen, welche zwar nicht unmittelbar, jedoch teilweise die Ew. Excellenz bekannte Arrestation der Mitglieder des Jockey-Klubs hier zu Berlin am 23. Juni vorigen Jahres betrifft.

Am 24. Juni v. J. begab ich mich in Begleitung des Grafen Wilhelm Pourtalès zum Generaldirektor Herrn von Hinkeldey, um ihn zu ersuchen, uns eine Aufklärung über die gedachte Maßregel zu geben.

Derselbe teilte mir im Laufe der Unterredung als Beweggrund zu dem Einschreiten der Polizei folgendes mit:

„Seine Majestät der König hat mir befohlen und gesagt: Wenn Sie die Herren von Schmeling und von Heydebrandt nicht aus Berlin schaffen, jage ich Sie fort, Herr von Hinckeldey!“

Am Tage nach dieser Unterredung ersuchte ich den Grafen von Pourtalès schriftlich, den Wortlaut der beregten Unterredung, so wie ich ihn vernommen, zu prüfen und mir dasjenige davon, was er ebenso, und zwar wörtlich, so wie ich gehört zu haben sich erinnerte, zu bestätigen, indem ich die Absicht hätte, davon den mir notwendig erscheinenden Gebrauch zu machen. Herr Graf Pourtalès that dies und wiederholte mir auch mündlich an einem der nächsten Tage den bereits angeführten Satz, den Befehl des Königs betreffend.

Ich hielt es für meine Pflicht, die beiden Herren Offiziere von dem sie Betreffeuden zu unterrichten und zwar aus zwei Gründen:

1) um diesen Herren Gelegenheit zu geben, sich gegen eine wider sie angeregte Anschuldigung, welche zu diesem Befehl Sr. Majestät des Königs die Veranlassung gegeben haben müßte, zu verteidigen;

2) um die Gesellschaft, in der die beiden Herren sich befunden hatten, vor ähnlichen, auf Grund dieses Befehls veranlaßten belästigenden und beleidigenden Maßregeln zu schützen.

Herr von Schmeling hatte hierauf unter dem 18. Dezember v. J. bei dem General von Schlichting eine Eingabe eingereicht, bezugnehmend auf die ihm von mir gemachten Mitteilungen.

Auf dieselbe ist ihm folgender Bescheid geworden: (Siehe oben).

Herr von Hinckeldey erklärte also amtlich und bestimmt, die von mir wiederholten Äußerungen nicht gethan zu haben.

In dieser Erklärung liegt die Anschuldigung gegen mich, etwas verbreitet zu haben, was nicht wahr ist, welche Anschuldigung um so schwerer wiegt, da sie Worte betrifft, die Se. Majestät gebraucht haben soll.

Graf Pourtalès hat mir aus Venedig, wo er sich jetzt aufhält, auf mein Ersuchen nochmal das bestätigt, was er und ich bereits im Juni v. Js. als bestimmt und wörtlich gehört zu haben, bereit waren zu verantworten.

Ew. Excellenz bitte ich daher ganz gehorsamst, als Vorgesetzter des Herrn von Hinckeldey, diesem die Sachlage vorstellen und ihn veranlassen zu wollen, mir eine Erklärung zu geben, welche es mir möglich macht, meine und des Grafen Pourtalès Ansicht, daß der Herr von Hinckeldey durch diese Erklärung vom 18. Dezember v. Js. amtlich eine Lüge ausgesprochen hat, zu ändern.

Ich stehe Ew. Excellenz jeden Augenblick zu Diensten, die Korrespondenzen mit Graf Pourtalès vorzulegen, und erlaube mir noch gehorsamst zu bemerken, daß es mir wünschenswert erscheint, falls ich eine meiner Ehre genügende Erklärung von Herrn von Hinckeldey auf diesem Wege erlange, es Sr. Majestät dem König zu ersparen, die Entscheidung hierüber zu geben."

In den privaten, mir zur Durchsicht vorgelegten Aufzeichnungen des Majors heißt es noch mit Bezug auf diese Eingabe:

„Ich habe hier hinzuzufügen, daß ich beim Verfolge

dieser Angelegenheit den amtlichen Weg — durch Beschwerde bei der vorgesetzten Behörde des Herrn von Hinckeldey — und nicht den persönlichen wählte, um mir Genugthuung zu verschaffen, weil

1) meine Lage eine sehr günstige war,

2) weil nur auf diesem Wege mein Verdacht, daß Herr von Hinckeldey möglicherweise die Person des Königs vorgeschoben habe, um sich selbst vor einer Verantwortlichkeit wegen der Ausschreitungen der Polizei zu decken, eine Bestätigung erfahren konnte;

3) weil meine Satisfaktion durch das Resultat einer vom Minister von Westphalen auf meinen Antrag angeordneten Untersuchung eine viel eklatantere und vollständigere sein mußte, als wenn ich den persönlichen Weg betreten hätte . . ."

„Während der Zeit meiner Korrespondenz mit dem Minister," so lautet es weiter in der Rochowschen Niederschrift, „hatte der Geheimrat von Münchhausen, Mitglied des Herrenhauses, zu intervenieren gesucht. Er stellte mir in Aussicht, daß Herr von Hinckeldey mir eine befriedigende Erklärung machen würde, wenn ich meine Forderung auf Untersuchung gegen ihn fallen lassen würde."

Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch, weil der Generaldirektor die von Herrn von Rochow aufgesetzte Erklärung nicht unterzeichnen, auch mündlich vor zwei Zeugen nichts erklären wollte.

Dagegen war er bereit, demselben allein und unter vier Augen die geforderten Zugeständnisse zu machen, ein Anerbieten, auf welches sich von Rochow nicht einließ.

Wenige Tage darauf, am 5. März 1856, reichte der

General-Polizei-Direktor von Hinckeldey beim König sein Abschiedsgesuch ein, welches auch bewilligt wurde.

Diese Thatsache blieb ein tiefes Geheimnis, um das damals nur der König und Hinckeldey wußten, da der letztere demnächst in seinen Posten wieder eintreten sollte.

Unmittelbar darauf ließ er Herrn von Rochow durch den Geheimrat von Münchhausen fordern.

„Als Grund dieser Herausforderung," heißt es in dem Manuskript des Majors, „gab Herr von Münchhausen im Auftrage Hinckeldeys an, letzterer hätte erfahren, daß er von mir in einem Schriftstück der amtlichen Lüge bezichtigt worden sei. Ich nahm die Forderung an, ließ jedoch dem Herrn von Hinckeldey durch Herrn von Münchhausen erklären:

„Nach meiner Erklärung sei ich durch die Gesetze der Ehre nicht verpflichtet, mich zu schlagen; ich hätte ihn in einer Weise angegriffen — und zwar, um mich von einem Vorwurf zu reinigen — die es ihm möglich mache, sich in amtlichem oder gerichtlichem Wege von meiner Beschuldigung zu befreien; ich könne auch nach stattgefundenem Duell meine Ansicht über seine Erklärung vom 18. Dezember 1855 nicht ändern — seine Lage werde sich daher durch einen Zweikampf kaum verbessern; trotzdem, wenn er bei seiner Forderung bliebe, würde ich mich stellen; das Stattfinden unseres Duells könnte ich jedoch nur als eine Gefälligkeit betrachten, die ich seiner Ansicht über die standesgemäße Erledigung dieses Konfliktes erwiese.

„Herr von Münchhausen kam am selben Tage wieder zu mir mit dem Bescheid, daß Hinckeldey auf seiner Forderung bestände . . ."

Jetzt verlangte von Rochow Bedingungen, welche ihm eine Garantie gäben, daß aus diesem Duell keine Farce gemacht werden sollte.

„Eigene, gezogene Pistolen, ohne Stecher, fünf Schritt Barrière; das Versagen einer Pistole gilt nicht als Schuß...“

„Wenn zum Schluß eine Erklärung abzugeben wäre,“ fährt das Rochowsche Manuskript fort, „weshalb ich ein Duell einging, was ich vielleicht meinem besten Freunde zu thun abgeraten haben würde — da es nach meiner Überzeugung diesen unglücklichen Konflikt nicht vollständig erledigen konnte — dann könnte ich nur sagen: Ich schlage mich, um persönliche Genugthuung zu haben, lieber zehnmal zu oft, als einmal zu wenig...“

Hinckeldey glaubte bis zuletzt, daß der König das Duell verbieten würde. Deshalb wählte er den Ort fast unter den Fenstern des Schlosses von Charlottenburg, wo der König damals wohnte.

Als er zum Kampfplatz fuhr, begegnete ihm in der Nähe des Schlosses der Polizeidirektor von Charlottenburg, Polizeirat Maaß. Derselbe näherte sich dem Wagen, und Hinckeldey erwartete mit einem „Gott sei Dank!“ jetzt den erhofften Befehl des Königs zu vernehmen.

Maaß aber grüßte einfach mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Generaldirektor!“, und Hinckeldey lehnte sich erbleichend zurück.

Er führte im Wagen seine Uniform mit sich, um sich, nach glücklichem Verlauf des Duells, wieder als Polizeichef zum Dienst beim König melden zu können...

Am 10. März 1856 brachten die Berliner Zeitungen

eine Notiz, welche ganz Berlin, ja ganz Preußen in Aufregung versetzte.

Dieselbe lautete:

„Der General-Polizei-Direktor von Hinckeldey ist heute vormittag bei einem Duell tödlich in die Brust getroffen und wenige Minuten nachher verstorben. Als Gegner nennt man den Herrn von Rochow auf Plessow.“

Das Duell hatte in der Jungfernheide, unweit des Forsthauses Königsdamm, stattgefunden.

Der Geheimrat von Münchhausen hatte dem Polizeichef sekundiert, Hans von Rochows Sekundant war ein Lieutenant von Rochow von den Gardes du Korps gewesen. Als Unparteiischer fungierte ein Herr von der Marwitz; Hinckeldey hatte den ersten Schuß gehabt. Als das Pistol versagte, reichte ihm sein Sekundant ein zweites. Er feuerte, fehlte aber. Hierauf schoß Herr von Rochow den Gegner mitten ins Herz.

Herr von Hinckeldey war ein Opfer. Jene unselige Mitteilung war ihm in der Übereilung entschlüpft — später leugnete er dieselbe, um seinen König zu decken. Seine Lage war eine beklagenswerte, sein Geschick ein tief tragisches. Er starb als treuester Diener seines Herrn.

Der König hatte ihm befohlen, zwei Offiziere aus Berlin zu entfernen, eine Aufgabe, zu welcher ihm jegliche Befugnis und jegliche Macht fehlte. Er versuchte daher in seiner Ratlosigkeit, dieselben „hinaus zu schikanieren“, und begann mit jenem Überfall des Jockeyklubs, woselbst er die Herren vermutete, aber nicht fand. Dieser Versuch wurde ihm verhängnisvoll.

„Stände ich heute noch einmal vor jener Alternative,“

so schloß der Major an jenem Januarabend seine Mitteilungen, „ich hätte heute noch dieselbe Gesinnung — und denselben Fingerdruck.“

Herr von Rochow wurde wegen dieses Duells zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilt.

Nicht unwichtig bei der Beurteilung des ganzen Falles ist die Thatsache, daß dem Inhaftierten die Hälfte der Strafzeit erlassen wurde und zwar auf persönliche Verwendung der Witwe des Herrn von Hinckeldey bei König Friedrich Wilhelm IV. . . .

Bei dem unausgesetzten Hader der Parteien war die langjährige Tradition leicht erklärlich, die von dem politischen Morde sprach, den Hans von Rochow begangen habe, von dem Junkertrotze gegen solche obrigkeitliche Maßregeln, die für bürgerliche Kreise angebracht sein mögen, nicht aber für den Edelmann und seine noblen Passionen, eine Tradition, die den Gegner Hinckeldeys sein Leben lang wie eine Furie verfolgt hatte, weil er aus loyaler Gesinnung gezwungen war, ein Geheimnis zu wahren, das erst nach seinem Tode bekannt werden durfte.

Der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., schrieb über dieselbe Angelegenheit an den General von Natzmer:

„Die tragische Hinckeldeysche Geschichte ist ungemein traurig. Bei seinen Fehlern war er doch ein seltener Mensch, der viel Übel abgehalten hat, wenn auch nicht alles Übel richtig vermieden. Sein Tod hat ihn populärer gemacht, als er es je bei Lebzeiten war. Der Parteigeist nennt sein tragisches Ende einen politischen Mord, das ist

Unsinn. Aber der Parteigeist hat es unbedingt zum Duell gebracht. Die Kreuzzeitungspartei hatte ihm den Untergang geschworen, weil er es wagte, dem König über dieselbe offen zu sprechen; die Animosität, die aus vielen Reibungen zwischen Militär und Polizei entstanden war, hat jene Partei benutzt, um Offizier- und Junkertum gegen Hinckeldey zu hetzen — und hat reüssiert. Dies gestaltet trübe Blicke in unsere Zukunft."

Wenn der Prinz von Preußen in diesen Zeilen auch den Gedanken an einen politischen Mord einen Unsinn nannte, so glaubte er doch eine gewisse Partei anklagen zu dürfen, daß sie Offiziere und Junkertum gegen Hinckeldey gehetzt habe. Auch der Prinz kannte den eigentlichen, durchaus unpolitischen Anlaß des Duells nicht.

Bismarck äußerte sich in einem Schreiben an den Minister v. Manteuffel im Juli 1855 aus Frankfurt:

„Ich kenne den Vorgang nicht genug, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Darüber aber stimmen alle Reisenden überein, daß die Berliner Polizei die gröbste in Europa ist. Ich kann nach meiner eigenen Erfahrung nicht widersprechen, der Hang zu dienstlicher Arroganz und Grobheit steckt in dem subalternen Teil unserer Bureaukratie . . ."

Und im März 1856: „Wie erschütternd ist die Nachricht von Hinckeldeys Tod! Ich weiß über die Veranlassung des Duells noch nichts Näheres; wahrscheinlich stammt es wohl von der Jagdklubangelegenheit, obschon ich nicht begreife, wie jene Tölpelei eines subalternen Menschen so ernste Folgen so spät noch hat haben können. In der praktischen Polizei wird Hinckeldey eine tiefe Lücke

lassen; er war, was die Franzosen homme de tête et d'action nennen, und wir haben deren nicht viele."

Man sieht, wie in den höchsten Kreisen zu jener Zeit über das tragische Geschick Hinckeldeys das Urteil unsicher umhertappte; so ist es geblieben bis zu Rochows Tode.

Kaiser Wilhelm II. jedoch nannte in seiner bei dem bald nach des Majors Ableben stattfindenden Festmahl des Provinziallandtages gehaltenen Rede Herrn Hans von Rochow „einen alten märkischen Edelmann von treuem, festem Schrot und Korn, ein Vorbild aller ritterlichen Tugenden, der seinem Fürstenhause treu ergeben war bis zum letztem Atemzuge seines Lebens".

Dem jungen Monarchen war die unverbrüchliche Treue, die der Verblichene so heldenhaft und opferwillig Friedrich Wilhelm dem Vierten und auch noch dessen Gedächtnis gehalten hatte, nicht verborgen geblieben.

* * *

Prinz Wilhelm faßte seinen militärischen Beruf keineswegs nur praktisch, sondern auch streng wissenschaftlich auf.

Im Jahre 1884 hielt er im Saale des Regimentshauses zu Potsdam einen Vortrag über die Manipeltechnik der Römer. Er redete eine Stunde in freiem Vortrage und erläuterte das Thema desselben nach der historischen, wie nach der praktischen Seite in der Anwendung auf die Schlachten der Römer. Eine Anzahl von Plänen unterstützte den Vortrag, in welchem sich der Prinz ebenso als Herr des Gegenstandes, wie des Ausdrucks zeigte. Die etwa hundert Zuhörer gehörten dem Offizierkorps der

Potsdamer und der Berliner Garnison an. Unter ihnen befanden sich auch die direkten Vorgesetzten des Prinzen.

Der 16. Oktober 1885 war der Tag der feierlichen Übergabe des Garde-Husaren-Regiments an den zum Oberst und Kommandeur ernannten Prinzen Wilhelm.

Um 10 Uhr morgens war das Regiment zu Fuß mit Musik und Standarte im Lustgarten zu Potsdam in Linie aufgestellt, an der Spitze desselben der ad interim mit der Führung beauftragte Major von Kleist. Der Kommandeur der 2. Garde-Kavallerie-Brigade, Generalmajor von Versen, führte den Prinzen, der zu dem dunkelblauen Winterparadeanzug den Schwarzen Adlerorden trug, an die Front des Regiments. Nach einer Ansprache an die Mannschaften übergab er das Regiment dem neuen Kommandeur. Der Prinz zog den Säbel, ließ das Regiment in Zügen einschwenken und führte es dem direkten Vorgesetzten vor. Bei der Feierlichkeit waren zugegen: der Kommandant von Potsdam, Generalmajor von Hahnke, der Kommandeur des 1. Garde-Regiments, Oberst und Flügeladjutant von Lindequist, und der Kommandeur des Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 11, Major von Michaelis. Vom Marmorpalais war die Prinzessin Wilhelm mit ihren Damen nach dem Stadtschlosse gekommen, um hier von den Fenstern aus das Schauspiel zu beobachten.

Wenngleich dienstlich scharf in Anspruch genommen, so verfolgte der Prinz dennoch mit gespanntester Aufmerksamkeit die politischen Ereignisse, die sich unter der Leitung des großen Kanzlers Fürsten v. Bismarck allenthalben in Europa vollzogen.

Um die Jahreswende von 1882/83 war die Verständi-

gung zwischen Deutschland, Österreich und Italien erfolgt, der Dreibund geschlossen. Die Nachricht davon erfüllte die Nation mit Freude. War doch ein zentraleuropäischer Friedensbund hergestellt, mit der ausgesprochenen Tendenz, sich gemeinsam gegen jeden zu wenden, der den europäischen Frieden bräche, während der Bund selber die Rechte aller seiner Nachbarn zu respektieren sich verpflichtete.

Wie segensreich diese Allianz sich sogleich erwies, geht aus einer Äußerung hervor, die der Kronprinz Friedrich Wilhelm im Oktober 1883 auf dem Bahnhofe in Wiesbaden zu den dort versammelten Offizieren gethan: die Gefahr sei für diesmal vorüber, der Krieg mit Frankreich habe ganz nahe gestanden.

Aus dem November desselben Jahres stammt das Wort des Kaisers Wilhelm gegenüber dem Reichstagspräsidium von den „überraschend günstigen“ Beziehungen zu Rußland.

Als Abschluß der internationalen Aktion des Jahres 1883 folgte die Reise des Kronprinzen nach Italien und Spanien.

Das Jahr 1884 brachte einen engen Verkehr mit Rußland. Schon im November 1883 war der Minister von Giers in Berlin vom Kaiser und dem Kronprinzen hoch aufgenommen worden, ebenso in Friedrichsruh beim Fürsten v. Bismarck. Zu den erfreulichen Erscheinungen gehörte auch die Sendung des Grafen Herbert v. Bismarck nach Petersburg, die Mission des Fürsten Dolgoruki in Berlin und Friedrichsruh, sowie die spätere Anwesenheit des Grafen Waldersee in Petersburg, die im Zusammenhange stand mit der Ordnung der militärischen Grenzver-

hältnisse, welche im Jahre zuvor den Anlaß zu so ernster Unruhe gegeben hatten.

Dazu kam die Feier des siebzigjährigen Gedenktages der Schlacht bei Bar-sur-Aube am 26. Februar, der Schlacht, in welcher Kaiser Wilhelm als jugendlicher Prinz zum erstenmal unter den Augen seines Vaters dem feindlichen Feuer sich ausgesetzt hatte. Großfürst Michael erschien mit mehreren Rittern des St. Georgs-Ordens in Berlin, um den Kaiser im Namen Zar Alexanders III. zu der vor siebzig Jahren erfolgten Verleihung dieses Ordens zu beglückwünschen.

Der Austausch der Freundschaftsbezeugungen zwischen den beiden Nachbarstaaten wurde gekrönt durch des Prinzen Wilhelm bedeutsame Reise nach Petersburg. Er hatte dem russischen Thronfolger zu seiner Großjährigkeits-Erklärung die Glückwünsche des Kaisers Wilhelm und die höchsten preußischen Ordensauszeichnungen zu überbringen.

Prinz Wilhelm traf am 17. Mai um 6 Uhr nachmittags in Petersburg ein. In Begleitung des Großfürsten Wladimir im Winterpalais angelangt, wurde der Prinz daselbst vom Zaren empfangen und in die für ihn bestimmten Wohnräume geleitet. Hier erhielt er alsbald den Besuch sämtlicher in der Hauptstadt anwesenden Mitglieder des Herrscherhauses, und gleich darauf begab er sich zur Familientafel nach dem Anitschkowschen Palais, woselbst die Kaiserin und die Großfürstinnen versammelt waren.

Prinz Wilhelm errang sich in kurzer Zeit in Rußland eine ziemliche Popularität. Es wurde darüber aus Petersburg geschrieben:

„Der zukünftige deutsche Kaiser interessiert die Russen

ganz gewaltig, und bei dem herzlichen Einvernehmen, das gegenwärtig zwischen beiden Reichen besteht, ist es nicht zu verwundern, daß selbst die große Bevölkerung ihm eine warme Zuneigung entgegenbringt. Die Heiraten der russischen Großfürsten mit deutschen Prinzessinnen, die Herzlichkeit, mit der der Zar seinen Gast aufgenommen hat, und die Reise der Zarewna nach Deutschland tragen das ihrige dazu bei. Mit Genugthuung vermerken die Petersburger Blätter, daß Prinz Wilhelm in Gatschina das Kreuz geküßt und daß er bei einigen Gelegenheiten mit den Untermilitärs einiger Truppenteile russisch gesprochen.

Am 22. Mai fand vor dem Prinzen die Vorstellung der Leibschwadron des Chevalier-Garde-Regiments statt. Er begrüßte die Schwadron in russischer Sprache und schritt, gefolgt von dem Großfürsten Wladimir, dem Korps-, Divisions-, Brigade- und Regimentskommandeur, die Front derselben ab. Darauf wurde die Schwadron in verschiedenen Gangarten, zuletzt in Parademarsch vorbeigeführt. Später trat Prinz Wilhelm an die in Schwadronsfront formierten Gardisten heran und rief ihnen ein „spassibo Kawalergardi!“ (danke, Chevalier-Garden!) zu, wonach die Truppen wieder abrückten. Alle diese Dinge werden in Petersburg sehr eingehend besprochen und hinterlassen einen guten Eindruck.“

Eine Berliner Zeitung sagte:

„Alle aus Petersburg eingehenden Nachrichten bezeugen einstimmig den überaus günstigen Eindruck, den Se. Königliche Hoheit Prinz Wilhelm daselbst, sowohl in dem Kaiserhause, wie auch in der Bevölkerung hervorgebracht und hinterlassen hat. Das natürliche, herzgewinnende, ent-

gegenkommende und doch fest und sicher in sich ruhende Wesen des Prinzen hat im Fluge alle Herzen gewonnen.

Namentlich gilt dies vom Kaiser Alexander III. selbst. Gleich bei seiner ersten Begegnung mit dem Prinzen war es ersichtlich, daß der Kaiser ein aufrichtiges und großes Wohlgefallen an ihm fand. Und in der Folge benutzte er jede Gelegenheit, um dieses Wohlgefallen öffentlich zu bekunden.

Ganz besonders denkwürdig war das Verhalten des Kaisers bei dem Regimentsfest der Leib-Garde-Kürassiere in Gatschina und bei der Abreise des Prinzen. Bei dem ersten brachte der Kaiser einen Toast auf den Prinzen aus, ein Vorgang, der in Anbetracht des Umstandes, daß er durch den Charakter des Festes in keiner Weise geboten war, sich als Beweis herzlichster Sympathie darstellte, und als solcher unter den Anwesenden größte Sensation und allgemeinen Beifall erregte. Den gleichen Eindruck brachte in den weitesten Kreisen die Thatsache hervor, daß der Kaiser in preußischer Uniform den Prinzen bei seiner Abreise zum Bahnhof geleitete. Die Kunde dieses Ereignisses hatte buchstäblich die ganze Stadt auf die Beine gebracht, und allgemein nahm man mit großer Befriedigung Kenntnis von diesem herzlichen Sympathie-Erweise des Kaisers gegenüber dem dereinstigen Erben der deutschen Kaiserkrone.

Daß der Besuch des Prinzen somit in vollem Sinne des Wortes das gewesen ist, was er sein sollte, nämlich der Ausdruck unsrer freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, bedarf keiner besonderen Versicherung nach dem Erwähnten. Auch mit dem Minister des Auswärtigen, von Giers, ist Prinz Wilhelm in intimen Verkehr getreten.

In Moskau, wo der Generalgouverneur, Fürst Dolgorukoff, und Fürst Orloff in liebenswürdiger Weise die Honneurs machten, hat sich der Prinz die gleichen Sympathieen erworben. Er wird auch dort in bester Erinnerung bleiben."

Im August 1884 finden wir den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm bei ihren nächsten Verwandten in Primkenau, um daselbst der Großjährigkeitserklärung des Herzogs Ernst Günther beizuwohnen. Sie begrüßten dort, neben andern Herrschaften, auch die Tante der Prinzessin, die Geh. Medizinalrätin Esmarch, geborene Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein.

Im November desselben Jahres unternahm Prinz Wilhelm eine unterirdische Fahrt, wie vor ihm sein Vater in Begleitung Moltkes, beide im Bergmannskittel, in der Louisengrube bei Zabrze im Jahre 1856 gethan. Unser Prinz hatte sich zu dem Abenteuer die Alkaliwerke zu Westeregeln im Magdeburgischen ausgesucht. Die Fahrt ging 252 Meter tief und endete mit einem fröhlichen Imbiß, der in den Eingeweiden der Erde eingenommen wurde.

Über eine Bärenjagd, zu der Prinz Wilhelm im Jahre 1886 vom Fürsten Anton Radziwill eingeladen wurde, muß hier noch berichtet werden.

Am 12. Februar bestieg der Prinz den Kurierzug nach Warschau, begleitet von seinem Adjutanten, dem Major von Krosigk. In Thorn wurde er von dem Fürsten Radziwill und dem deutschen Generalkonsul, Baron von Rechenberg, und in Alexandrowo von dem Generallieutenant Brok, Chef der Warschauer Gendarmerie, empfangen und von diesen nach Warschau geleitet. Auf dem dortigen Bahnhofe begrüßten der Gouverneur, General Medem, der Ober-

polizeimeister Graf Tolsto und der stellvertretende Platzkommandant, Oberst Model, den Prinzen, der die Uniform des russischen Grenadierregiments „König von Preußen“ angelegt hatte. Im Kaisersaal des Bahnhofs wurde ein Souper eingenommen, zu welchem die hervorragendsten Personen der Stadt Einladungen erhalten hatten.

Am 14. Februar früh langten der Prinz und seine Begleitung auf Nieswierz, dem uralten Schlosse der fürstlichen Familie Radziwill, an, verweilten einige Zeit, um hier ein vom Fürsten angeordnetes Frühstück einzunehmen, und fuhren nun auf russischen Schlitten nach dem zu der großen Herrschaft gehörenden Gute Radziwill-Monte bei Kilez. Hier wurde diniert und Nachtquartier genommen, und am nächsten Morgen begann die erste Jagd auf die Bären.

Ein höherer Forstbeamter des Fürsten Radziwill hat den folgenden Bericht über diese Jagd geliefert:

„Ein echter Forstmann schreibt nicht gern. Aber ich habe jetzt (Ende Februar 1886) Tage durchlebt, die der Geschichte angehören, und so sollen unsere lieben Landsleute auch Kenntnis erhalten von den Bärenjagden, die Se. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm hier in Nieswierz, Gouvernement Minsk in Rußland, in den fürstlich Radziwillschen Forsten abhielt, und wie der hohe Herr durch seine Ritterlichkeit mich grauen Nimrod wie alle Anwesenden in Staunen und Bewunderung versetzte. Jetzt ist in ganz Litauen nur die eine Stimme: „Prinz Wilhelm „znah“, d. h. zu deutsch: „Tapfer bis zur Verwegenheit.“

Ein Bärenjagd ist stets mit Gefahr verbunden; denn bei der großen Zähigkeit und Kraft dieses Raubtieres

kommt der Jäger oft in Lebensgefahr, wenn auch die größte Vorsicht angewendet wird, da der Bär sich sofort auf den Schützen wirft, selbst dann, wenn er schon mehrere tödliche Kugeln erhalten hat. Deshalb ist es Brauch, daß man den Bären nur auf den Kopf oder aufs Blatt — ins Herz — schießen muß. Obgleich unsere heutigen Doppelbüchsen nichts zu wünschen übrig lassen, so wird doch die Vorsicht gebraucht, daß stets drei Schützen zusammenstehen, ein Hauptschütze und zwei Sekundanten, die, im Falle der Bär nach den ersten zwei Schüssen nicht zusammenbricht, sofort aus ihren Doppelbüchsen Feuer geben, gewöhnlich auch den Bären auf der Stelle hinstrecken; doch kommt es auch vor, daß der Bär sich trotzdem noch auf seine Feinde stürzt und einem oder dem andern die Mütze samt dem Hirnschädel abnimmt, denn dazu braucht er nur eines Griffes, und dann wütet er noch so lange gegen alles Lebende, was ihm in den Weg kommt, bis er tot hinsinkt.

Das Terrain, wo der Bär sein Lager hat, ist gewöhnlich so strategisch gewählt, daß man den Scharfsinn des Tieres bewundern muß. Meist bereitet derselbe seine Bucht in einem Dickicht, welches von Sumpf, Schilf und Weidengestrüpp umgeben und so dicht verwachsen ist, daß man oft auf 10 Schritt nicht schießen kann und zum Abgeben des Schusses nur einen Moment Zeit hat, von dem Leben oder Tod des Jägers abhängt. Dabei kommt es auch oft vor, daß die Kugel auf ihrer Flugbahn Äste u. s. w. durchschlägt und dadurch vom Ziele abweicht und geschwächt wird, ehe sie den Bären trifft.

Die Winter 1884 und 1885 waren für Bärenjagden ungünstig, da fortwährend Tauwetter mit Schneefällen

abwechselte und deshalb die Bären mehrmals die Lager veränderten und schwer zu finden waren. Aus diesem Grunde wurde bei uns nicht gejagt und auch in den Nachbarforsten nur selten ein Bär abgeschossen.

Der diesjährige strenge und schneereiche Winter aber war nur zu günstig, wir hatten 23 Bären fest, die nun gejagt werden sollten.

In den fürstlichen Forsten von 1,200,000 Morgen Fläche gab es einen Spielraum von über 100 Quadratmeilen zur Jagd.

Da kam die freudige Nachricht, daß mit meinem Durchlauchtigsten Fürsten Se. Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm kommen würde; wirklich am 2./14. Februar trafen die hohen Herren in Schloß Dieswierz mit dem Frühzuge ein.

Den zweiten Tag hatten wir Jagd auf einen Hauptbären, den Se. Königliche Hoheit schoß. Diese Jagd gehört zu den schönsten, die ich gesehen. Der Bär war der stärkste, der je bei uns vorkam. Eine Meute von 10 Koppeln Bracken brachte ihn und griff ihn mit einer Courage an, daß er sich tapfer wehren mußte. Gelang es dem Bären, einen Hund zu packen, so nahm er ihn zwischen die Pranken, rollte ihn ein wenig und schleuderte ihn dann unter die Meute, wo er wie ein Handschuh, alle Rippen zerbrochen, tot liegen blieb.

Drei Hunde lagen schon tot, und so kam er, vor Wut schäumend, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen in den Schuß. Da krachte es, und der Bär lag wie vom Blitz getroffen da, so meisterhaft getroffen, wie es nur bei größter Ruhe und Fertigkeit möglich ist. Sr. Königlichen Hoheit

sekundierten unser Generalbevollmächtigter und ein alter Bärenjäger.

Ich sekundierte meinem Fürsten, mit seinem Jäger, der ein berühmter Schütze und Bärenjäger ist. Wir standen dreißig Schritt zur Linken; rechts vom Prinzen stand, dreißig Schritt entfernt, der General und Flügeladjutant des Kaisers von Rußland, von Streckov, wieder mit zwei bewährten Sekundanten. Aus dieser Nähe konnte ich selbst die geringsten Vorgänge sehen, und noch heute bin ich überrascht über die Kaltblütigkeit und Sicherheit Sr. Königlichen Hoheit, mit der er den Bären anlaufen ließ und erlegte.

Diese Aufstellung war immer beobachtet worden, denn von der Seite kann man den Bären sicherer treffen, als auf den Stich, da der Bär, wenn er angreift, es mit Blitzesschnelle thut und dabei den Schnee so eigentümlich über sich wirft, daß man, wenn der Schnee trocken ist, das Tier von vorne nur in einer Schneewolke sieht und daher leicht einen unglücklichen Schuß macht.

Den dritten Tag war Jagd auf eine starke Bärin mit Jungen. Diese lag auf einem kleinen Hügel, der undurchdringlich mit Fichtengestrüpp bewachsen war, rings umgeben von Sumpf, Saalweiden und Schilf. Der quellige Boden war nur stellenweise gefroren, so daß man fast bei jedem Schritte durchbrach.

Se. Königliche Hoheit beschloß, die Bärin auf dem Lager anzugreifen. Ich, unser Bevollmächtigter, der Adjutant Sr. Königlichen Hoheit, Major von Krosigk, und der Leibjäger Sr. Königlichen Hoheit gingen auf das Lager los. Da es zu dicht war, so daß man die Bärin nur in nächster Nähe sehen konnte, ging ich von Sr. König-

lichen Hoheit fünf Schritte links, unser Bevollmächtigter fünf Schritte rechts, damit wir, wenn nötig, von der Flanke hätten schießen können. Doch die Bärin zog sich zurück, und so nahm Se. Königliche Hoheit die Jungen vom Lager, die Büchse in einer Hand schußfertig. Einige Augenblicke darauf brachten die Hunde die Bärin, die Se. Königliche Hoheit schoß, so daß sie sich überschlug. Se. Königliche Hoheit befahl, die jungen Bären nach Berlin zu nehmen, und befolgte damit unsere Landessitte, die darin besteht, daß, wer die Bärenmutter schießt, ihre Jungen aufzieht.

Den vierten Tag fuhren wir viereinhalb Meilen weit, einem Bären Visite abzustatten. Pek lag zwischen ungeheuren Sümpfen, die im Sommer ganz unzugänglich sind. Die Fahrt dahin ging über Seen, Flüsse und Sümpfe mit ungemeiner Schnelligkeit. Die Herrschaften mit drei Pferden lang vor jedem Schlitten. In anderthalb Stunden waren wir zur Stelle. Nach kurzer Rast wurde der Bär umstellt. Es war ein guter Bär, d. h. ein ausgewachsener Bär; er lag in einem Saalweiden- und Schilfdickicht. Die Hunde griffen ihn an, aber stundenlang schlug er sie ab, bis er sich endlich entschloß, vorzubrechen; er kam mit einer solchen Wut heraus, daß man ihm ansah, wie er am liebsten alles um sich zerschmettert hätte. Die Meute hielt sich in respektvoller Entfernung, ihn von allen Seiten umringend; fuhr er auf eine Seite zu, so wichen die angegriffenen Hunde zurück und die anderen drängten heran, und so ging es fort, bis Se. Königliche Hoheit zum Schuß kam. Blitzschnelles Anschlagen der Büchse, ein Knall, und der Bär lag ohne Leben da, zerzaust von den Hunden, die

nun nach stundenlangem Kampfe am toten Feinde ihre Rache übten.

Am fünften Tage kam eine Bärin mit zwei überjährigen Jungen zur Jagd. Als die Alte geschossen war, sprangen die Jungen auf die tote Mutter und verteidigten sie mit einer Tapferkeit, daß die Hunde flüchten mußten. Dann schoß Se. Königliche Hoheit noch einen sehr starken Elchhirsch.

Sonntag, den 9./21. Februar reiste Se. Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm 12 Uhr nachts ab .... Die Jagd erforderte 150 fürstliche Jäger, täglich über 1500 Bauern zur Treibwehr, 2 Landräte (Isprawniks), 5 Bezirkspolizisten u s. w. Ein Elchhirsch, 1200 Pfund schwer, wurde von der Dienerschaft in 1½ Tagen aufgegessen, die Unmasse anderen Fleisches nicht gerechnet.

Se. Königliche Hoheit ließ sehr schöne Andenken zurück für die höheren Beamten, für die Dienerschaft reiche Geldgeschenke. Se. Durchlaucht der Fürst hatte einen berühmten Maler kommen lassen, der die Jagdscenen photographisch aufnahm. Es soll ein Jagdgemälde in großem Maßstabe hergestellt werden."

Die drei jungen Bären brachte der Prinz seinen Kindern mit. Denn inzwischen hatte die Familie desselben sich vergrößert. Im Jahre 1883, am 7. Juli, war Prinz Eitel-Friedrich geboren worden, am 14. Juli 1884 Prinz Adalbert, und am 29. Januar 1887 kam Prinz August Wilhelm.

„Wer je," schrieb Gerhard von Amyntor, „die innigen Blicke belauschen durfte, mit denen die hohe Mutter auf dieses glückverheißende Vierblatt ihrer Söhne zu schauen pflegt, wer aus dem Antlitz des Vaters, wenn dieser einen

seiner Knaben auf seinem Knie reiten läßt, Glück und Stolz zugleich zu lesen vermag, der weiß, daß es im ganzen deutschen Lande kein glücklicheres Ehepaar giebt, als das Prinz Wilhelmsche."

Schon früh am Morgen waren die Bewohner des Marmorpalais auf den Beinen. Die Prinzessin frühstückte stets zusammen mit dem Gemahl, und wenn diesen der Dienst schon in der frühesten Morgenstunde in den Steigbügel zu treten zwang, so leistete sie ihm auch schon um diese Zeit am Frühstückstische Gesellschaft. Ein zeremonielles zweites Frühstück existierte nicht; schon um ein Uhr wurde zu Mittag gespeist. Gegen fünf Uhr nachmittags wurde der Thee eingenommen und nach einem frühen und frugalen Abendessen begab man sich zeitig zur Ruhe. Es hing diese Lebensweise mit der Abneigung des Prinzen gegen alles Undeutsche zusammen, keine aus Frankreich oder England eingeführte Mode durfte Einfluß auf die Ordnung seines Hauses üben.

Am häuslichen Herde des prinzlichen Ehepaares hatte neben der Liebe, der Frömmigkeit und der Wohlthätigkeit auch die Kunst ihren Sitz aufgeschlagen. Die Prinzessin Auguste Viktoria ragte durch ihren feinen ästhetischen Sinn hervor. Von dem Prinzen war bekannt geworden, daß er mit Eifer und Talent die Ölmalerei trieb.

Es ist hier an die Beziehungen des Wiener Malers Angeli zu dem kronprinzlichen Paare zu erinnern. Derselbe erhielt zuerst im Jahre 1873, als der Kronprinz mit seiner Gemahlin die Wiener Weltausstellung besuchte, den Auftrag, das Bild des ersteren zu malen, und war seitdem fast jedes Jahr nach Potsdam gekommen. Dort war

nun nach stundenlangem Kampfe am toten Feinde ihre Rache übten.

Am fünften Tage kam eine Bärin mit zwei überjährigen Jungen zur Jagd. Als die Alte geschossen war, sprangen die Jungen auf die tote Mutter und verteidigten sie mit einer Tapferkeit, daß die Hunde flüchten mußten. Dann schoß Se. Königliche Hoheit noch einen sehr starken Elchhirsch.

Sonntag, den 9./21. Februar reiste Se. Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm 12 Uhr nachts ab .... Die Jagd erforderte 150 fürstliche Jäger, täglich über 1500 Bauern zur Treibwehr, 2 Landräte (Ispravniks), 5 Bezirkspolizisten u. s. w. Ein Elchhirsch, 1200 Pfund schwer, wurde von der Dienerschaft in $1^1/_2$ Tagen aufgegessen, die Unmasse anderen Fleisches nicht gerechnet.

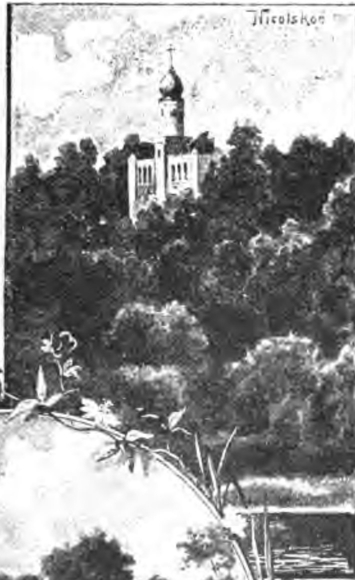
Se. Königliche Hoheit ließ sehr schöne Andenken zurück für die höheren Beamten, für die Dienerschaft reiche Geldgeschenke. Se. Durchlaucht der Fürst hatte einen berühmten Maler kommen lassen, der die Jagdscenen photographisch aufnahm. Es soll ein Jagdgemälde in großem Maßstabe hergestellt werden."

Die drei jungen Bären brachte der Prinz seinen Kindern mit. Denn inzwischen hatte die Familie desselben sich vergrößert. Im Jahre 1883, am 7. Juli, war Prinz Eitel-Friedrich geboren worden, am 14. Juli 1884 Prinz Adalbert, und am 29. Januar 1887 kam Prinz August Wilhelm.

„Wer je," schrieb Gerhard von Amyntor, „die innigen Blicke belauschen durfte, mit denen die hohe Mutter auf dieses glückverheißende Vierblatt ihrer Söhne zu schauen pflegt, wer aus dem Antlitz des Vaters, wenn dieser einen

gebung und Begeisterung der großen und schwierigen Aufgabe unterzogen haben."

Neben der Kunst fand auch der Sport noch seine Pflege, und zwar jener Sport, der die höchsten Leistungen männlicher Kraft





herausfordert. So unternahm der Prinz eine Bootsfahrt um die ganze Insel Potsdam, eine Tour, die in den Kreisen der passionierten Ruderer beider Residenzstädte für eine ausnahmsweis tüchtige Arbeit gilt und die gewöhnlich nicht

unter zehn bis zwölf Stunden Fahrt erfordert. Prinz Wilhelm legte die Strecke, begleitet von dem Chef der Matrosenstation, dem königlichen Schiffsführer Velten, ununterbrochen rudernd in sieben Stunden und dreißig Minuten zurück, eine Thatsache, die in der sportverständigen Welt die vollste Anerkennung fand.

Dabei aber litt der militärische Dienst keinerlei Unterbrechung. Neben des Prinzen Interesse für Wissenschaft, Kunst und Sport ging derselbe soweit im Soldaten auf, daß er seine Garnison Potsdam nie anders als streng dienstlich verließ, also etwa zu einem Manöver, oder zur Erfüllung einer Repräsentationspflicht in Petersburg, Wien oder London.

Man wird darin keinen Widerspruch mit dieser Regel erblicken wollen, wenn er oft in Berlin war — Berlin und Potsdam gehören zusammen — oder wenn er einmal einer Einladung zur Jagd folgte; das gehört zu den Ausnahmen. Die Regel war: Prinz Wilhelm nahm niemals Urlaub, um eine größere Reise zum Vergnügen oder zur Erholung zu machen. Das kannte er nicht. Die Hundstage verlebte er in der Garnison und musterte die Kaserne seines Regiments.

Im Juni 1886, an demselben Tage, an welchem er sein Regiment dem Kommandeur des Garde-Korps, General v. Pape, vorgeführt hatte, reiste der Prinz zur Jubiläumsfeier der Königin Viktoria nach England. Er begab sich mittags mit dem von Spandau abgehenden Zuge nach Wilhelmshaven, um dort an Bord des Avisodampfers „Blitz“ zu gehen und auf diesem die Überfahrt nach Queensborough zu machen. Auf dieser Fahrt begleitete ihn Prinz Heinrich auf einem Torpedoboote. Im Gefolge

des Prinzen Wilhelm befanden sich der Generallieutenant v. Hahnke und der Adjutant Major Freiherr v. Bissing. Am 17. morgens trat die Prinzessin Wilhelm mit dem kleinen Prinzen Wilhelm, in Begleitung der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff und des Kammerherrn Freiherrn v. Mirbach, die Reise über Hannover und Vlissingen an, verfügte sich dort am Abend an Bord der Yacht der englischen Königin, „Osborne", traf am 18. morgens in Queensborough mit ihrem Gemahl zusammen, und beide fuhren von da mit einem Extrazuge nach London. Der kleine Prinz Wilhelm war unter den Kindern und Enkeln, welche die Königin-Jubilarin umgaben, der einzige Urenkel.

Am 29. Juni reiste das prinzliche Paar von London wieder ab und geradenwegs nach Bonn. Das Korps der Borussen feierte sein sechzigjähriges Stiftungsfest, und dabei durfte Prinz Wilhelm nicht fehlen. Die Prinzessin nahm mit ihrem ältesten Sohne den Weg nach Koblenz, zum Besuch der Kaiserin Augusta.

In der Frühe des 1. Juli erschien der Rektor der Universität, Professor Jürgen Bona Meyer, mit denjenigen Professoren, welche früher Lehrer des Prinzen gewesen waren, in dem Absteigequartier desselben, dem Hotel Royal, zur Begrüßung.

Das Festessen wurde im „Goldenen Stern" gehalten und begann mittags 1½ Uhr. Zu demselben waren u. a. der Fürst zu Wied, der Herzog Johann von Mecklenburg-Schwerin, der Fürst Salm, der Prinz von Weimar, General von Loë und Freiherr von Solemacher-Antweiler erschienen.

Das Präsidium führte der erste Chargierte des Korps,

Studiosus v. Romberg. Demselben zur Rechten hatte Prinz Wilhelm Platz genommen, der im Zivilanzug und mit der Borussenmütze erschienen war.

Den ersten Trinkspruch brachte der Präses auf den Kaiser aus. Darauf erhob sich Prinz Wilhelm, um, wie er einleitend bemerkte, als Mitglied des königlichen Hauses für die dem Oberhaupte desselben bereitete Ehrung zu danken. Übergehend auf die Geschichte des Preußenkorps, bezeugte er, daß das Korps durch eben diese Geschichte seine Treue zum Vaterlande bethätigt habe. In der preußischen Armee sei das Erste Garde-Regiment stets dazu ausersehen gewesen, die Prinzen des Hohenzollernhauses in die Traditionen des Heeres einzuführen, sie an dessen Pflichttreue zu gewöhnen. Ein ähnliches Verhältnis habe sich im Lauf der Zeit in Hinsicht auf das Universitätsstudium zu dem Korps der Bonner Borussen gebildet. Dasselbe sei ausersehen worden, die preußischen Prinzen während ihrer Studienzeit in sich aufzunehmen; desgleichen auch viele Söhne aus den ersten fürstlichen Häusern des ganzen deutschen Vaterlandes. Diese dem Korps gewordene Auszeichnung beweise, daß man in demselben und an der Bonner Hochschule den richtigen Geist gefunden und anerkannt habe. Das Korps trage die Farben des Hohenzollernhauses, die preußischen Landesfarben. Gar oftmals würden diese Farben von Fremden als nicht prunkvoll genug, als zu ernst angesehen. Eben diese Farben aber entsprächen in ihrem Ernst der Geschichte des preußischen Vaterlandes, welches durch schwere Schicksale und Zeiten hindurch, in ernstem Ringen erst jene Stellung erkämpfen mußte, die es heute einnimmt. Das schönste Symbol dieses

Kampfes ist das eiserne Kreuz, welches dieselben ernsten Farben trägt. „Möchte die Pflichttreue, welche unsere Väter unter diesem Symbol und unter diesen Farben bethätigt haben, auf die jungen Korpsbrüder übergehen; möge insonderheit jeder das später von ihm zu übernehmende Amt mit äußerster Treue und Hingebung ausfüllen!“

Zum Schluß seiner in energischem Tone gehaltenen Rede trank der Prinz auf die Bonner Borussia, auf daß dieses Korps in der Liebe und Treue zum Königshause, zum Vaterlande fort und fort verharre und blühe.

Im weiteren Verlauf des Diners nahm General v. Loë in seiner Eigenschaft als alter Herr der Borussia das Wort. Se. Königliche Hoheit habe durch die eben gesprochenen Worte das Fortbestehen und Blühen des Korps Bonner Borussen recht eigentlich sicher gestellt. Er danke im Namen aller Korpsbrüder für diese Anerkennung und Gnade. Er erinnere daran, daß vor nunmehr 40 Jahren ein damals jugendlicher Prinz an demselben Platz gestanden habe, den jetzt Prinz Wilhelm einnahm. „Dieser Prinz war von der Vorsehung auserlesen, zum Manne gereift, das alte Preußenschwert in wuchtigen Hieben zur Verteidigung und zum Ruhme unseres Vaterlandes zu führen. Es war Prinz Friedrich Karl, unser großer Heerführer und Feldmarschall, dessen wir heute in Wehmut gedenken, da er nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

Herr v. Loë erinnerte noch an die bewegten Tage von 1848, in welchen alle Mitglieder des Borussenkorps bewährt erfunden wurden, und erzählte, wie es ihn freudig ergriffen habe, als in den Julitagen 1870 sogleich beim Bekanntwerden der Mobilmachungsordre, die abends ein-

traf, schon am nächsten Morgen die sämtlichen Aktiven des Borussenkorps sich bei ihm, als dem damaligen Chef des Königshusarenregiments, zum sofortigen Eintritt in die Armee meldeten. Zum Schluß brachte der General ein donnerndes Hoch auf den Prinzen Wilhelm, den geliebten Protektor des Korps aus.

Nach Auflösung der Festversammlung traten die Korpsbrüder mit ihren alten Herren und Gästen die Rundfahrt durch die Stadt Bonn und die Ausfahrt nach Godesberg an. Das Musikkorps der Königshusaren in schwarzweißen Rokoko-Kostümen ritt voran. Mitglieder in vollem Wichs eröffneten den Zug, der weit über dreißig Wagen zählte. Im ersten Wagen saß Prinz Wilhelm, allenthalben mit Jubel begrüßt. Neben ihm hatte General v. Loë in Uniform und auf dem Vordersitz der erste Chargierte des Korps Platz genommen.

Ein großer Kommers im „Goldenen Stern" schloß am Abend die Festlichkeiten des ersten Tages, an den sich noch andere Festtage reihten.

Aus dem Jahre 1887 sind noch einige andere Gelegenheitsreden unsers Prinzen zu verzeichnen.

Als er gelegentlich der beendigten Gardemanöver nach dem Stammsitze der Familie v. Zieten, Schloß Wustrau, kam, ließ er früh am Morgen sein Regiment am Grabe des „alten Zieten" Aufstellung nehmen. Dann hielt er folgende Ansprache:

„Husaren! In den letzten Tagen seid ihr durch Gegenden gekommen, welche reich sind an geschichtlichen Erinnerungen, besonders Erinnerungen an den großen König Friedrich II., Stätten, wo er sich als Kronprinz für seinen

künftigen Beruf vorbereitete. Ich erinnere euch nur an Rheinsberg und Neu-Ruppin. Heute stehen wir nun am Grabe des Helden, der mit den Kriegen und Siegen des großen Königs auf das Engste verknüpft ist, und der durch seine schöpferische Thätigkeit und militärische Tüchtigkeit dem Vaterlande große Dienste geleistet hat. Der General der Kavallerie von Zieten, oder wie ihr ihn gern nennt, der alte Zieten, war der Schöpfer einer leichten Kavallerie, die dem preußischen Heere noch damals fehlte. Wer den Scharfsinn und die Ausdauer des Helden kennt, wird es erklärlich finden, daß diese Waffe bald zu einer volks-, ja weltberühmten wurde, welche dem großen Könige Sieg auf Sieg erringen half. Aber nicht nur durch seine kriegerische Tüchtigkeit glänzt der Name des Helden in der Geschichte unseres Landes, sondern auch durch die unerschütterliche Treue, mit der er zu seinem großen Könige stand. Er ist, wie es einzigartig in der Geschichte dasteht, mit der Person seines Königs zu einem Bilde verwachsen. Davon legen viele Erzählungen und Anekdoten im Volksmunde, wahr oder erfunden, Zeugnis ab. Uns Husaren aber vor allem liegt es ob, diesen Sinn für absolute Treue und Hingebung an unsern allerhöchsten Kriegsherrn zu pflegen und dem Helden darin nachzueifern. Den Entschluß hierzu wollen wir am Grabe des alten Zieten von neuem befestigen und rufen in diesem Sinne: „Unser allergnädigster Kaiser und allerhöchster Kriegsherr lebe hoch!“

Im Oktober wurde zu Frankfurt a. O. der Grundstein zu dem Denkmal des Prinzen Friedrich Karl gelegt. Prinz Wilhelm beteiligte sich an der Festlichkeit und sprach, nachdem der Divisionskommandeur Generallieutenant von Ditfurth im Speisehause des Leib-Grenadier-Regiments auf

die anwesenden Prinzen getoastet hatte, folgende bedeutsame Worte:

Er erwähnte zunächst die Verdienste des Prinzen Friedrich Karl um die Schulung des dritten Armeekorps, das derselbe eine Zeit lang geführt hatte.

„Die Schulung war eine auf Grund neuer einschneidender Vorschriften völlig durchgreifende, und die Vorstellung des so ausgebildeten Korps brachte diesem die Allerhöchste Anerkennung ein. Welche hohe Bedeutung dieser Ausbildung des Armeekorps zuzumessen, habe der Feldzug in Dänemark und der Düppeler Schanzensturm bewiesen. Das dritte Armeekorps wurde das Muster für die Schulung der Truppen der ganzen Preußischen Armee, die ihrerseits wieder die schneidige Wirksamkeit jener Schulung in den Feldzügen gegen Österreich und Frankreich bekundeten. In diesen Kämpfen hat das dritte Armeekorps seinen Waffenruhm von neuem bewährt. Die Schlacht von Vionville steht unerreicht in der Kriegsgeschichte da, ein einziges Armeekorps in der Stärke von 20 000 Mann hat einen mehr als fünffach überlegenen, mit gutem Rüstzeug versehenen Feind aufgehalten und zurückgeworfen. Das ist die Ruhmestat der Brandenburger. Die Hohenzollern werden nie vergessen, was sie ihrer treuen Hingebung verdanken. Das dritte Armeekorps wird seine Tapferkeit und Hingebung sicherlich zu bewahren wissen, und selbst zusammengeschmolzen auf Hunderte, dem Feinde kein Vordringen gestatten, es sei denn über deren Leiber. Möge das Armeekorps des Geistes des verewigten Prinzen, in dem es geschult und erzogen worden, eingedenk bleiben.“

Bei der Weihnachtsbescherung seines Gardehusaren-

Regiments hielt der Prinz folgende Ansprache an das Offizierkorps und die Mannschaften desselben:

„Still gestanden! Husaren! Seit dem vorigen Jahre, wo wir das Weihnachtsfest feierten, hat sich die Zeit geändert und ist wohl recht ernst geworden. Wir stehen vor einer vielleicht unsicheren Zukunft. Da ziemt es sich, an unsere alte Devise, die wir an der Kopfbedeckung tragen: Mit Gott für König und Vaterland! zu denken. Vor allen Dingen: Mit Gott. Möge er uns beistehen in dieser schweren Zeit, da einer unserer größten Heerführer und Feldherrn, der unsere Armeen angeführt hat in so manchen Kriegen, unter schwerer Prüfung steht. Wie sollte da das Herz eines jeden preußischen und deutschen Soldaten nicht in diesen Tagen beten für die Gesundheit und Genesung dieses hohen Herrn! Möge Gott, der unserem Heere stets beigestanden, in schweren Zeiten der Entscheidung, auch ferner mit uns sein! Für König und Vaterland! Dafür dienen wir, dafür werdet ihr ausgebildet. Ihr seid aus der großen Armee und der weiten Familie, deren Vater der König ist, und in der engeren Familie eures Regiments. Dies will euch, so weit es angeht, eure Familie ersetzen, daher wird für euch Weihnachten bereitet, wie ein Familienvater es für seine Kinder thut. Wir übergeben euch hiermit diese Geschenke, die ihr euch gewünscht habt, und ich wünsche euch bei diesem Feste zugleich ein gutes neues Jahr! Möget ihr euch in demselben als treue, tüchtige Husaren bewähren und möget ihr stets dessen eingedenk sein, daß Se. Majestät der Kaiser und König als die drei Grundpfeiler der Armee bezeichnet: die Tapferkeit, das Ehrgefühl und den Gehorsam. Um diesen Gesinnungen Ausdruck zu geben, rufen wir: Se. Majestät, der Kaiser

und König, unser allergnädigster Kriegsherr, er lebe Hoch, Hoch, Hoch!“

Schweren Herzens mußte Prinz Wilhelm in dieser Rede schon auf die Katastrophe hindeuten, die ihm, der Königlichen Familie und der Nation in dem Ableben seines schwer erkrankten Vaters, des Kronprinzen, bevorstand.

Er teilte gern zwanglose Stunden, auch Feste, mit seinen Husaren, namentlich das Weihnachtsfest. Im Dienst war er desto strenger, auch gegen die Offiziere. Es war viel von dem Geist des großen Reiterführers Prinz Friedrich Karl auf ihn übergegangen.

Auch außerdienstlich hielt er ein wachsames Auge auf das Thun und Treiben seiner Offiziere gerichtet.

In Berlin besteht ein Klub, in dem zu Zeiten hoch gespielt wurde. Eine ganze Reihe Offiziere von Prinz Wilhelms Regiment waren Mitglieder dieses Klub und erlitten im Spiele so verhängnisvolle Verluste, daß der Prinz als Oberst und Kommandeur endlich beschloß, diesen Verheerungen ein Ende zu machen. Er legte den Offizieren in unabweisbarer Form nahe, aus dem Klub auszutreten. Die Leitung des Klubs war darüber sehr bestürzt und bewog den Obmann, einen Prinzen R., beim Kaiser dahin zu wirken, daß jener Befehl zurückgenommen werde. Der Kaiser ergab sich den vorgebrachten Gründen, ließ den Prinzen Wilhelm zu sich kommen und ersuchte ihn, das Verbot zurückzunehmen. Aber der Prinz blieb standhaft.

„Majestät“, sagte er, „gestatten Sie mir die Frage: Bin ich noch Oberst des Regiments?“

„Ja natürlich“, entgegnete der Kaiser.

„Dann gestatten mir Eure Majestät, daß ich meine

Stelle aufrecht erhalte, oder ... daß ich meine Stelle hiermit in Ihre Hände zurücklege."

Dem Kaiser gefiel das entschlossene Wort und er besänftigte den Prinzen rasch, indem er sagte:

„O, davon kann keine Rede sein, einen so guten Oberst finde ich ja nicht wieder."

Somit blieb es bei dem Verbot.

Prinz R. kam, um sich vom Kaiser Bescheid zu holen.

„Thut mir leid," sagte dieser, „ich habe alles versucht, aber der Oberst will nicht."

Über seinen militärischen Obliegenheiten, deren Erfüllung ihm stets obenan stand, versäumte der Prinz andere Pflichten nicht. Im Herbst 1887 trat er den Geschäften des Finanzministers näher, nachdem er im Winter 1886/87 sich bereits über die des auswärtigen Amtes informiert hatte. Sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten bezeugte er auch durch die Teilnahme an einer Versammlung, die am 28. November 1887 bei dem Grafen Waldersee stattfand.

Das Haus Waldersee stand zum Prinzen und seiner Gemahlin in engen Beziehungen. Die Gräfin Waldersee ist eine Verwandte der Kaiserin Auguste Viktoria, die außerdem als Prinzessin Wilhelm mit ihr geistig, politisch und kirchlich die gleichen Ziele verfolgte.

Die Gräfin ist von Geburt Amerikanerin. Als die Tochter eines reichen New-Yorker Bankiers kam sie mit ihrem Vater nach Europa und lernte in einem Badeorte den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein kennen, der sich in die schöne junge Lady verliebte und dieselbe schon nach kurzer Zeit als seine Gemahlin heimführte. Die Ehe

wurde, da die schöne Amerikanerin nicht von fürstlichem Geblüt war, morganatisch geschlossen; die Hochzeit aber wurde trotzdem mit solchem Pomp gefeiert, daß der Kaiser von Österreich der Neuvermählten den Titel einer Fürstin von Noer verleihen konnte. Sechs Monate später erlitt der Prinz Friedrich einen Schlaganfall, der schon nach wenigen Tagen seinem Leben ein Ziel setzte.

Mit fünfundzwanzig Jahren Witwe geworden und im Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens, sah sich die Fürstin von Noer, die eine Dame von Geist, Anmut und natürlicher Grazie war, bald von einem Schwarm von Verehrern umgeben, unter denen man den glänzendsten Namen des deutschen, österreichischen und russischen Adels begegnete. Ihr Palast in Wiesbaden glich dem Hofe eines Potentaten; von den feenhaften Festen, die hier gegeben wurden, sprach man in ganz Europa.

Unter ihren vielen Bewunderern zeichnete die Amerikanerin besonders einen aus. Unabhängig und ehrgeizig, bestrebt eine führende Rolle zu spielen, wollte sie ihr Schicksal nur an das eines Mannes knüpfen, der, ein aufsteigender Stern, ihr eine glänzende Zukunft gewährleistete.

Ein solcher Mann war der Graf Waldersee, der Günstling des Königs Wilhelm und des Fürsten von Bismarck. Der Graf galt schon damals für einen der tüchtigsten Offiziere des Generalstabs, und nach dem deutsch-französischen Kriege war es für eingeweihte Kreise kein Geheimnis mehr, daß Graf Moltke ihn dereinst zu seinem Nachfolger empfehlen werde.

Die Verbindung fand statt. Das gräfliche Paar lebte in Berlin, wo der Salon der Gräfin als eine Macht galt,

mit der man, da er den Vereinigungspunkt aller Bismarckfreunde bildete, wohl zu rechnen hatte. Und als Prinz Wilhelm die Prinzessin Auguste Viktoria als seine Gattin heimführte, da war es, wie man in eingeweihten Kreisen wissen will, der Gräfin Waldersee vorbehalten, der jungen Prinzessin am Hofe, wo sie anfangs hin und wieder ein wenig kühl aufgenommen wurde, die Bahn zu ebnen.

Jener „Walderseeabend“ vom 28. November 1887 und die hervorragende Rolle, die Prinz Wilhelm auf demselben spielte, sind damals vielfach bekrittelt worden.

Es handelte sich um nichts anderes, als die Mittel und Wege zu finden, der Berliner Stadtmission, die vor einem Defizit stand und deren Leiter der Hofprediger Stöcker war, thatkräftig zu helfen und sie überhaupt so zu stellen, daß sie wirksamer als bisher ihren Zweck verfolgen könnte. Im Jahre 1886 hatte die Prinzessin Wilhelm die Sache der Stadtmission durch einen von ihr veranstalteten Bazar unterstützt, der die reiche Einnahme von 45000 Mark ergab. Im Jahre darauf beschloß Prinz Wilhelm zu demselben Zweck ein großes Reiterfest zu arrangieren, das jedoch der schweren Zeit wegen nicht zu stande kam. Da aber Hilfe bald erfolgen mußte, so kam er auf den Gedanken, eine Gesellschaft von Notabeln aus allen Kreisen Deutschlands zu berufen, um die Idee der Stadtmission in alle Welt zu tragen und alle Evangelischen des Reichs für dieselbe zu interessieren.

Die Versammlung, an der auch die Minister v. Puttkamer und v. Goßler, Graf v. Wedell-Piesdorf, Generalsuperintendent Braun, die Herren v. Benda, v. Wilmowski und viele andere teilnahmen, wurde vom Grafen Walder-

tee durch eine längere Ansprache eingeleitet. Er betonte ausdrücklich, daß die Stadtmission keine bestimmte politische Farbe trage, keiner Partei angehöre, sondern ihre einzige Norm an der Königstreue und der Pflege patriotischen Geistes habe. Sodann hob er noch hervor, daß das einzige, wahrhaft wirkende Mittel, den anarchistischen, grundstürzenden, das Vaterland und den Staat bedrohenden Tendenzen der Jetztzeit entgegen zu treten, die geistliche Versorgung sei, die mit der materiellen Unterstützung in Not und Krankheit Hand in Hand gehe. Im Vordergrund der Verhandlungen stand der Gedanke, daß alle Evangelischen aus den verschiedensten Landesteilen Deutschlands solidarisch haftbar seien für die kirchliche Versorgung Berlins, indem sie die Hauptkontingente zur Vermehrung der Stadt und ihrer kirchlichen Not lieferten. Lebten doch zur Zeit daselbst nicht weniger als rund 69000 Menschen aus der Provinz Sachsen, 12000 aus dem Königreich Sachsen, nahe an 4000 Bayern, 2500 Württemberger u. s. w. Deshalb nahmen an dieser Versammlung Vertreter aus allen Provinzen und Gebieten Deutschlands teil.

Prinz Wilhelm sprach sich dahin aus, daß gegenüber den grundstürzenden Tendenzen einer anarchistischen und glaubenslosen Partei der wirksamste Schutz von Thron und Altar in der Zurückführung der Massen zum Christentum und zur Kirche und damit zu der Anerkennung der gesetzlichen Autorität und der Liebe zur Monarchie zu suchen sei. Der christlich-soziale Gedanke sei deshalb mit mehr Nachdruck als bisher zur Geltung zu bringen. Die Stadtmission nicht nur in Berlin, sondern auch in andern großen Städten bedürfe daher einer kräftigeren Unter-

stützung seitens aller christlich und monarchisch gesinnten Elemente ohne Unterschied der Parteien. Vor allem sei es nötig, der Sache eine gesicherte und breitere finanzielle Grundlage zu verschaffen und, da der Ernst der Zeit festliche Veranstaltungen zu diesem Zwecke, wie er sie ursprünglich vor Jahresfrist schon beabsichtigt habe, ausschließe, so habe er mit allerhöchster Genehmigung des Kaisers diese Versammlung berufen, um über die Mittel und Wege zu beraten, durch welche das von ihm bezeichnete Ziel in anderer Weise erreicht werden könnte.

Die Versammlung erklärte sich mit den Ausführungen des Prinzen nach längerer Diskussion einverstanden und unterzeichnete schließlich einen Aufruf, der der Öffentlichkeit übergeben werden sollte. Der Hofprediger Stöcker unterschrieb nicht, um den Aufruf durch seinen Namen nicht zu einer Parteisache zu machen.

Der Prinz erhielt aus den verschiedensten Teilen der Monarchie zustimmende Kundgebungen und Dank- und Ergebenheits-Adressen. Ein Teil der Presse aber äußerte sich abfällig und gehässig, und die offiziöse Welt geriet in Unruhe, weil sie eine Einwirkung der Stöckerschen Richtung auf den Prinzen witterte.

Zum Jahreswechsel ging dem prinzlichen Paare seitens der Berliner Hof- und Domprediger nachstehender Glückwunsch zu:

„Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr! Durchlauchtigste Prinzessin, gnädigste Frau! Euren Königlichen Hoheiten nahen sich die treugehorsamsten Hof- und Domprediger zum Beginn des neuen Jahres mit den innigsten Segenswünschen. Durch den Ernst der Zeit,

wie durch die schwere Heimsuchung, welche auf dem Königshause ruht, sind wir zu besonderer Fürbitte bewegt. Gott der Herr mit seiner Allmacht und Barmherzigkeit walte wie in vergangenen Tagen auch in Zukunft über unserm Vaterlande, er halte insbesondere seine Gnadenhand über dem Leben Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen und lasse denselben Seine Durchhülfe und Tröstung reichlich erfahren. Eure Königlichen Hoheiten aber und Ihr Haus segne der treue Gott über Bitten und Verstehen. Wenn Sie es in den letzten Wochen des alten Jahres erfahren haben, daß auch das lautere Eintreten für die Arbeit des Reiches Gottes nicht ohne Widerspruch bleibt, so sei das Wort des Herrn Ihr Licht: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ In tiefster Ehrerbietung verharren Eurer Königlichen Hoheiten unterthänigste Hof- und Domprediger.

Kögel. Stöcker. Schrader. Bayer.

Der Prinz antwortete:

„Potsdam, den 3. Januar 1888. Das Hof- und Dom-Ministerium hat mich durch seine zur Jahreswende dargebrachten freundlichen Glück- und Segenswünsche wieder herzlich erfreut. Die mir ausgedrückte Teilnahme an dem Befinden Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen, meines innig geliebten Vaters, hat mich besonders tief gerührt. Ich beuge mich vor der Autorität der ärztlichen Wissenschaft, erhoffe aber mit den Meinigen und der gesamten Nation, daß die kräftige Natur meines Vaters, unter gnädiger Hilfe des Allmächtigen, die ernste Krankheit überwinden werde. Die von Ihnen erwähnten Mißdeutungen, welche mein Eintreten für das Wohl

der geistig und körperlich Notleidenden vielfach hervorgerufen hat, haben mich schmerzlich berührt, sie werden mich aber nicht abhalten, dem Vorbilde unseres erhabenen Kaisers und meines teuren Vaters folgend, unbeirrt von politischen Parteibestrebungen stets zur Hebung des Wohles der Notleidenden nach Kräften beizutragen."

Das Jahr 1888 sollte Ereignisse bringen, die ihre Schatten bereits vorauswarfen. Kaiser Wilhelm I. stand im höchsten Greisenalter, seine Stunden waren gezählt. Auf seinen Nachfolger, den Kronprinzen, hatte der Tod bereits seine grausame Hand gelegt; es war möglich, daß er noch früher abberufen wurde, als sein hochbetagter Vater. Wer ermißt die Gedanken und Empfindungen, mit denen unser Prinz in das neue Jahr hinüber ging?

* * *

Kronprinz Friedrich Wilhelm war im Januar 1887 wieder einmal, wie schon so oft zuvor, an einer Halsentzündung erkrankt, die sich in leichtem Husten und starker Heiserkeit äußerte. Letztere hielt, trotz aller dagegen angewandten Mittel, beharrlich an. Im übrigen befand sich der Prinz bei etwas gedrückter Stimmung vollkommen wohl und konnte bei den Festlichkeiten zu seines Vaters neunzigstem Geburtstag die ihm obliegenden Repräsentationspflichten in gewohnter Weise ausfüllen.

Auf den Rat des Leibarztes Dr. Wegner wurde Professor Gerhardt zugezogen, welcher eine kleine warzenähnliche Neubildung an dem einen Stimmbande des Kronprinzen durch elektrische Kauterisation entfernte.

Vom 19. April bis zum 14. Mai gebrauchte der Kronprinz eine Kur in Ems. Noch ahnte niemand im Volke

etwas von dem Ernst des örtlichen Leidens, und die behandelnden Ärzte hegten die Hoffnung, daß sich keine neue Wucherung zeigen werde; war dies dennoch der Fall, so war damit der Verdacht der bösartigen Natur der Erscheinung gegeben.

Der gefürchtete Fall trat ein, gleich nach der Rückkehr aus Ems. Die weiter hinzugezogenen Professoren v. Bergmann und Tobold traten ihren Kollegen in der Beurteilung bei. Die Symptome deuteten mit Bestimmtheit auf Krebs.

Die Ärzte hatten nur eine doppelte Wahl: entweder durch eine Kehlkopfspaltung das rechtzeitig erkannte und noch nicht weit vorgeschrittene Übel mit der Wurzel auszurotten, oder aber den Kranken seinem Schicksal preiszugeben, das unaufhaltsam zu einem schrecklichen Leiden und in absehbarer Zeit zum unabwendbaren Tode führen mußte. Sie entschieden sich für die Operation, die an sich gefährlich war, aber geringere Bedenken verursachte, da der Kronprinz stark und kräftig, das Leiden erst im Beginnen war und der glückliche Verlauf der Operation vielleicht eine völlige Rettung, jedenfalls aber eine lange und ruhige Lebensdauer verhieß.

Schon war im kronprinzlichen Palais das Zimmer für die Operation hergerichtet, schon waren neue Instrumente angeschafft, da wurde auch Fürst v. Bismarck aus politischen Gründen davon verständigt. Dieser verlangte ein dem Staatsarchiv einzuverleibendes Gutachten der drei genannten Ärzte, auch sollte das Urteil dreier ausländischer Spezialisten gehört werden. Als solche wurden von den deutschen Ärzten Störck in Wien, ein Petersburger Arzt

und Mackenzie in London genannt. Letzterer, der Kronprinzessin bereits früher empfohlen, erschien sofort und allein.

Schon war die Ausführung der halbseitigen Exstirpation des Kehlkopfes dem Professor v. Bergmann übertragen, da traf unerwarteter Weise bei ihm die Nachricht aus dem Palais ein, daß die Operation aufgeschoben sei, und am 22. Mai erschienen dann die behandelnden deutschen Ärzte auf eine Einladung beim Kronprinzen, wo sie den Dr. Mackenzie vorfanden, der bereits ein günstiges Urteil über die Krankheit und ihren weiteren Verlauf abgegeben hatte.

Dieses Urteil war für den Kronprinzen entscheidend gewesen.

„Sie, meine Herren," sagte er, „stellen mir, wenn die Operation glücklich verläuft, in Aussicht, daß ich wieder zum Gebrauch meiner Stimme, aber ohne eigentlichen Klang, gelange. Herr Dr. Mackenzie erwartet ohne Operation meine Heilung im Verlauf von sechs Wochen. Da werden Sie begreifen, wofür ich mich entscheide; ich danke Ihnen also, meine Herren."

Auffällig war damals weniger das von der Ansicht der deutschen Ärzte abweichende Urteil des englischen Arztes, als der Umstand, daß dasselbe abgegeben war, ohne daß Mackenzie zuvor mit den bisher zur Behandlung herangezogenen Ärzten eine Besprechung gepflogen hätte.

Am 26. Mai schrieb der „Staatsanzeiger":

„Dr. Mackenzie hat den Zustand Sr. Königl. Hoheit nicht so besorgniserregend gefunden, daß er nicht hoffte, durch eine zweckentsprechende Behandlung das Übel in nicht zu langer Zeit beseitigen zu können."

Von der Operation wurde definitiv Abstand genommen, um so mehr, als auch der Professor Virchow sein Gutachten dahin abgab, daß keine bösartigen Anzeichen vorhanden seien.

Am 11. Juni verließ der Kronprinz mit seiner Familie Berlin, wohin er erst nach genau dreiviertel Jahren als Kaiser, der Stimme beraubt, in unheilbarem Siechtum zurückkehren sollte.

Während des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin von England nahm er zu Pferde an dem großen Zuge nach Westminster und an der Parade in Aldershott teil.

Aus dem stillen Landaufenthalt zu Norwood bei London drangen nur gute Nachrichten über sein Befinden nach Deutschland.

Am 12. Juli erfolgte die Übersiedelung nach der Insel Wight, anfangs August eine Reise nach Schottland, in deren Verlaufe die Teilnahme der deutschen Ärzte an der Behandlung ausgesetzt wurde. Die Nachrichten über das Befinden erregten die besten Hoffnungen, der Kronprinz sei so gut wie geheilt, müsse sich nur noch schonen.

Der „Reichs- und Staatsanzeiger“ meldete am 1. September, daß an verschiedenen Stellen des Kehlkopfes eine Disposition zu Kongestionen bestehe, nach der letzten Kauterisation eine neue Wucherung nicht aufgetreten, die Wiederkehr einer solchen jedoch nicht unwahrscheinlich, dabei aber nicht bedenklich sei.

Die Ärzte Wegner und Landgraf, die den Kronprinzen begleitet hatten, waren nach Berlin zurückgekehrt.

Am 5. September traf der Kronprinz mit seiner Familie auf der Reise nach Toblach in Frankfurt a. M. ein.

An diesem Tage meldete Major v. Kessel dem Kaiser, der seinen Sohn wiederzusehen gewünscht hatte, daß auf den Rat des englischen Arztes der Umweg über Berlin unterblieben wäre. Während des Aufenthalts im Süden trat an die Stelle Wegners der Leibarzt Schrader.

Am 8. September wurde Mackenzie in Balmoral, in Anerkennung der wertvollen Dienste, die er dem Schwiegersohn der Königin geleistet habe, in den Ritterstand erhoben; am 21. traf er beim Kronprinzen ein und äußerte sich abermals sehr befriedigt.

Trüber lauteten die Nachrichten, die inzwischen aus Pariser Zeitungen dem deutschen Publikum bekannt geworden waren. Nach denselben wäre die Stimme des Patienten bereits gegen Ende Juli ganz verschwunden gewesen und die häufigen Kauterisationen hätten nur vorübergehend Besserung gebracht.

In Toblach hatte der Kronprinz einen Erstickungsanfall.

Am 25. September reiste er nach Venedig, wohin ihm Tags darauf die Kronprinzessin folgte; am 7. Oktober nach Baveno am Lago Maggiore, wo am 18. Oktober auch die Prinzen Wilhelm und Heinrich eintrafen.

Noch nach der am 3. November erfolgten Übersiedelung nach San Remo hieß es, die Besserung mache stetige Fortschritte.

Um so größer war die Bestürzung, als am 7. November der „Reichsanzeiger“ ein Telegramm Mackenzies, der am 5. November über Paris in San Remo eingetroffen war, veröffentlichte, des Inhalts, daß das örtliche Leiden einen ungünstigen Charakter angenommen habe und von ihm

(Mackenzie) die Zuziehung anderer Spezialisten empfohlen worden sei; eine Berufung an Schrötter-Wien und Krause-Berlin sei ergangen.

Der Kaiser entsandte sogleich den Prinzen Wilhelm zur Berichterstattung und genehmigte, daß Dr. Schmidt in Frankfurt an den Beratungen in San Remo teilnehme. Am 10. November traf Prinz Wilhelm mit Schmidt in San Remo ein.

Schon am Tage zuvor hatte die erste Beratung mit Schrötter und Krause stattgefunden.

Am 12. November meldete der „Reichsanzeiger“, daß die Konsultation leider die krebsartige Natur des Leidens bestätigt habe.

Obgleich Prinz Wilhelm den Wunsch des Kaisers überbracht hatte, der Kronprinz möge zurückkehren, so verblieb es doch mit Rücksicht auf das mildere Klima bei dem Winteraufenthalte in San Remo.

Sechs kostbare Monate waren auf diese Weise verstrichen, ohne daß dem edlen Kranken Hilfe gebracht worden. Wiewohl es Mackenzie nach und nach gelungen war, die ersten Ärzte vollständig von der Behandlung fern zu halten, ja, selbst ihnen die Kenntnis vom wirklichen Stande der Krankheit zu verheimlichen, so hatten doch seine ärztlichen Maßnahmen auch den fernstehenden Fachmännern klar gemacht, daß, wie Professor Störck in Wien öffentlich erklären ließ, in der Behandlung „Fehler an Fehler“ sich reihe. Als dann endlich Sir Morell Mackenzie sich im November herbeiließ, sich von der Richtigkeit des Urteils der ersten Ärzte überzeugt zu erklären, da war eine Hilfe nicht mehr möglich. Da blieb kein anderer Weg mehr übrig, als der

Natur freien Lauf zu lassen, und dieser Weg hat sein trauriges Ziel in Schloß Friedrichskron, wie das Neue Palais von Friedrich III. genannt wurde, am 15. Juni 1888 erreicht.

Furchtbar ist der Gedanke, daß Kaiser Friedrich, soweit menschliches Ermessen reicht, gerettet worden wäre, wenn man den Rat der deutschen Ärzte im Frühjahr 1887 befolgt hätte.

Mackenzie veröffentlichte nach Kaiser Friedrichs Tode eine Schrift, durch welche er sein Verfahren bei der Behandlung des Patienten rechtfertigen und die Schuld an dem unglücklichen Verlauf der Krankheit den deutschen Ärzten aufbürden wollte.

Ein ernstes Berliner Blatt bemerkte dazu: „Die Schrift ist ein eben solcher Humbug, wie der Mann, von dem sie herrührt. Nach der Reklame, die seit Monaten dafür gemacht wurde, mußte man wenigstens etwas Neues, Sensationelles erwarten, wenn auch niemand glauben konnte, daß das Neue wahr sein würde. Aber das ganze Machwerk ist nichts weiter, als eine möglichst breitgetretene Wiederholung derjenigen Unwahrheiten, welche die Mackenzie-Organe zu Lebzeiten des Kaisers monatelang verbreiteten und mit denen durch die Schrift der deutschen Ärzte endgültig aufgeräumt ist . .“

Das „Ärztliche Vereinsblatt für Deutschland“, Organ des deutschen Ärztevereinsbundes, dem ungefähr 5000 Ärzte angehören, faßte sein Urteil über Mackenzie dahin zusammen:

„Nicht nur hat er durch sein Verhalten (unrichtige Diagnose, ungeeignete Behandlung) es verschuldet, daß der rechtzeitige operative Eingriff, der für Beseitigung des bös-

artigen Übels durchaus gute Aussichten bot, unterblieb, sondern er hat auch im weiteren Verlauf der Krankheit, indem er den hohen Kranken ganz ohne Grund und Zweck von einem entfernten Ort zum andern trieb, und ihn so der Kontrolle der deutschen Ärzte entzog, ein System der Täuschung durchgeführt, welches nur peinliche Folgen haben konnte; die Ärzte, welche neben ihm zu Rate gezogen waren, in den Zeitungen ungerecht beschuldigt, mit einer zweifelhaften Presse in einer anstößigen Verbindung gestanden, kurz — sich in einer Weise verhalten, für die es unseres Erachtens keine Entschuldigung giebt. Auch die nicht, daß er durch die Täuschung über den Charakter des Übels dem Kranken seine schwere Lage erleichtert hat. Es war diese Täuschung (oder Irrtum?) im Anfang verhängnisvoll, weil sie die Möglichkeit der Heilung vereitelte, und sie ward nachher nicht einmal konsequent durchgeführt, da Mackenzie im November 1887 den rechten Namen selbst und öffentlich aussprach. Auf die „höheren politischen Motive“, die ihn in seinem Handeln geleitet haben sollen, wollen wir hier natürlich nicht eingehen — sie entlasten ihn gewiß in den Augen sehr weniger unter uns. Wir beklagen es also aufs tiefste, daß das teure Haupt unsers Herrscherstammes eine so ungeeignete ärztliche Behandlung genoß und zugleich, daß auf deutsche Kunst und Wissenschaft — wenn auch vorübergehend — mit Unrecht ein Schatten fiel.“

Das Dunkel, welches trotz der Schriften der Ärzte noch in mehrfacher Hinsicht über Friedrichs des Dritten unglückseligem Ende schwebt, wird erst in späteren Zeiten gelichtet werden.

* * *

Der 27. Januar 1888 brachte dem Prinzen Wilhelm ein neues Avancement, der Kaiser ernannte ihn zum General-Major und Kommandeur der zweiten Garde-Infanterie-Brigade.

Er erhielt seine Beförderung am Morgen seines Geburtstages im Stadtschlosse zu Potsdam. Bei der Gratulation des Offizierkorps des Garde-Husaren-Regiments nahm er Gelegenheit, demselben sein Avancement mitzuteilen.

Als der Prinz an demselben Vormittage noch in Berlin eintraf, wurde er von den Generalen v. Pape und Graf Waldersee auf dem Bahnhofe empfangen. Im Königssalon daselbst harrte seiner der Hofschneidermeister mit einer Generalsuniform, die der Prinz in wenigen Minuten angelegt hatte. Sodann fuhr er nach dem Königlichen Palais, um sich bei dem obersten Kriegsherrn vorschriftsmäßig als General-Major zu melden ....

Während die deutsche Nation mit banger Spannung die Nachrichten aus San Remo erwartete und um das Leben des vielgeliebten Kronprinzen zitterte, neigte plötzlich und unerwartet Kaiser Wilhelm sein greises Haupt zum letzten Schlaf. Unerwartet? Bei 91 Jahren unerwartet? Ja, wenn es auch wie Spott gegen die ewigen Naturgesetze klingt. Denn so über alles Maß hinausgehend, wie die Erfolge dieses Herrscherlebens, schien auch dessen Lebenskraft zu sein, und das Volk dachte sich diesen Kaiser schier unsterblich. Aber nun war er doch gestorben und hatte sein Land in ernster und schwerer Zeit verwaist gelassen.

„Es hat Gott gefallen, Se. Majestät den Kaiser und

König, unsern Allergnädigsten Herrn, nach kurzem Krankenlager heute 8½ Uhr morgens im achtundzwanzigsten Jahre Seiner reich gesegneten Regierung aus dieser Zeitlichkeit abzuberufen. Mit dem Königlichen Hause betrauert unser gesamtes Volk den Hintritt des allgeliebten, ehrwürdigen Herrschers, dessen Weisheit so lange über seinen Geschicken in Krieg und Frieden ruhmreich gewaltet hat.

Berlin, den 9. März 1888.

Das Staatsministerium."

So lautete die amtliche Bekanntmachung.

An dem Tage gab es eine tiefernste Reichstagssitzung, wie nie zuvor. Gänzlich verstummt war der Lärm, der sonst der Eröffnung der Sitzungen vorherzugehen pflegt. Man hörte nur schwaches Geflüster, auf allen Mienen lag schmerzliche Spannung. Der Reichskanzler wurde erwartet. Er erschien um 12¼ Uhr, bleich, bis in sein innerstes Wesen ergriffen. Er erhielt das Wort, ohne es zu erbitten. Er sprach stockend, zögernd, fast versagte ihm die Stimme. Mühsam unterdrücktes Schluchzen unterbrach ihn zuweilen, ab und zu rollte eine Thräne über das eiserne Antlitz. Nur einmal vor Jahren hatte man ihn ähnlich sprechen hören, als er die Opposition an die Attentate erinnerte und beteuerte, damals, als er seinen Kaiser im Blute habe liegen sehen, sei ihm der Entschluß gekommen, nie von seinem Posten zu weichen, so lange der Kaiser lebe.

Er sprach einfach und schmucklos. Die Thatsache des Todes Wilhelms I. redete für sich selbst. Eine Bewegung ging durch das Haus, als der Name Kaiser Friedrich III. zum ersten Male genannt wurde. Bei dem Vorzeigen der

letzten Handschrift Kaiser Wilhelms, die der Fürst als ein historisches Dokument dem Reichstagspräsidenten übergab, bebten alle Herzen, und eine Thräne kam in manches Auge. Wie dann der Kanzler die amtliche Mitteilung schloß und nun dazu überging, mit blutendem Herzen von den beiden letzten Freuden des Kaisers zu reden: von der Teilnahme Europas an den Leiden des Kronprinzen und von dem einmütigen Reichstagsbeschlusse der Heeresverstärkung — das läßt sich nicht beschreiben.

„Die heldenmütige Tapferkeit“, so redete er weiter, „das nationale, hochgespannte Ehrgefühl, und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil der Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat. Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt wird“ — da erstarben seine Worte.

Präsident v. Wedell-Piesdorf fand, als der Kanzler geendet hatte, den treffenden, kurzen Ausdruck, wie ihn der Augenblick erforderte. Aber als er sagte: „Die Sitzung ist geschlossen“, da war es allen klar: eine große Zeit war abgeschlossen, und eine andere Stunde der Weltgeschichte hatte begonnen.





IV.

Der Kronprinz.

Prinz Wilhelm hatte am Fußende des Sterbebettes gestanden, als sein Großvater, der Kaiser, den letzten Atemzug that.

Als Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen folgte er am 16. März, mit den Königen von Sachsen, Belgien und Rumänien, den Thronfolgern von England, Rußland, Österreich, Italien und Schweden, und allen Prinzen des königlichen Hauses dem Prunksarge des großen Verblichenen nach dem Mausoleum in Charlottenburg.

Hier, im Schlosse, wohnte der auf die Todesnachricht aus San Remo herbeigeeilte todkranke Kaiser Friedrich III.

Der Trauerkondukt nahte.

Da erschien — es war 3½ Uhr nachmittags — am verschlossenen Fenster der bleiche Kaiser in voller Generalsuniform mit dem weithin leuchtenden orangefarbenen Bande des Schwarzen Adlerordens, ein weißes Taschentuch in der Hand. Vorgebeugten Hauptes sah der Sohn dem Sarge des scheidenden Vaters nach ....

Kaiser Friedrichs Regierung sollte nur kurze 99 Tage währen, eine Zeit wehmütigen Schmerzes für das Volk, und unsäglichen Leidens für den Dulder selbst. Wohl that er nach Kräften seine Pflicht als Regent und Landesvater, wohl unternahm er, als der Frühling kam, wieder Ausfahrten durch den Tiergarten und nach Berlin, allein die verheerende Krankheit gönnte ihm keinen schmerzfreien Augenblick. Der Sprache längst schon beraubt, vermochte er sich nur schriftlich seiner Umgebung mitzuteilen.

„Mein lieber Blumenthal," schrieb er bei einem Besuch, den ihm der Generalfeldmarschall Graf v. Blumenthal abstattete, auf einen Zettel, „glauben Sie mir, es ist fast nicht mehr zu ertragen!"

Seinem Sohne, dem Kronprinzen Wilhelm, schrieb er die Worte auf:

„Lerne leiden ohne zu klagen; es ist dies das einzige, was ich dich lehren kann!" . . .

Am 1. April 1888 beging Fürst Bismarck seinen 73. Geburtstag und zugleich das Fest seines fünfzigjährigen Militärjubiläums. Der Kronprinz, der dem Jubilar die Glückwünsche des Kaisers zu überbringen hatte, erhob sich, nach einer Rede des Fürsten, an der Festtafel zu folgendem Trinkspruch:

„Durchlaucht! Unter den vierzig Jahren, welche Sie soeben erwähnten, ist wohl keines so ernst und schwerwiegend gewesen als das jetzige: der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie siebenundzwanzig Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserm jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe unsers Vaterlandes ist. Eure Durchlaucht werden ihm, wie wir

alle, mit derselben altdeutschen Mannentreue dienen, wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Eure Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserm geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten! Gott segne und schütze denselben und Eure Durchlaucht!"

Neben seinen Obliegenheiten im Heeresdienst hatte der Kronprinz, der seit dem 17. November 1887 bereits an der Regierung teilnahm, eine Fülle anderer Geschäfte zu erledigen, denen er sich mit der ganzen ihm innewohnenden Energie widmete.

Im Mai erhielt der königliche Hof einen seltenen Besuch: die Königin Viktoria von England kam, um sich persönlich von dem Befinden ihres Schwiegersohnes zu überzeugen. Kronprinz Wilhelm, seine Gemahlin, Prinz Heinrich, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Prinz Friedrich Leopold und andere hatten sich auf dem Charlottenburger Bahnhof zur Begrüßung eingefunden; die Kaiserin Friedrich mit ihren drei Töchtern traf erst später ein. Die Bewillkommnung war keine freudige, wenn auch eine herzliche und warme. Thränenden Auges sanken die beiden Königinnen einander in die Arme, dann hielten sie sich lange bei den Händen gefaßt. Darauf be-

grüßten die Kronprinzessin, die Prinzessinen-Töchter und Prinz Heinrich die Großmutter, die der Kronprinz zuvor aus dem Wagen geleitet hatte. Die Reisegefährten der neunundsechzigjährigen englischen Monarchin waren die Prinzessin Beatrice und deren Gemahl, der Prinz Heinrich von Battenberg, der Bruder des Prinzen Alexander, des ehemaligen Fürsten von Bulgarien.

Der Name des letzteren war in jenen Tagen viel genannt worden.

Kaiser Friedrich III. war kaum vierzehn Tage an der Regierung, als Deutschland durch die plötzliche Nachricht beunruhigt wurde, die bevorstehende Verlobung der Prinzessin Viktoria, Tochter des Kaisers, mit dem Prinzen Alexander von Battenberg, verbunden mit der Verleihung eines preußischen Armeekorps und des Ordens Pour le Mérite an denselben, habe den Reichskanzler, der die guten Beziehungen des Reiches zu Rußland dadurch bedroht sähe, zu einem Entlassungsgesuch vermocht. Der tragische Regierungsantritt des Kaisers Friedrich habe plötzlich zu einer um so dramatischeren und peinlicheren Lage geführt, als dieselbe durch das Einwirken verschiedener starker weiblicher Willenskräfte verwickelt werde, mit denen Fürst v. Bismarck nie vorher so direkt zusammengestoßen sei. Das Betreiben jener Verbindung des kaiserlichen Hofes mit dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien wurde vornehmlich der Königin Viktoria von England zugeschrieben.

Die öffentliche Verlobung unterblieb, der Herzensbund wurde zerrissen, Prinzessin Viktoria vermählte sich später mit dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe.

Kaiser Friedrich dachte nicht daran, den Reichskanzler

zu opfern. Er erinnerte sich wohl eines Falles, wo ein Prinz seines Hauses sich in gleicher Lage befand, wie jetzt seine Tochter, und in schönem Gehorsam gegen den Vater und den Brauch des Hauses entsagte. Dieser Prinz war der spätere Kaiser Wilhelm I., der als junger Mann auf die Hand der von ihm heißgeliebten Fürstin Elisabeth Radziwill verzichtet hatte, weil König Friedrich Wilhelm III. gegen diese Verbindung war.

Der Prinz von Battenberg, der am ersten Ostertage nach Berlin kommen sollte, erhielt den Wink, dies zu unterlassen. Die Kaiserin Friedrich erklärte dem Fürsten v. Bismarck, „sie opfere das Glück ihres Kindes auf dem Altare des Vaterlandes.“

Am 24. Mai war es dem Kaiser Friedrich vergönnt, der Vermählung seines zweiten Sohnes, des Prinzen Heinrich, mit der Prinzessin Irene von Hessen-Darmstadt beizuwohnen.

Die Braut war eine Tochter des Großherzogs Ludwig und der Großherzogin Alice von Hessen. Diese Verbindung zwischen dem preußischen und dem hessischen Hause geschah auf Grund der innigsten Herzensneigung, welche selbst das Bedenken der nahen Verwandtschaft zwischen Cousin und Cousine überwand, ein Bedenken, das allerdings aus dem Felde geschlagen wird durch die historische Thatsache, daß Friedrich Wilhelm I. ebenfalls seine Cousine von Braunschweig-Lüneburg heiratete und daß aus dieser Verbindung ein Friedrich der Große, Prinz Heinrich, Prinz August Wilhelm, von dem unsere heutige Dynastie stammt, und eine Markgräfin von Bayreuth hervorgegangen sind.

Auf einen Wunsch der Prinzessin-Braut genehmigte

die Kaiserin Friedrich, daß der Geistliche, der sie im Christentum unterrichtet, sie konfirmiert hatte und ihr Seelsorger geblieben war, Superintendent Dr. Sell, ihr nach Berlin zur Hochzeitsfeierlichkeit folgte. In Begleitung der Prinzessin auf der Brautreise befanden sich ihr Vater, der Großherzog, ihr Bruder, der Erbgroßherzog, Prinzessin Ludwig von Battenberg und Prinzessin Alix, ihre Schwestern.

Dem Brautstand des jungen Paares hatte die Sonne froher Tage nicht geschienen. Die Krankheit des Vaters, der Tod des Kaisers Wilhelm warfen einen trüben Schatten auf diese Zeit. Aber fast überraschend war unmittelbar vor dem Vermählungstage in dem Befinden Kaiser Friedrichs eine Wendung eingetreten, die wie ein Geschenk Gottes dem Brautpaar zum bevorstehenden Feste dargebracht erschien. Die Feier wurde von Trauer weniger gedämpft, als es zuvor den Anschein hatte. Es war ein lichter Freudentag, der die trübe Zeit unterbrach, wodurch allerdings nicht verhindert wurde, daß die stolze Pracht unterblieb, womit sonst am königlichen Hofe eine Hochzeit begangen wird.

Die Vermählung wurde in engstem Kreise gefeiert. Man entsagte dem umfassenden Ceremoniell, welches längst seine historische Berechtigung erlangt hat, wie die feierliche Einholung der Braut, Fackeltanz, Gala-Oper u. s. w. Doch die Einschränkung des äußeren Glanzes that den herzlichen Wünschen keinen Abbruch, mit denen das Kaiserpaar, sowie die andern fürstlichen Verwandten und mit ihnen das ganze Volk sich dem jungen Paare zuwendeten.

Es war gegen 12 Uhr mittags, als die Kaiserin auf dem Haupte der Schwiegertochter die Prinzessinnen-Krone

befestigte. Mit diesem Hochzeitszeichen geschmückt, trat die Braut an die Seite des Bräutigams, der die Marine-Uniform trug; es erfolgte die standesamtliche Eheschließung, welche der Oberstkämmerer Graf zu Stolberg-Wernigerode als Leiter des Ministeriums des Königlichen Hauses vollzog. Kaiser Friedrich hatte die Absicht gehabt, sich an dem Festzuge nach der Kapelle des Schlosses zu beteiligen; er



Das Kieler Schloß.

gab dieselbe jedoch wieder auf und betrat die Kapelle allein, als der Geistliche mit der Traurede bereits begonnen hatte.

In dem Zuge schritten hinter dem Prinzen einher der ihm zur Aufwartung beigegebene Vizeadmiral Graf v. Monts und der ihm zum Hofmarschall bestimmte Kapitän zur See und Flügeladjutant Freiherr v. Seckendorff.

Die Neuvermählten verließen noch an demselben Tage Charlottenburg, um die Flitterwochen in Erdmannsdorf in Schlesien zu verleben und später im Schlosse zu Kiel Residenz zu nehmen.

Kronprinz Wilhelm hatte bei der Galatafel im Auftrage seines Vaters auf das Brautpaar den Toast ausgebracht, in welchen er alle Wünsche und Hoffnungen hineinlegte, die der Kaiser für das Paar im Herzen hegte. Die nicht lange, aber inhaltreiche Rede rief allseitig tiefe Rührung hervor ....

Kaiser Friedrich hat während seiner Regierung nur einem einzigen größeren militärischen Schauspiel beigewohnt, der Vorstellung der zweiten Garde-Infanterie-Brigade durch den Kronprinzen im Schloßpark zu Charlottenburg. Nach der Parade schrieb er auf einen der Zettel, die stets zur Hand sein mußten, die Worte:

„Sehr zufrieden, große Freude. Friedrich J. R.“

Am 1. Juni siedelte der Kaiser mit seinem Hofstaat nach dem Neuen Palais über, und hier war es, wo er in Stille und Abgeschiedenheit seinem Ende entgegenging. Am 15. Juni kam die erlösende Todesstunde. Am 18. Juni erfolgte seine vorläufige Beisetzung in der Friedenskirche zu Potsdam, woselbst er ruhen sollte, bis das bereits geplante, unweit dieser Kirche zu errichtende prachtvolle Mausoleum ihn und seine beiden, ihm vorangegangenen Söhne aufnehmen konnte.





V.

Kaiser Wilhelm II.

Am 18. Juni 1888 ergriff der junge Kaiser, ein Neunundzwanzigjähriger, als Dritter dieser Würde aus dem Hohenzollernstamme, mit fester Hand die Zügel der Regierung des ihm als Erbe zugefallenen mächtigen Reiches.

Hoffend, zweifelnd, erwartungsvoll schaute die Welt auf ihn: Wie wird er sich zeigen? Wes Geistes Kind ist er? Wie sind Kopf und Herz an ihm beschaffen?

Seit Friedrich dem Großen hat kein Herrscher von so scharf ausgeprägter Individualität, wie Kaiser Wilhelm II. ihn besitzt, Preußens Thron innegehabt, keiner, der sich durch alle Stadien der Entwickelung seine Eigenart so unverändert bewahrt hat, wie der heute regierende Herr.

Er bestieg den Thron unter Verhältnissen, die ihm nicht günstig lagen. Er folgte einem Vater, der von allen, die in die Nähe seiner wohlwollenden und edelmütigen Persönlichkeit kamen, fast vergöttert wurde; sein Großvater hinterließ einen so glanzvollen, kriegerischen Ruhm, daß nur das Zeitalter Friedrichs II. eine Parallele dazu bietet.

Kaiser Wilhelm II. sah sich daher vor eine schwere Aufgabe gestellt; er mußte zunächst bestehende Vorurteile bekämpfen und dem Lande Vertrauen zu seinem guten Willen und seinen Fähigkeiten einflößen.

Zu statten kam ihm dabei, daß die Welt ihm von vornherein drei schöne Tugenden nicht abstreiten konnte: seinen Mut, seine Offenheit und sein durch und durch deutsches Empfinden.

Sein gerades Wesen und seine Ehrlichkeit hatten früher schon verschiedentlich Veranlassung zu allerlei übelwollenden Beurteilungen gegeben, denn er sagte oft frei heraus, was ältere und politisch mehr gewitzigte Leute in anderer Weise ausgedrückt haben würden. Er hat bei seiner Gewohnheit, nach der Eingebung des Augenblicks zu handeln, vielleicht manchen kleinen Fehler an berechnender Weltklugheit begangen; diese haben aber seinem Volke nie einen Mangel an Sympathie mit dessen Wohlfahrt verraten.

Der Kaiser glaubt an den Wert der Macht, und mit vollem Rechte. Preußen hat sich seinen Weg in die Familie der europäischen Nationen mit dem Schwerte in der Hand erfochten; es hat 250 Jahre des Drills und des Kampfes gekostet, um Europa zu beweisen, daß es festen Fuß gefaßt hat; eine solche Vergangenheit giebt Selbstvertrauen. Die Geschichte Preußens aber ist die Geschichte der Hohenzollern — ein tief begründetes Selbstvertrauen liegt auch unserm jungen Kaiser im Blute.

Eine eigenartigere Persönlichkeit, als Wilhelm II., hat niemals Preußens Thron innegehabt, vielleicht selbst Friedrich II. nicht ausgenommen. Deutschlands junger Kaiser ist ein Geist, von dem sein Volk, ja, die gesamte

Welt das Größte erwarten darf. So lautet das Urteil ernster, scharfblickender und unbeeinflußter Männer, die Gelegenheit haben, mit ihm zu verkehren, ihn zu beobachten und zu studieren.

Wilhelm II. ist ein Mann von höchstem Selbstvertrauen, von unerschütterlicher Charakterfestigkeit und beispielloser Energie — ein geborener Führer der Völker. Sein sicherer Blick erfaßt alles von der richtigen Seite, seinem durchdringenden Verstande bleibt nichts auf die Dauer unklar, sein Urteil ist immer das treffendste.

Erstaunlich ist die geniale Vielseitigkeit seiner Begabung; weder die Juristerei noch die Pädagogik, weder die Kunst — sei es die Malerei, die Bildhauerei, die Architektonik, die Musik — noch die Wissenschaften, in der Theorie wie in der Praxis, sind ihm fremde Gebiete; im Gegenteil, er ist berufen, sich auf jedem derselben in der maßgebendsten Weise zu äußern.

Schwer ist die Zeit, in der er an das Ruder des Staatsschiffes treten mußte; die Zukunft droht mit dunklen, noch unverstandenen Ereignissen; in der menschlichen Gesellschaft gärt es allenthalben, „der Erdkreis geht mit Ungeheuern trächtig“, das Ende des Jahrhunderts wird zugleich der Abschluß einer Kulturepoche sein. Eine neue Zeit zieht herauf. Neue Zeiten erfordern neue Männer — Kaiser Wilhelm II. ist der rechte Mann für die neue Zeit, dessen mag das Vaterland sich getrösten.

Von des Herrschers Selbstvertrauen zeugten die Erlasse, die gleich am ersten Tage der Thronbesteigung an das Heer und die Marine ergingen. In dem ersteren hieß es:

„Es sind wahrlich ernste Trauertage, in denen Mich Gottes Fügung an die Spitze der Armee stellt, und es ist in der That ein tief bewegtes Herz, aus welchem ich das erste Wort an meine Armee richte.

Die Zuversicht aber, mit welcher Ich an die Stelle trete, in die Mich Gottes Wille beruft, ist unerschütterlich fest, denn Ich weiß, welchen Sinn für Ehre und Pflicht Meine glorreichen Vorfahren in die Armee gepflanzt haben, und Ich weiß, in wie hohem Maße sich dieser Sinn immer und zu allen Zeiten bewährt hat.

In der Armee ist die feste unverbrüchliche Zugehörigkeit zum Kriegsherrn das Erbe, welches vom Vater auf den Sohn, von Generation zu Generation geht, — und ebenso verweise Ich auf Meinen Euch allen vor Augen stehenden Großvater, das Bild des glorreichen und ehrwürdigen Kriegsherrn, wie es schöner und zum Herzen sprechender nicht gedacht werden kann, — auf Meinen teuren Vater, der Sich schon als Kronprinz eine Ehrenstelle in den Annalen der Armee erwarb, — und auf eine lange Reihe ruhmvoller Vorfahren, deren Namen hell in der Geschichte leuchten, und deren Herzen warm für die Armee schlugen.

So gehören wir zusammen — Ich und die Armee, — so sind wir für einander geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein."

Die Ansprache an die Marine lautete:

„Ich mache der Marine mit tiefbewegtem Herzen bekannt, daß Mein geliebter Vater, Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen, Friedrich III., heute Vormittag 11 Uhr 5 Minuten sanft in dem Herrn entschlafen ist, und daß Ich, an die Mir durch Gottes

Willen bestimmte Stelle tretend, die Regierung der Mir angestammten Lande und somit auch den Oberbefehl über die Marine übernommen habe.

Es ist wahrlich eine tiefernste Zeit, in der Ich das erste Wort an die Marine richte.

Soeben erst sind die äußeren Trauerzeichen für Meinen unvergeßlichen, teuren Großvater, den Kaiser Wilhelm I., abgelegt worden, der noch im vorigen Jahre bei Seiner Anwesenheit in Kiel Seine lebhafte Befriedigung und Anerkennung über die Entwickelung der Marine unter Seiner glorreichen Regierung in den wärmsten Worten aussprach — und schon senken sich die Flaggen wieder für Meinen vielgeliebten Vater, welcher so große Freude und so lebhaftes Interesse an dem Wachsen und den Fortschritten der Marine hatte.

Die Zeit ernster und wahrhafter Trauer stärkt und festigt aber den Sinn und die Herzen der Menschen, und so wollen wir — das Bild Meines Großvaters und Meines Vaters treu im Herzen haltend — getrost in die Zukunft sehen.

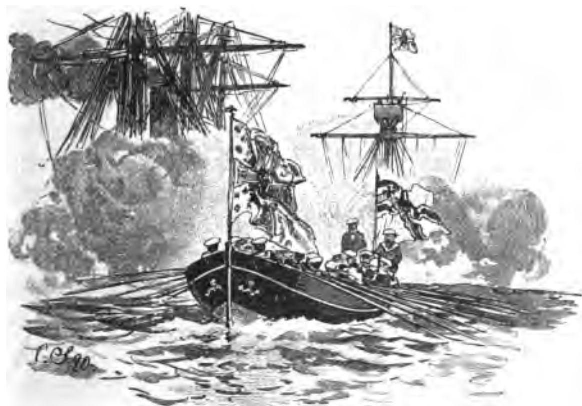
Die Marine weiß, daß es Mich nicht nur mit großer Freude erfüllt hat, ihr durch ein äußeres Band anzugehören, sondern daß Mich seit frühester Jugend in voller Übereinstimmung mit Meinem lieben Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbindet.

Ich habe den hohen Sinn für Ehre und für treue Pflichterfüllung kennen gelernt, der in der Marine lebt. Ich weiß, daß jeder bereit ist, mit seinem Leben freudig für die Ehre der deutschen Flagge einzustehen, wo immer es sei.

Und so kann Ich es in dieser ernsten Stunde mit voller Zuversicht aussprechen, daß wir fest und sicher zu-

sammenstehen werden in guten und in bösen Tagen, im Sturm wie im Sonnenschein, immer eingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes und immer bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben.

Bei solchem Streben wird Gottes Segen mit uns sein!"



Kaiserboot.

Drei Tage später ließ der Kaiser den Aufruf an die Nation veröffentlichen, der den folgenden Wortlaut hat:

„An Mein Volk!

Gottes Ratschluß hat über Uns aufs neue die schmerzliche Trauer verhängt. Nachdem die Gruft über der sterblichen Hülle Meines unvergeßlichen Herrn Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmütige, aus christlicher Ergebung erwachsende Thatkraft, mit der

Er Seinen königlichen Pflichten ungeachtet Seines Leidens gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß Er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Throne die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bethätigen, welche Ihm die Liebe seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die Ihn schmückten, der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, solange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird Seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese königlichen Pflichten zu erfüllen, die sein Wille Mir auferlegt, so bin Ich dabei von dem Vertrauen zum preußischen Volke getragen, welches der Rückblick auf Unsere Geschichte Mir gewährt.

In guten und bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Meinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes,

beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland.

Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme Ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den 18. Juni 1888.

Wilhelm."

Mit Pomp und Pracht wurde am 25. Juni im Berliner Schlosse der erste Reichstag unter Wilhelms II. Regierung eröffnet.

Die Throninsignien, welche noch vor wenigen Tagen dem Sarge des verewigten Kaisers vorangetragen worden waren, begleiteten nunmehr den neuen Kaiser als Wahrzeichen der Herrschergewalt bei dem Einzug in den Weißen Saal.

Diese Insignien bestehen aus Reichspanier, Reichsschwert, Krone, Zepter, Reichsapfel und Reichsinsiegel. Die Krone, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, ist aus gediegenem Golde hergestellt, achtseitig und mit vier Bügeln überwölbt, die auf ihrem Kreuzungspunkt eine blau emaillierte Kugel mit brillantenbesetztem Kreuz tragen; jede der acht Flächen zeigt den deutschen Adler und das Kreuz in prachtvollen Brillanten. Nicht minder schön ist die runde Krone der Kaiserin. Mit zwölf Zacken besetzt, deren jeder als achtblättrige, mit Rubinen und Diamanten besetzte Blume gestaltet ist, schließt sie oben in vier von Perlen und Diamanten erschimmernden Bügeln ab. Die übrigen Insignien sind weniger glänzend; der Machtstellung des

deutschen Kaisertums entsprechend könnten sie wert- und kunstvoller hergestellt sein.

Der Thron, der im Rittersaal seinen Stand hat, wird zu Staatsaktionen stets nach dem Weißen Saal hinübergeschafft und dort in der Mitte der östlichen Längswand aufgestellt. Er besteht aus einem zweistufigen Podium, einer hochragenden Rückwand und einem horizontal vorgekragten Baldachin, alles in rotem Samt und die Rückwand bestickt mit goldenen Kronen und Adlern in Silber.

Der Thronsessel, eine Arbeit aus der Zeit König Friedrichs des Ersten, ist ganz aus Silber getrieben und mit vergoldeten Knäufen geziert. Er hat die Form der antikrömischen Armsessel mit gekreuzten Beinen und niedriger Rücklehne. Seine Füße endigen in Adlerkrallen, welche goldene Kugeln umspannen. In den Kehlungen des Gestelles rankt sich zierlich ausgearbeitetes Blattwerk. Ein rotes Samtkissen bildet den Sitz.

In der herrlichen Architektur des im Glanze des Marmors und der zahlreichen Kristallkronen schimmernden Weißen Saales nimmt sich dieser mattsilberne Sessel auf dem Grunde des purpursamtenen Thronaufbaues ungemein prächtig aus.

Im Jahre 1871 hatte der alte Kaiserstuhl von Goslar als Thron gedient.

Schwarze und graue Flordraperieen, welche sowohl den Baldachin umzogen, wie auch an den Wandleuchtern angebracht waren, deuteten die Trauer um Kaiser Friedrich, sowie die Halbtrauer um Kaiser Wilhelm I. an. An den Thüren hielten Gardes du Korps in Paradeuniform Wacht, ausgesucht mächtige, wie aus Erz gegossene Gestalten.

Das hohe Alter des Begründers des Reiches und später das schwere Leiden seines Nachfolgers, des Kaisers Friedrich, hatten im Verein mit der ernsten, aller übermäßigen Pracht abgeneigten Haltung, welche den preußischen Hof eigentlich schon seit dem Tode Friedrichs I. auszeichnet, derartige glänzende Feierlichkeiten in Berlin zu recht seltenen gemacht.

Diesmal jedoch wurde der ganze Pomp entfaltet, über welchen die preußische Krone gebietet, zu Ehren des Reiches, zu Ehren der Bundesfürsten, welche sich um den Kaiser scharten, und zu Ehren der vom deutschen Volke gewählten Vertretung.

Rechts vom Throne war die Tribüne für die Kaiserin errichtet; auf der Kapellenseite befand sich die Tribüne für das diplomatische Korps, welches fast vollzählig mit seinen Damen erschienen war.

Pünktlich um 12 Uhr öffneten sich die Thüren unter den Arkaden, und unter dem Vorantritt zweier Hoffouriere, der Pagen, des Oberhofmarschalls Fürsten Radolin und des Oberzeremonienmeisters Grafen Eulenburg, dem sich ein langes Gefolge sämtlicher Hofchargen anschloß, erschien der Kaiser, um sich in langsamem Zuge zum Gottesdienste in die Schloßkapelle zu begeben.

Nach Beendigung des Gottesdienstes bewegte sich der kaiserliche Zug nach den Roten-Samt-Kammern.

Bald hatte sich der Saal mit den Mitgliedern des Reichstages gefüllt. Mit Ausnahme der Sozialdemokraten hatten sämtliche Fraktionen Vertreter entsendet. Die schwarze Zivilkleidung war diesmal in der Minderheit, die Uniform überwog. Neben dem roten Frack der pommerschen Land-

stände und den goldgestickten Fracks der Geheimräte und Kammerherren sah man den einfachen Waffenrock der Landwehroffiziere, neben dem Husaren mit umgehängtem Attila die Talare der Hofprediger und der katholischen Geistlichkeit. Die Menge stand dicht gedrängt, nur mit Mühe gelang es den dienstthuenden Kammerherren, für den Bundesrat, welcher unter Führung des Reichskanzlers Fürsten v. Bismarck und des baierischen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Lutz um 12½ Uhr den Saal betrat, den nötigen Raum zu schaffen. Die Bundesratsmitglieder nahmen links vom Throne in der üblichen Reihenfolge Aufstellung derart, daß immer ein preußischer und ein Vertreter der übrigen deutschen Staaten auf einander folgten.

Sobald die Versammlung geordnet war, begab sich der Reichskanzler, nachdem er den Reichstag durch eine zweimalige Verbeugung begrüßt hatte, zum Kaiser, um demselben zu melden, daß alles bereit sei. Hierauf setzte sich der kaiserliche Zug von neuem in Bewegung.

Von fern schon war der dröhnende Schritt der den Zug einleitenden Schloßgardekompagnie vernehmbar, jener stattlichen Veteranenschar, welcher der blaue, mit weißem Brustbesatz verzierte Waffenrock und die hohe, historische Blechmütze so trefflich zu Gesichte steht. Die Kompagnie marschierte durch den Saal und besetzte die äußeren Treppen; hinter ihr kamen die Hofpagen, zierliche Gestalten in rotem Samtwams, den Griff der Galadegen schwarz umflort und Flore an den Schultern tragend, dann die goldstrotzenden Uniformen der Hofchargen, Graf Eulenburg mit dem florumkleideten Stabe des Oberzeremonienmeisters, der Oberst-

marschall, endlich paarweise die Reichsinsignien: das entblößte Reichsschwert, getragen vom General der Infanterie v. Meerscheidt-Hüllessem, ihm zur Rechten der Reichsapfel, getragen vom General v. Strubberg, zur Linken das Zepter, getragen vom General v. Stiehle, beide Insignien auf gold- und silberschimmernden Kissen; die Krone, getragen von Oberstkämmerer Grafen zu Stolberg, das Reichspanier, getragen vom Generalfeldmarschall Grafen v. Blumenthal, welchen die Generallieutenants v. Schlichting und Graf v. Alten geleiteten. Die Träger der Reichsinsignien schritten bis an den Thron und legten Krone, Zepter und Reichsapfel auf die hiefür bestimmten rotsamtenen Tabourets nieder; nur Graf v. Blumenthal mit dem Reichspanier und General von Meerscheidt mit dem Reichsschwert stellten sich hinter dem Throne auf.

Endlich erschien der Kaiser, diesmal ebenso wie die übrigen Ritter vom Schwarzen Adler den lang wallenden purpursamtenen Ordensmantel über der Uniform, was dem Zuge einen imposanten Anblick verlieh; neben dem Kaiser schritten wie vorhin der Prinzregent Luitpold von Bayern und der König von Sachsen, dahinter wieder die Großherzöge von Baden und Hessen und der Prinz von Würtemberg, der Großherzog von Weimar, der Erbprinz von Meiningen und die übrigen Prinzen.

Als der Kaiser sichtbar wurde, brachte der Präsident des Reichstages, v. Wedell-Piesdorf, das Hoch auf Seine Majestät und dessen erhabene Bundesgenossen aus, in welches die Versammlung dreimal einstimmte. Als das Hoch verklungen war, betrat die Kaiserin, in tiefe Trauer gehüllt, die für sie bestimmte Tribüne neben dem Throne.

Die hohe Frau trug die Kette des Schwarzen Adler-Ordens. Ein anmutiges Bild gewährte der neben seiner Mutter stehende kleine Kronprinz Wilhelm, welcher in kindlicher Art die Versammlung durch Anlegen der Finger an das Köpfchen begrüßte.

Die regierenden Fürsten hatten auf dem rechts vom Throne befindlichen Haut-Pas Platz genommen.

Langsamen Schrittes erstieg der Kaiser die Stufen des Thrones. Sein Antlitz war tiefernst und bleich, als er sich vor der Versammlung verneigte.

Mit tiefer Verbeugung trat jetzt der Reichskanzler vor den Kaiser, der ihm eine Stufe entgegenkam, und überreichte ihm die Thronrede. Der junge Monarch verlas dieselbe bedeckten Hauptes, mit lauter, fester Stimme:

„Geehrte Herren!

Mit tiefer Trauer im Herzen begrüße Ich Sie und weiß, daß Sie mit Mir trauern. Die frische Erinnerung an die schweren Leiden Meines Hochseligen Herrn Vaters, die erschütternde Thatsache, daß Ich drei Monate nach dem Hintritt weiland Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm berufen war, den Thron zu besteigen, üben die gleiche Wirkung in den Herzen aller Deutschen, und unser Schmerz hat warme Teilnahme in allen Ländern der Welt gefunden. Unter dem Drucke desselben bitte Ich Gott, Mir Kraft zur Erfüllung der hohen Pflichten zu verleihen, zu denen Sein Wille mich berufen hat.

Dieser Berufung folgend, habe Ich das Vorbild vor Augen, welches Kaiser Wilhelm nach schweren Kriegen in friedliebender Regierung Seinen Nachfolgern hinterlassen und dem auch Meines Hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, soweit die Bethätigung Seiner

Absichten nicht durch Krankheit und Tod verhindert worden ist.

Ich habe Sie, geehrte Herren, berufen, um vor Ihnen dem deutschen Volke zu verkünden, daß ich entschlossen bin, als Kaiser und als König dieselben Wege zu wandeln, auf denen Mein Hochseliger Herr Großvater das Vertrauen Seiner Bundesgenossen, die Liebe des deutschen Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes gefunden hat. Daß auch Mir dies gelinge, steht bei Gott; erstreben will ich es in ernster Arbeit.

Die wichtigsten Aufgaben des Deutschen Kaisers liegen auf dem Gebiete der militärischen und politischen Sicherstellung des Reiches nach außen und im Innern in der Überwachung der Ausführung der Reichsgesetze. Das oberste dieser Gesetze bildet die Reichsverfassung; sie zu wahren und zu schirmen in allen Rechten, die sie den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche sie dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürgt, gehört zu den vornehmsten Rechten und Pflichten des Kaisers.

An der Gesetzgebung des Reiches habe Ich nach der Verfassung mehr in Meiner Eigenschaft als König von Preußen wie in der des Deutschen Kaisers mitzuwirken; aber in beiden wird es Mein Bestreben sein, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fortzuführen, wie Mein Hochseliger Herr Großvater es begonnen hat. Insbesondere eigne Ich Mir die von Ihm am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz

erstrebe, den sie, im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre, den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen, und hege die Zuversicht, daß Ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung.

Ebenso aber halte Ich für geboten, unsere staatliche und gesellschaftliche Entwickelung in den Bahnen der Gesetzlichkeit zu erhalten und allen Bestrebungen, welche den Zweck und die Wirkung haben, die staatliche Ordnung zu untergraben, mit Festigkeit entgegenzutreten.

In der auswärtigen Politik bin Ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an Mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und Meine Stellung zu demselben werden Mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine, durch den Angriff auf das Reich oder auf dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist. Unser Heer soll uns den Frieden sichern, und wenn er uns dennoch gebrochen wird, imstande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Das wird es mit Gottes Hilfe vermögen nach der Stärke, die es durch das von Ihnen einmütig beschlossene jüngste Wehrgesetz erhalten hat. Diese Stärke zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt Meinem Herzen fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhmes noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung,

als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat.

Unser Bündnis mit Österreich-Ungarn ist öffentlich bekannt; Ich halte an demselben in deutscher Treue fest, nicht bloß, weil es geschlossen ist, sondern, weil Ich in diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichtes erblicke, sowie ein Vermächtnis der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesamten deutschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war. Gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart verbinden uns mit Italien. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens festhalten, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Institutionen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben.

Unsere mit Österreich-Ungarn und Italien bestehenden Verabredungen gestatten Mir zu Meiner Befriedigung die sorgfältige Pflege Meiner persönlichen Freundschaft für den Kaiser von Rußland und der seit hundert Jahren bestehenden friedlichen Beziehungen zu dem russischen Nachbarreiche, welche meinen eigenen Gefühlen ebenso wie den Interessen Deutschlands entspricht.

In der gewissenhaften Pflege des Friedens stelle Ich Mich ebenso bereitwillig in den Dienst des Vaterlandes, wie in der Sorge für unser Kriegsheer, und freue Mich der traditionellen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, durch welche mein Bestreben in ersterer Richtung befördert wird.

Im Vertrauen auf Gott und die Wehrhaftigkeit unseres Volkes hege Ich die Zuversicht, daß es uns für abseh-

bare Zeit vergönnt sein werde, in friedlicher Arbeit zu wahren und zu festigen, was unter Leitung Meiner beiden in Gott ruhenden Vorgänger auf dem Throne kämpfend erstritten wurde.“

Lebhafter, warmer Beifall unterbrach diese Rede an verschiedenen Stellen und erfüllte nach dem Schluß derselben brausend den Saal.

Der Kaiser trat an den Rand des Thrones vor, nahm den federnumwallten Helm vom Haupte und blieb, ernst in die lebhaft bewegte Versammlung blickend, an der oberen Stufe stehen. Fürst v. Bismarck näherte sich ihm, um die Urkunde der Thronrede wieder entgegenzunehmen. Da ergriff der Kaiser die Rechte des Kanzlers und schüttelte sie wiederholt kräftig und in tiefer Bewegung. Der Fürst aber neigte sich tief über die Hand seines neuen kaiserlichen Herrn und küßte dieselbe.

Darnach erklärte der Reichskanzler den Reichstag für eröffnet; der bayerische Ministerpräsident v. Lutz brachte dem deutschen Kaiser ein dreimaliges Hoch, und dann verließ der Kaiser in dem geschilderten Zuge wiederum den Saal.

Man darf die letzte Juniwoche jenes trauervollen Jahres zu den bedeutsamsten und erhebendsten Zeitspannen der deutschen Geschichte zählen. Wenn im Auslande hier und da darauf gerechnet worden war, daß der Bau des deutschen Reiches ins Wanken geraten würde, so hatte man sich getäuscht. Der Kaiser, um ihn eng geschart eine Fürstenversammlung, wie sie in Glanz und Vollzähligkeit seit Jahrhunderten keinen deutschen Kaiser umgeben hatte, der Bundesrat, der Reichstag, das Ganze umrahmt

von den Vertretern der Land- und Seemacht, des Civildienstes — so stand am 25. Juni 1888 das Bild des Deutschen Reiches ohne Fehler und Lücke, groß und mächtig vor der erstaunten Mitwelt. Je ernster die Stunde, um so dichter und fester der Kreis!

Am 27. Juni versammelte der Kaiser an derselben Stelle den preußischen Landtag um sich und erklärte als König von Preußen seine Stellung als Staatsoberhaupt noch eingehender.

Es liege ihm ferne, so sagte er u. a., das Vertrauen des Volkes auf die Stetigkeit der gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der Kronrechte zu beunruhigen. Der gesetzliche Bestand seiner Rechte, so lange er nicht in Frage gestellt werde, genüge, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, dessen Preußen nach seiner geschichtlichen Entwicklung, nach seiner heutigen Zusammensetzung, nach seiner Stellung im Reich und nach den Gefühlen und Gewohnheiten des eigenen Volkes bedürfe. Die Verfassung enthalte eine gerechte und nützliche Verteilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben und deshalb, und nicht nur seines Gelöbnisses wegen, werde er sie auch halten und schützen.

In Preußen und in ganz Deutschland vernahm man solche ungeschminkte Worte des Kaisers mit Befriedigung. Das Volk fing an herauszufühlen, daß es mit einem Manne zu thun habe, der für sich selber einzutreten vermöge und der eben deshalb nicht mehr für sich in Anspruch nehmen werde, als ihm gesetzmäßig zukam. Jene Ansprache war ein Ausdruck persönlicher Überzeugung; für die große

Welt ging aber viel von ihrer Bedeutung verloren, weil nur wenige deren Sinn völlig zu durchschauen vermochten. Wenn der Kaiser dieselbe z. B. mit der Versicherung schloß, daß er sich als „den ersten Diener des Staates“ betrachte, so wurde das als eine der gewöhnlichen hergebrachten Redewendungen hingenommen, wie sie etwa der Prinz von Wales ebenso gebrauchen könnte, obgleich gerade dieser schwerlich solche Ansichten hegt. Wie wenige glaubten damals, daß Wilhelm II. wirklich mit einer Energie und redlichen Ausdauer thätig sein werde, die mindestens die von zwei gewöhnlichen Staatsbeamten aufwiegt, daß seine Studierlampe lange zuvor schon leuchten sollte, ehe sich die Dienstmädchen Berlins gähnend vom Nachtlager erhoben; daß er in Person die Exerzierplätze seiner Regimenter aufsuchen würde, um sich von der Einhaltung der verlangten Pünktlichkeit zu überzeugen; daß er jeder Beschwerde zugänglich sein werde, ob diese nun vom gewöhnlichen Arbeiter oder von einem Kabinettsminister kam.

Noch im Laufe des Juni erfolgte eine Reihe von Befehlen, auf Grund deren die Armee-Einteilung Änderungen erfuhr und auch einige Truppenkörper andere Bezeichnungen erhielten.

Der Kaiser erklärte sich u. a. zum Chef des Garde-Husarenregiments und bestimmte, daß dasselbe fortan den Namen Leib-Garde-Husarenregiment und die erste Schwadron desselben die Bezeichnung Leib-Schwadron führen sollte.

Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, und Prinz Georg von Sachsen, Bruder des sächsischen

Königs, wurden zu Generalfeldmarschällen und Armeeinspektoren ernannt.

Die Armeeinspektionen waren nun in folgender Weise verteilt:

Die I. Armeeinspektion (1. 2. 9. und 10. Armeekorps) hatte Prinz Albrecht von Preußen, die II. (5. 6. und 12. Armeekorps) Prinz Georg von Sachsen, die III. (7. 8. und 11. Armeekorps) der Großherzog von Hessen, die IV. (3. 4. und 13. Armeekorps) Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal, die V. (14. und 15. Armeekorps) der Großherzog von Baden.

General v. Caprivi, Chef der Admiralität, erhielt am 5. Juli die erbetene Entlassung. Der Kaiser erfüllte das Gesuch des Generals um so bereitwilliger, als er in nächster Zeit organisatorische Veränderungen in dem Oberkommando und in der Verwaltung der Marine vorzunehmen gedachte, die die Stellung des bisherigen Chefs der Admiralität wesentlich verschoben haben würde.

Dem Scheidenden wurde für seine hervorragenden Dienste das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Eichenlaub verliehen und außerdem noch der besondere Dank des Monarchen zuteil.

„Sie haben," so schrieb ihm der Kaiser, „in den fünf Jahren Ihrer Kommandoführung die Fortentwickelung der Marine in hohem Grade gefördert. Sie haben ihre Organisation mit nicht genug anzuerkennender persönlicher Hingabe durch Instruktionen und Bestimmungen vervollständigt, die ein dauernder Schatz für die Marine bleiben werden, wobei Ich Ihrer hohen Verdienste um die Förderung des zu immer höherer Bedeutung gelangenden Tor-

pedowesens noch besonders gedenke. — Sie haben es verstanden, Ihr militärisches Wissen und Können dem Offizierkorps der Marine in hohem Grade nutzbar zu machen, und Sie haben wahrhaft wohltätig auf den Kernpunkt aller militärischen Dinge — auf den Sinn des Offizierkorps — gewirkt. Das sichert Ihrem Namen für alle Zeiten eine Ehrenstelle in der Geschichte der Marine."

General v. Caprivi wurde zum kommandierenden General des X. Armeekorps ernannt, welche Stelle bis dahin Prinz Albrecht von Preußen innegehabt hatte.

Der Vizeadmiral Graf Monts, Chef der Marinestation der Nordsee, wurde zum kommandierenden Admiral und stellvertretenden Chef der Admiralität, Kontreadmiral von der Goltz zum überzähligen Vizeadmiral und zum Chef der Marinestation der Nordsee ernannt. Das Kommando über die zweite Abteilung der ersten Matrosendivision erhielt Prinz Heinrich von Preußen.

Der Kaiser hatte von jeher der Flotte das allergrößte Interesse gewidmet. Hätte die Vorsehung ihn nicht für den Thron bestimmt, er würde ein Seemann allerersten Ranges geworden sein. Als Prinz schon hatte er den Dienst zur See in allen Einzelheiten kennen gelernt. Im Mai 1884 hatte er in Potsdam vor einer großen Zuhörerschaft von Offizieren im Saale des 1. Garderegiments einen eingehenden Vortrag über das Torpedowesen gehalten und dabei das Thema durch viele, zum Teil selbstgefertigte, Zeichnungen erläutert. Es war vorauszusehen, daß er als Kaiser alles aufwenden werde, das Gedeihen und Wachstum der deutschen Seemacht zu fördern.

Die Flotte spürte den frischen Hauch der neuen Zeit

und atmete auf. Stand sie jetzt doch nicht mehr unter einem General der Landarmee, sondern unter einem Seemann von Beruf, dem Grafen Monts, der bereits unter dem verstorbenen Prinzen Adalbert, dem ersten preußischen Admiral, gedient hatte.

Dieser Wechsel war ein Schritt von großer prinzipieller Bedeutung. In den Kreisen der Marineoffiziere hatte man längst den ernstlichen Wunsch gehegt, daß ein Fachmann und nicht mehr ein Offizier der Landarmee die höchste Stelle im Marinewesen einnehme.

Als im März 1883 der Generallieutenant v. Caprivi zum Chef der Admiralität ernannt wurde und damit zum zweitenmal seit Jachmann die Admirale übergangen wurden, da regte sich Mißstimmung und Unwille in der ganzen Flotte, und viele der älteren Offiziere, darunter Viceadmiral Batsch und Kontreadmiral Berger, nahmen ihre Entlassung.

Man darf daraus aber keine falschen Schlüsse ziehen, insbesondere in der Ernennung des Generals v. Stosch im Jahre 1871 und in derjenigen seines Nachfolgers 1883 kein Prinzip erblicken, das damals in den maßgebenden Kreisen geherrscht und erst mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. eine Verleugnung erfahren habe.

Als nach Aufrichtung des Deutschen Reiches plötzlich ganz außerordentliche Geldmittel für die Marine verfügbar wurden, da kam es vor allem für deren richtige Verwendung auf ein organisatorisches Talent an. In der Marine selbst hatte sich eine für die vorliegende Aufgabe besonders geeignete Kraft nicht geltend gemacht. Bei anderen Nationen, besonders in England, ist für außerordentliche Auf-

gaben wiederholt ein Landoffizier zum Chef der Admiralität berufen worden, indem man dem Grundsatze ausging, daß das technische Element bei den Seeoffizieren vorwiegt und nicht immer ein Verwaltungstalent zur vollen Entfaltung gelangen läßt. In der Großindustrie zeigt sich ähnliches auf allen technischen Gebieten als die Regel. Dort stehen fast durchweg merkantile Kräfte als Leiter an der Spitze des Ganzen, als die Vertreter der höheren Gesichtspunkte, und neben ihnen die Techniker als Ratgeber und Leiter der Unterabteilungen. Organisatorische Talente machen sich die Technik leicht dienstbar, das Umgekehrte aber ist selten oder nie der Fall.

Als General v. Stosch 1883 den Abschied nahm, wurde die Ernennung seines Nachfolgers abermals durch die Motive bestimmt, die 1871 obgewaltet hatten. Kaiser Wilhelm II. aber erkannte bald, daß die Lage der Dinge sich seither verändert habe, daß die Motive von damals nicht mehr so zwingender Art seien; durch die Ernennung des Grafen von Monts erwarb er sich mit einem Schlage den Dank und die begeisterte Sympathie der ganzen Flotte.

Eine der ersten politischen Maßnahmen des Kaisers war die im Juli an der Spitze eines Geschwaders von zehn Kriegsschiffen unternommene Fahrt nach Rußland, Schweden und Dänemark.

Am 16. Juli 1888 fuhr zum erstenmal im ganzen Verlauf unserer vaterländischen Geschichte ein deutscher Kaiser in das Baltische Meer hinaus. Auch noch auf keinem anderen Meere hatte jemals die deutsche Kaiserflage geweht.

Der Kaiser machte die Reise in Begleitung des Prinzen Heinrich an Bord der Yacht „Hohenzollern.“



Kaiser Wilhelm versucht das Essen der Mannschaften.

Die „Hohenzollern“ ist ein in der Zeit vom April 1875 bis Dezember 1878 auf der Norddeutschen Werft zu Gaarden bei Kiel für Kaiser Wilhelm I. gebauter eiserner Raddampfer. Sie hat eine Länge von 82 m, eine größte Breite von 10,4 m, einen größten Tiefgang von 4,2 m. Die Schiffsmaschinen besitzen 3000 indizierte Pferdekräfte; die dauernde Maximalgeschwindigkeit beträgt 13 bis 14 Seemeilen in der Stunde. Die volle Besatzung ist 150 Köpfe stark. Die Armierung besteht aus zwei 8,7 cm-Kanonen und aus drei 3,7 cm-Revolverkanonen.

Nach Beendigung der Reise zu den nordischen Häfen ließ der Kaiser wesentliche Verbesserungen an der inneren Einrichtung der Yacht vornehmen, sowie auch Maschinen für die elektrische Innenbeleuchtung aufstellen.

Am 19. Juli lief das kaiserliche Geschwader in Kronstadt ein. Der Zar Alexander III. empfing dasselbe mit einer Flotte von mehr als fünfzig Kriegsfahrzeugen. Die Begrüßung der beiden Herrscher fand auf der russischen Kaiseryacht „Alexandra“ statt.

Kaiser Wilhelm setzte jetzt zum drittenmal in offiziellem Besuch seinen Fuß auf russischen Boden. Er hatte Land und Leute bereits einigermaßen kennen gelernt.

Die Petersburger Gesellschaft, bis in die Hofkreise hinauf, den Zaren ausgenommen, hatte sich bei den ersten Nachrichten von der bevorstehenden Ankunft des deutschen Kaisers keineswegs erfreut gezeigt; sie wußte sehr wohl, daß der hohe Gast über ihre Stimmung aufs beste unterrichtet war. Im besonderen war Kaiser Wilhelm über die in der Petersburger Gesellschaft infolge der politischen Agitationen der letzten Jahre eingetretene Spaltung sehr

genau orientiert; er wußte, daß die Deutschen daselbst von Jahr zu Jahr mehr angefeindet worden waren.

Die Petersburger Gesellschaft ist eine andere, als die in Berlin oder London. Das liegt zum Teil in der geschichtlichen und gesellschaftlichen Jugend des russischen Volkes, zum Teil in den verwandtschaftlichen Verzweigungen dieser Gesellschaft, in ihren vielseitigen Beziehungen und Verbindungen mit Franzosen, in ihren reichen Mitteln und der teilweise recht niedrigen Bildungsstufe, kurz in den Extremen, welche sich in ihr bewegen, und die alle nur ein Ziel und einen Ehrgeiz haben, mit den Gliedern der russischen Kaiserfamilie in Berührung zu kommen, auf diese und den Zaren selbst Einfluß zu gewinnen.

Trotz der von jeher und besonders unter dem Regime des Fürsten v. Bismarck so russenfreundlichen preußischen und deutschen Politik — noch auf seinem Sterbebette hatte Kaiser Wilhelm I. seinen Enkel ermahnt: „Den Kaiser von Rußland mußt du immer recht rücksichtsvoll behandeln" — war die Stimmung der Russen gegen den westlichen Nachbarn immer feindlicher und gehässiger geworden. Ein großer Teil der Petersburger Gesellschaft ist deutscher Abkunft oder steht in sonstigen nahen Beziehungen zu Deutschland; da nun aber ein starker Zug sich geltend machte, die Gesellschaft Petersburgs, d. h. diejenige des Hofes, zu russifizieren, so war es selbst für hochgestellte Männer in der Armee und Diplomatie beinahe schon ein Verbrechen, einen deutschen Namen zu haben.

Außerdem hatten sich im Laufe der Jahre Verbindungen mit Franzosen, vom Minister und General herab bis zum einfachen Journalisten, entwickelt, die bis dahin

in Rußland für gänzlich unmöglich gehalten worden waren; und nicht nur seitens der russischen „Aufklärer und Reformer“, sondern auch von seiten der stockrussischen Partei. Französisches Geld u. s. w. ist dabei nicht ohne Einfluß gewesen. Da sich die deutschen Elemente aber nicht gänzlich zurückziehen durften, so mußten sie, ohne etwas dagegen thun zu können, ruhig zusehen, wie die russisch-französische Intrigue ganz besonders in der Gesellschaft zum Ausdruck kam.

Es zeigte sich nun, daß Kaiser Wilhelm, der junge Herrscher mit dem scharfen Blick, die hohe Petersburger Gesellschaft so gut ka[illegible] ob er dem Treiben derselben seit Jahren an Ort u. [illegible]gesehen hätte. Sein Auftreten den einzelnen „ei[illegible]chen“ Persönlichkeiten gegenüber war so sicher, daß die[illegible]ich vollständig erkannt fühlten und den Eindruck gewannen: der deutsche Monarch stehe auf einem ihm völlig vertrauten Boden.

Die russischen Zeitungen waren in jenen Tagen voll von Artikeln darüber, wie Kaiser Wilhelm sich durch seine Liebenswürdigkeit im Sturm die Herzen in Petersburg erobert hätte; „aber“, so schrieb ein Eingeweihter, „jeder Diplomat weiß, daß mit Liebenswürdigkeit in Petersburg jetzt nicht alles zu machen ist, und so hat Kaiser Wilhelm viel mehr durch seine taktvolle Sicherheit jeder einzelnen Figur gegenüber sich die russischen Sympathien erobert, als durch seine Liebenswürdigkeit, die naturgemäß hauptsächlich nur die Zarenfamilie treffen konnte.“

Man hatte in Petersburg den bestimmten Eindruck, daß Kaiser Wilhelm nicht als Bittender komme, auch nicht um eine bloße Antrittsvisite zu machen, sondern daß er

kam als Herrscher eines mächtigen Staates; sein ganzes Auftreten hat diesem Bewußtsein zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit entsprochen.

Diese Sicherheit, dieser bewußte Stolz, verbunden mit einem feinen Taktgefühl, waren es, welche imponierten, und in Rußland ist nur das von Dauer, was imponiert. Der Russe hat nur Achtung vor der Macht, gleichgültig, auf welchem Gebiete sie sich zeigt, und in Rußland geschieht das, was die Gesellschaft in Petersburg wünscht, ebenfalls nur deshalb, weil diese Gesellschaft die Macht repräsentiert, durch ihre V[illegible]ngen, ihre Beziehungen, ihre Mittel und ihre Intrig[illegible]

Es wird in Pete[illegible]bur[illegible] unvergessen bleiben, daß damals unter den her[illegible]östen öffentlichen Personen der Generalstabschef vom Deutschen Kaiser nicht mit einem Orden ausgezeichnet wurde, ein Zeichen dafür, daß dessen deutschfeindliche Gesinnungen dem Kaiser bekannt waren, aber auch ein Beweis für den hohen Mut des jungen Monarchen. Denn in Rußland ist es unerhört, daß bei derartigen offiziellen Besuchen offizielle Persönlichkeiten leer ausgehen. Es handelt sich dabei um einen Brauch, der in Rußland fast die Gestalt eines Gesetzes angenommen hat. So mußte Kaiser Wilhelms „eigener Weg" ein Aufsehen in der offiziellen Gesellschaft erregen, von der man sich in Deutschland nur eine schwache Vorstellung machen kann.

Der Besuch in Petersburg endete am 24. Juli, am 26. lief das kaiserliche Geschwader in Stockholm ein.

Mit Schweden lebt das Haus Hohenzollern seit Menschengedenken in friedlichen Verhältnissen. Waren die

Herrscherfamilien nicht durch nahe verwandtschaftliche Bande mit einander verknüpft, so waren freilich auch die Beziehungen der Nationen zu einander trotz gemeinsamer Abstammung nicht wärmer, als es lebhafter Handel und Verkehr mit sich brachte. Die Tage sind nicht mehr, in denen Schweden eine leitende Rolle in den Wirren der europäischen Staaten spielte. Aber die Erinnerung an die Heldengestalt Gustav Adolfs ist ebenso wenig im deutschen Volke erblaßt, wie die Bewunderung mancher anderen Kriegsthaten, die unter anderen Karl XII. vollführt hat. Auch ist das Gedächtnis an die Waffenbrüderschaft noch nicht erloschen, welche 1813 den Ahn des schwedischen Regentenhauses an die Seite der deutschen Feldherren im Kampfe gegen den korsischen Usurpator führte. Aber kühl wie die Atmosphäre der nordischen Zone blieben doch immer die Beziehungen der skandinavischen Völker zu dem deutschen Reiche, bis am 20. September 1881 der schwedische Kronprinz Gustav die badische Enkelin des ersten deutschen Kaisers heimführte und eine engere Freundschaft zwischen den Höfen von Berlin und Stockholm einleitete.

Ist Skandinavien auch keine Großmacht, welche eine entscheidende Stimme im Rate der europäischen Staaten beanspruchen kann, so ist doch die Freundschaft dieses Landes inmitten der Wirren der Zeit nicht zu unterschätzen. Fern von den Händeln anderer Völker, nur auf die eigene Wohlfahrt bedacht, wird die Nation der Schweden und Norweger dem deutschen Volke schon darum wertvoll, weil sich die weitgestreckten Küsten beider Länder gegenüber liegen, und die Freundschaft oder selbst die Neutralität des einen Staates die militärischen Bedürfnisse des andern nicht unerheblich herabsetzt.

Man hat einst in Dänemark die Hoffnung gehegt, das skandinavische Reich zu erben. Noch immer ist der Glaube der Dänen an einen weltgeschichtlichen Beruf nicht ausgerottet. Auf der einen Seite bedroht von der nimmer ruhenden Eroberungssucht des Zarenreiches, welches im Laufe der Jahrhunderte einen großen Teil wichtigen schwedischen Besitzes an sich gerissen hat, auf der anderen von der Hoffnungsseligkeit des dänischen Hofes, der mit der Familie des Zaren nahe verwandt ist, kann das skandinavische Reich unter der Herrschaft König Oskars vernunftgemäß keinen andern Platz suchen, als an der Seite des deutschen Reiches.

Von Stockholm ging die Fahrt Wilhelms II. nach Kopenhagen, zum Besuch des Königs Christian IX.

Wenige Wochen nachdem im Namen des deutschen Reiches König Albert von Sachsen die Ausstellung in der herrlichen Seestadt eröffnet hatte, führte auch den Träger der deutschen Kaiserkrone sein Pfad nach dem Öresund. Diese Reise weckte manche Erinnerung, rührte an mancher alten Wunde.

Es war der erste Schritt zur Einigung des deutschen Volkes, der die preußischen Truppen nach den stammverwandten Herzogtümern brachte. In hartem Ringen hat die deutsche Nation ihre Einheit erkämpft, in heißem Streit hat sie dem uralten Recht einer deutschen Bevölkerung gegen die dänische Vergewaltigung zum Siege verholfen. Man hatte geglaubt, daß die mildernde Zeit, welche alle Wunden heilt, auch das Jahr 1864 der dänischen Bevölkerung in freundlicherem Lichte zeigen werde. Aber wenn auch in der Masse des Volkes, so ist nicht überall

in der dänischen Regierung die entsagende Erkenntnis zum Durchbruch gelangt, daß das Rad der Geschichte nicht rückwärts gedreht werden kann.

Der höfliche Besuch Kaiser Wilhelms in Kopenhagen fand später eine höfliche Erwiderung von seiten des Königs Christian, der erzielte Eindruck war in Dänemark wie in Deutschland ein günstiger.

Am 31. Juli lief das kaiserliche Geschwader wohlbehalten wieder in Kiel ein.

Die Reise nach Kopenhagen sollte nicht ohne eine unangenehme Nachwirkung bleiben. In einer Reihe von Blättern begann eine Erörterung der nordschleswigschen Frage, die lange in Vergessenheit geruht hatte. Es war das zu der Zeit, wo die Wiener „Deutsche Zeitung“ eine Enthüllung über die politische Gesinnung und Thätigkeit des Prinzen von Wales brachte. Derselbe sollte in Wien gesagt haben, wenn Kaiser Friedrich die Regierung länger in Händen behalten hätte, so würde die nordschleswigsche Frage à l'amiable ausgetragen worden sein.

Kaiser Wilhelm antwortete auf die Preßerörterungen und die daran geknüpften Gerüchte am 16. August zu Frankfurt a. O., bei Gelegenheit der Enthüllung des Denkmals des Prinzen Friedrich Karl. Er sagte in dem Trinkspruch, den er auf die Stadt Frankfurt und auf das dritte Armeekorps ausbrachte:

„Es giebt Leute, die sich nicht entblöden, zu behaupten, daß mein Vater das, was er mit dem seligen Prinzen gemeinsam mit dem Schwert erkämpfte, wieder herausgeben wollte. Wir alle haben ihn zu gut gekannt, als daß wir einer solchen Beschimpfung seines Andenkens nur einen

Augenblick ruhig zusehen könnten. Er hatte denselben Gedanken als wir, daß nichts von den Errungenschaften der großen Zeit aufgegeben werden kann. Ich glaube, daß wir sowohl im dritten Armeekorps, wie in der gesamten Armee wissen, daß darüber nur eine Stimme sein kann, daß wir lieber unsere gesamten 18 Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Wahlstatt liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten."

Dieses kräftige Wort mag in Paris nicht angenehm geklungen haben, in Dänemark überhörte man es; am 24. August machte König Christian IX. dem Kaiser seinen freundschaftlichen Gegenbesuch und wurde in Berlin und Potsdam auf das glänzendste aufgenommen.

Am 27. August stattete König Otto I. von Griechenland dem kaiserlichen Hofe seinen Besuch ab, und am 30. erschien der König Oskar von Schweden als Pate bei der Taufe des am 27. Juli geborenen jüngsten Sohnes des Kaisers, der ihm zu Ehren den Namen Oskar erhielt.

König Oskar war, wie hier noch erwähnt sein mag, der letzte gewesen, der dem todkranken Kaiser Friedrich einen Besuch abstatten konnte. Er hatte sich vorher sorglich erkundigt, ob sein Erscheinen für den leidenden Kaiser von nachteiligen Folgen begleitet sein könnte; es wurde ihm auf Mackenzies Veranlassung die Antwort, Kaiser Friedrich befände sich zur Zeit ausnehmend wohl und sei im stande, jeden Besuch zu empfangen. Über diese Begegnung machte König Oskar später folgende Mitteilungen:

„Ich war sehr erfreut über diesen Bescheid und auch

geneigt, Herrn Mackenzie, den man in der deutschen Presse so heftig angegriffen hatte, mein volles Vertrauen zu schenken; sollte ich mich doch in wenigen Stunden persönlich von den Erfolgen seiner Behandlung überzeugen dürfen. Aber wie erschrack ich, als ich mich dem armen Kaiser gegenüber sah; er wollte sich erheben, als er mich erblickte, aber er hatte sich kaum aufgerichtet, als sein Körper schon wieder kraftlos zusammenfiel. Von dieser sterbensmüden Mattigkeit und allem andern, was ich in den entstellten Zügen des Leidenden wahrnahm, war ich so erschüttert, daß ich mich nach wenigen Augenblicken in tiefster Bewegung zurückziehen mußte; ich fand später noch Gelegenheit, Herrn Mackenzie meine schmerzlichen Befürchtungen anzudeuten und ihn um seine aufrichtige Meinung zu befragen; aber dieser Charlatan hatte die Stirn, mir auch jetzt noch in diesem furchtbar ernsten Augenblick, wo sich der Tod dem Kaiser schon genähert hatte, zu sagen, daß der letzte Unfall fast ganz überwunden sei, und daß man sich jetzt auf eine lange Ruhepause im Fortschreiten der Krankheit die berechtigte Hoffnung machen könne" ....

Nach der großen Parade des Gardekorps, die der Kaiser am 1. September auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin abhielt, begann in der Gegend von Müncheberg in der Mark das Kaisermanöver. Am 6. September reiste der Monarch nach dem Übungsterrain ab.

Am Neujahrstage 1888 hatte Kaiser Wilhelm I. zu den Generalen, die ihm ihre Glückwünsche darbrachten, gesagt:

„Ich bemerke Ihnen, meine Herren, daß Ihre Hauptaufmerksamkeit in diesem Jahre die Kaisermanöver, die



Grabmal Kaiser Friedrichs III. im Mausoleum zu Potsdam.

das dritte Korps und das Gardekorps abhalten, in Anspruch nehmen werden.“

Und zum Prinzen Wilhelm, der gekommen war, sich ihm als General-Major vorzustellen, hatte er bemerkt:

„Da wirst Du Deine Probe als Brigadegeneral ablegen.“

Die Kaisermanöver fanden statt, aber nicht mehr unter dem alten Herrn, sondern unter Kaiser Wilhelm II. Nicht als Brigadegeneral mehr hat dieser seine Probe bestanden, sondern als Höchstkommandierender.

Die größte Bedeutung erhielt jedoch das Manöver dadurch, daß der Kaiser zu verschiedenen Malen und vollkommen selbständig die Leitung einzelner Truppenkörper übernahm, Angriff und Verteidigung anführte und sich auf diese Weise rücksichtslos der Kritik aussetzte. Es war ihm Bedürfnis und Pflicht, sich in der Truppenführung weiter auszubilden, um nicht nur dem Namen nach, sondern mit der That des deutschen Volkes oberster Kriegsherr zu werden und die Heere in Person zu Kampf und Sieg führen zu können, wenn der Feind den Frieden wieder einmal brechen sollte.

Die Manöver währten sieben Tage. Mit Spannung beobachteten die alten, kriegserprobten, durch drei große Feldzüge geschulten Generale das Benehmen des jugendlichen Herrschers, und ein minder entschlossener Mann als Wilhelm II. würde leicht eine Entschuldigung gefunden haben, an den Übungen nur konventionellen Anteil zu nehmen. Ein solcher Gedanke aber lag dem Kaiser fern. Vom Beginn der Kampftage bis zum Ende derselben traf er seine Dispositionen mit erstaunlicher Selbständigkeit,

und die Kaltblütigkeit, womit er plötzlichen Gefahren begegnete, die Aufmerksamkeit, die er jedem Detail widmete, und die Energie, mit der er auf jedem bedrohten Punkte einsprang, bezeugten ein entschiedenes Feldherrntalent.

Daß dabei Fehler unterliefen, war selbstverständlich, denn noch ist kein Meister vom Himmel gefallen; die Soldaten aber, die ihren Kaiser an jenen Tagen beobachteten, segneten ihn dafür, daß er die Mißgriffe lieber hier, als vor einem wirklichen Feind beging.

Lernte er doch seine große militärische Maschine hier erst recht verwenden, bewies er doch, daß er nicht nur den ernstesten Willen, sondern auch den Stoff in sich habe, aus dem die großen Heerführer gemacht werden.

Was verschlug es, wenn er die wirkliche Frontlänge, die eine Division beim Angriff entfalten sollte, unrichtig schätzte? Was, daß er seine Kavallerie etwas zu frühzeitig gegen die feindliche Infanterie anstürmen ließ? Die Thatsache, daß so etwas bei dieser Gelegenheit vorkam, bot die beste Sicherheit dafür, daß es sich im ernsthaften Kampfe nicht wiederholen werde.

Zum ersten Mal war bei diesen Manövern eine neue Anordnung des Kaisers in Kraft getreten.

Durch Kabinetsordre vom 7. Juli 1888 war die Bildung eines Hauptquartiers erfolgt und der Generallieutenant und Generaladjutant v. Wittich zum Kommandanten desselben ernannt worden. Dieses Hauptquartier befindet sich zu jeder Zeit und überall da, wo der Kaiser weilt, sei es im Felde, oder daheim im Schlosse.

Diesem Hauptquartier wurde die Leib-Gendarmerie unterstellt, jenes Elite-Korps, das für die persönliche Sicherheit der preußischen Monarchen im Felde einzustehen hat.

Bis zum Jahre 1820 hatte den Kavallerie-Regimentern die Gestellung der berittenen Ordonnanzen für den König, die königlichen Prinzen, für die Generale und die Kommandobehörden obgelegen. Diese Einrichtung war mit mannigfachen Unzuträglichkeiten verbunden gewesen. In erster Linie wurden die Kavallerie-Regimenter durch diese Verpflichtung besonders im Kriege allzusehr geschwächt. Ferner war die Abfindung der Ordonnanzen mit Löhnung, Bekleidung und Verpflegung auf Schwierigkeiten gestoßen, namentlich im mobilen Verhältnis, wo dieselben oft längere Zeit weit von ihren Regimentern entfernt waren. Desgleichen war es als ein Mißstand empfunden worden, daß die königlichen Ordonnanzen und die Ordonnanzen der höheren Befehlshaber nicht schon von weitem als solche äußerlich kenntlich waren, sondern nur ihre Regimentsuniform ohne jegliches Abzeichen trugen.

Diese Gründe ließen die Aufstellung eines besonderen Ordonnanzen-Korps wünschenswert erscheinen, und die anderweite Organisation der Landwehr-Kavallerie im Jahre 1820, welche den Kavallerie-Regimentern neue Abgaben auferlegte, bot den äußeren Anlaß zur Verwirklichung dieses Wunsches.

Die gedachten Regimenter wurden von der Gestellung berittener Ordonnanzen vollständig befreit und für den Ordonnanzdienst im Frieden durch Kabinetsordre vom 12. Februar 1820 die Bildung der besonders uniformierten Armee-Gendarmerie befohlen, welche zugleich als Stamm für die künftigen Stabswachen im Kriege dienen sollte.

Die Armee-Gendarmerie war 150 Pferde stark und dergestalt gegliedert, daß bei jedem Provinzial-Armeekorps

1 Unteroffizier und 14 Mann zu stehen kamen. Jeder kommandierende General erhielt 1 Unteroffizier und 3 Mann, jeder Divisionsgeneral 2 Mann und jeder Brigadegeneral 1 Mann.

Die nach Abzug dieser Kommandos noch übrigbleibenden 23 Pferde waren für 1 Wachtmeister, 2 Unteroffiziere und 20 Mann bestimmt, die unter dem Kommando eines Offiziers zur Verfügung des Königs bleiben sollten.

Bei jedem Provinzial-Armeekorps bildeten diese Mannschaften ein Armee-Gendarmerie-Kommando, beim Garde- und Grenadierkorps das Garde-Armee-Gendarmerie-Kommando, während die zur Verfügung des Königs stehenden Mannschaften zu einem Garde-Reserve-Armee-Gendarmerie-Kommando zusammengestellt wurden.

Aus den Armee-Gendarmen entstanden die heutigen Stabsordonnanzen, aus dem Garde-Reserve-Armee-Gendarmerie-Kommando entwickelte sich die heutige Leibgendarmerie.

Die geschichtliche Entwickelung dieser kleinen Elitetruppe ist eine interessante und mannichfaltige gewesen, die bedeutendste Veränderung in der ganzen Zeit ihres Bestehens erfuhr die Leibgendarmerie jedoch durch die Kabinetsordre Kaiser Wilhelms II. vom 28. Juli 1889, welche die Verstärkung derselben um einen Zug anordnete. Die Leibgendarmerie gliedert sich infolgedessen in zwei Züge und hat folgende Stärke:

1 Flügeladjutant als Kommandeur,
1. Zug: 1 kommandierter Lieutenant der Kavallerie,
1 erster Wachtmeister,
23 Leib-Gendarmen.

2. Zug: 1 Lieutenant vom Kürassierregiment Königin (Pommersches) No. 2,
2 Unteroffiziere,
24 Mann.

Die Leib-Gendarmen des zweiten Zuges bilden die Leibgarde der Kaiserin, begleiten dieselbe zu Paraden und auf das Manöverfeld und werden mit zu Ordonnanz- und Ehrenwachtdienst in den königlichen Schlössern verwendet.

Diese Leibgardisten tragen als Gala-Uniform den altpreußischen Waffenrock von weißem Tuch mit schwedischen Aufschlägen; Kragen, Aufschläge und Schoßfutter sind karmoisinrot. Dazu weiße Lederhosen, Stulpenstiefel und Anschnallsporen. Den Kopf bedeckt ein Hut von schwarzem Filz, an drei Seiten aufgeschlagen, ein sogenannter Dreispitz; darauf ein weißer Federstutz mit schwarzer Manschette. Der Pallasch ist der der Kürassiere. Diese Uniform entspricht im wesentlichen der des alten berühmten Bayreuthschen Dragoner-Regiments, welches heute den Namen Kürassier-Regiment Königin trägt.

Bei den erwähnten Manövern wurde der Kaiser von einem Leibgendarmen begleitet, der eine Purpurstandarte trug und auf diese Weise den jeweiligen Standort des obersten Kriegsherrn jederzeit kenntlich machte.

Diese Standarte ist ein verkleinertes Abbild der auf dem kaiserlichen Schlosse wehenden Fahne; der Schaft, der wie die Ulanenlanze in einem Schuh am Steigbügel steht, ist hohl und kann zusammengeschoben werden; in der innersten Hülse findet dann die aufgerollte Fahne Platz.

Die Begleitung des kaiserlichen Herrn durch einen Standartenträger ist zwar eine Neuerung, aber doch auch

schon ein alter Brauch, denn bereits im Mittelalter pflegte den Kaiser überall da, wo er in Ausübung seiner Würde erschien, ein Träger des Reichsbanners zu begleiten.

Die purpurne Standarte ist aber nicht ein kaiserliches Feldzeichen, sondern ein solches des preußischen Königs. Wohl hätte der Kaiser als Oberfeldherr die deutsche Kaiserstandarte führen können, er zog es indessen vor, die Manöver als König von Preußen abzuhalten.

Die Kaiserstandarte ist goldgelb. Auf diesem Grunde liegt bis an die Grenzen des Tuches reichend das eiserne Kreuz von 1870 und auf diesem wiederum im Kreuzungspunkte das sogenannte kleinere Wappen des Kaisers. In den vier Ecken der Standarte befindet sich abwechselnd der Reichsadler und die Kaiserkrone.

In der Königsstandarte, deren Farbe purpurn ist, befindet sich das eiserne Kreuz von 1813 und im Herzen desselben das kleinere Wappen des Königs von Preußen. Hier tragen die Eckfelder Reihen, die sich aus dem preußischen Adler und der Königskrone zusammensetzen.

Vom kaiserlichen Palais Unter den Linden wehte zur Zeit des alten Kaisers Wilhelm ausnahmslos die Königsstandarte. Die Kaiserstandarte wurde zum ersten Mal im Herbst 1871 bei der Eröffnung des Reichstages auf dem Königlichen Schlosse gehißt. Auch später erschien sie daselbst nur bei gleichen Anlässen. Unter Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm II. hat sich dieser Brauch nicht geändert.

Ganz besonderen Wert legte der Kaiser gleich von Anfang an auf die Vermehrung und Vervollkommnung der Artillerie. Als Prinz hatte er mit Besorgnis beob-

achtet, welche Fortschritte Frankreich und Rußland auf artilleristischem Gebiete machten, und wie Deutschland nach und nach zurückblieb. Der Stärkung dieser Waffe galt daher seine erste Sorge.

Am 1. September 1888 hatte er sich zum Chef des 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiments erklärt. Von demselben Tage datiert die Verordnung betreffend die Herausgabe des Exerzierreglements für die Infanterie. Der Kaiser sagt darin:

„Im dankbaren Gedenken an Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät übergebe Ich hiermit der Armee das aus Seiner Anregung hervorgegangene neue Exerzierreglement für die Infanterie. Dasselbe soll neben voller Aufrechterhaltung der althergebrachten Zucht und Ordnung der Ausbildung für die Bedürfnisse des Gefechts weiteren Raum schaffen.

Der durch die Vereinfachung mancher Formen erreichte Vorteil darf nicht dadurch verloren gehen, daß von irgend jemand zur Erzielung gesteigerter äußerer Gleichmäßigkeit oder in anderer Absicht mündliche oder schriftliche Zusätze zu dem Reglement gemacht werden. Es soll vielmehr der für Ausbildung und Anwendung absichtlich gelassene Spielraum nirgends eine grundsätzliche Beschränkung erfahren.

Jeden Verstoß gegen diesen Meinen Willen werde Ich unnachsichtlich durch Verabschiedung ahnden.“

Die Soldatenerziehung beginnt auf dem Exerzierplatze, hier schafft man das Material, mit dem die Kriege geführt und die Schlachten gewonnen werden. Die deutsche Soldatenerziehung mußte einen neuen Aufschwung erhalten, wenn die Armee die in den drei siegreichen Feldzügen er-

rungene erste Stelle unter den Heeren Europas behalten sollte. Des jungen Kaisers durchdringender Blick erspähte sehr bald, wo es fehlte.

Der Feldzug von 1866 gab den Anstoß zu jener gewaltigen Entwickelung, welche in ununterbrochenem Fortschreiten einen Stand der Ausbildung und Fechtweise in den europäischen Heeren herbeigeführt hat, welchen man heute als einen nahezu gleichen bezeichnen kann.

Die deutsche Kavallerie machte von 1871 bis 1890 eine Umwandlung durch, welche sie allen Anforderungen der Aufklärung und des Kampfes — auch des Schützengefechts zu Fuß — gewachsen erscheinen läßt. Kaiser Wilhelm II. führte in der gesamten Kavallerie die Lanze ein. Die Ansichten in militärischen Kreisen sind darüber noch geteilt. Die verbreitetste Meinung geht dahin, daß die Lanze beim ersten Zusammenstoß mit Säbelreiterei wohl einen Vorteil gewähre, daß dieser aber im Handgemenge sich in Nachteil verkehre, und daß die Lanze bei der aufklärenden Thätigkeit sehr oft ein Hindernis sein werde.

Die Artillerie begann mit der Einführung eines neuen Feldgeschützes, welches sie auch jetzt noch nach mehrfachen Verbesserungen besitzt. Die Einführung der Doppelwandgranate, sodann der Ringgranate, endlich des verbesserten Schrapnels ging damit Hand in Hand. Bedenken, ob man mit dem verbesserten Schrapnelschuß gegen Deckungen auslangen würde, führten zur Einführung der Sprenggranate, deren nicht nur nach vorwärts, sondern auch nach rückwärts wirkende Sprengwirkung diesen Mangel ausgleichen sollte. Ob hierdurch ein Feldwurfgeschütz entbehrlich wird, ist noch nicht entschieden. Die russische Armee besitzt vollständige Feldmörserregimenter.

Nicht so günstig und schnell wie die thatsächliche Entwickelung der Reiterei und Artillerietaktik gestaltete sich die der Infanterie. Es ist dies in gewissem Grade natürlich, denn die Gestaltung des Gefechts der Kavallerie und Artillerie ist bei weitem einfacher, als im Infanteriekampfe. Nirgends wird, den Anforderungen der Gegenwart gemäß, so viel verlangt wie von dem niederen Führer der Infanterie und von dem gemeinen Infanteristen selbst. Die Eindrücke des Kampfes, welcher sich zu einem stundenlangen Ringen und Ausharren im heißesten Feuergefecht, unterbrochen von einzelnen Vorstößen und Rückschlägen, unter den bedeutendsten Verlusten gestaltet, sind die wechselvollsten und auf die Klarheit des Geistes und die anderen für das Gefecht nötigen Eigenschaften auf das schärfste einwirkenden. Die Beherrschung der zahlreichen Mannschaft im Getöse des Kampfes und während jener Eindrücke ist eine der schwierigsten noch nicht gelösten Aufgaben. Der gemeine Mann hat die Aufgabe, unter diesen auf ihn einstürmenden, mit voller Wucht auf ihn wirkenden Verhältnissen die nötige Feuerdisziplin zu halten, oft aber auch selbständig zu verfahren, das Gelände so zu benutzen, daß es ihn zwar möglichst deckt, ihm zugleich aber die beste Ausnutzung seiner Waffe gewährt, eine zusammengesetzte Maschine wie das neue Gewehr selbst zu bedienen, sie auf den Feind mit richtigem Visir zu richten, zu zielen und endlich, im Fall er keine Patronen mehr besitzt, oder es zu einem Sturm kommt, sich mit der blanken Waffe zu schlagen. Die Ausbildung und Erziehung eines guten Infanteristen ist daher, ungeachtet der Vereinfachung aller Übungen, eine Aufgabe, die

immer schwieriger geworden ist, je mehr sich das Schützengefecht entwickelt hat. Er bedarf am meisten der Stählung aller moralischen Eigenschaften. Die ihn umringenden Gefahren des Kampfes sind die größten, die Leiden des Krieges treten auf den Märschen am schärfsten an ihn heran.

Bald nach Erlaß des neuen Reglements vom 1. September 1888 war eine neue Veränderung dem Abschluß nahe. Schon seit mehreren Jahren hatte man kleinkalibrige Mehrlader gefertigt und dieselben mit einem rauchschwachen Pulver erprobt. Frankreich ging hierin voran und Österreich und Deutschland waren genötigt, sofort nachzufolgen. Das kleine Kaliber, ein größerer Drall und ein Pulver von größerer Kraft als das alte verleihen dem Geschoß eine noch gestrecktere Flugbahn, eine größere Tragweite und Durchschlagskraft, auch hat die Treffsicherheit bedeutend gewonnen. Die geringe Größe des schmalen Geschosses gestattet dabei die Mitnahme einer größeren Anzahl von Patronen als Taschenmunition.

Der Fehler, welcher anno 1866 von unseren Gegnern gemacht wurde, uns ein Übergewicht in der Bewaffnung zu lassen, wird sich kaum wiederholen. Dem Erfindungsgeist kann kein Stillstand geboten werden in einer Zeit, die mit früher ungeahnter Schnelligkeit neue Gedanken in die Wirklichkeit überträgt, und so ist gar nicht abzusehen, wann ein Abschluß in den Bewaffnungsveränderungen eintreten wird.

Jedes Jahr bringt Neuerungen, der Wettlauf der Nationen um die militärische Überlegenheit scheint kein Ende nehmen zu wollen.

Des jungen Kaisers Aufgaben werden dadurch so schwierige, wie noch keiner seiner Vorgänger zu lösen gehabt. Nicht immer hat er bei den notwendig werdenden Maßnahmen das volle Verständnis und die Bereitwilligkeit derer gefunden, die vor allem berufen waren, ihm jede Hilfe zu leisten.

Es vollzog sich daher neben den erwähnten Neuerungen auch eine große Anzahl von Veränderungen in den höheren Kommandostellen; bis zum Schlusse des Jahres 1888 waren 65 Generale und 156 Stabsoffiziere aller Waffen aus der Armee entlassen.

Das größte Interesse beanspruchte die Nachricht von dem Rücktritt des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke. Dieser greise Heerführer und der Reichskanzler Fürst v. Bismarck waren jetzt die einzigen, die von den Paladinen Kaiser Wilhelms I. unter dem neuen Herrn die neue Zeit erlebt und kennen gelernt hatten.

Die Gründe des Rücktritts des großen Schlachtendenkers sind aus dem folgenden Briefwechsel zwischen ihm und seinem Monarchen ersichtlich:

„Kreisau, den 3. August 1888.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster
Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.

Ew. Majestät brauchen jüngere Kräfte und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient.

Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Ew. Majestät mich dieser Stellung entheben und mir huldreich gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben.

Nur mit meinen innigsten Wünschen kann ich die Erfolge begleiten, welche Ew. Majestät glorreichen Zukunft vorbehalten sind.

In treuester Ergebenheit und aufrichtigster Dankbarkeit für so viele mir zu teil gewordenen Auszeichnungen und Wohlthaten, verharre ich

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
allerunterthänigster Diener
Gr. Moltke,
Feldmarschall.“

* * *

„Potsdam, den 9. August 1888.

Mein lieber Feldmarschall!

Obwohl Ich Mich den in Ihrem Briefe an Mich aufgeführten Gründen nicht zu verschließen vermag, so hat Mich auch derselbe mit Schmerz bewegt. Es ist ein Gedanke, an welchen Ich Mich so wenig wie die Armee, deren Sein so unendlich viel Ihrer Person verdankt, gewöhnen können, Sie nicht mehr an dem Posten sehen zu sollen, auf welchem Sie das Heer zu den wunderbarsten Siegen führten, die je die Kämpfe eines Heeres krönten.

Doch will Ich unter keinen Umständen, daß Sie Ihre uns teure Gesundheit überanstrengen; darum werde Ich, wenn auch schweren Herzens, Ihrem Wunsche willfahren. Dennoch weiß Ich Mich mit Meinem Heere eins in dem Wunsch, Sie um das Wohl und Wehe des Vaterlandes und seiner Verteidigung beschäftigt zu wissen.

Seit dem Heimgang Meines teuren Vaters ist das Amt des Präses der Landesverteidigung unbesetzt geblieben. Ich kann gewissenhaft dasselbe in keine besseren und berufeneren Hände legen, als in die Ihrigen.

Darum bitte Ich Sie, dasselbe Mir und dem Vaterlande, sowie Meiner Armee zu Liebe anzunehmen.

Möge der Herr uns Ihre unschätzbare Kraft und Ratschläge auch in dieser Stelle noch lange zum Heile unserer Nation erhalten.

Eine diesbezügliche Ordre werde Ich Ihnen noch zugehen lassen. In treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit verbleibe Ich

Ihr
wohlaffektionierter König
Wilhelm."

Diesem Schreiben des Kaisers folgte unmittelbar ein zweites:

„Marmor-Palais, den 10. August 1888.

Sie legen Mir in Ihrem Schreiben vom 3. d. M. mit der Klarheit und Selbstlosigkeit, die leuchtend durch Ihr ganzes Leben ging, die Notwendigkeit eines Entschlusses dar, dessen Begründung Ich ja leider nicht verkennen darf, dessen Bedeutung aber eine so schwerwiegende ist, daß Ich Ihrem Antrage doch nur teilweise entsprechen kann. In dem Alter, welches Gottes gnädige Fügung Sie zur höchsten Freude Meines teuren Großvaters, zum Segen für die Armee und zum Heil des Vaterlandes bisher hat erreichen lassen, darf Ich die unvermeidlichen Anstrengungen des Dienstes in Ihrer Stellung nicht mehr länger von Ihnen beanspruchen — aber Ich kann Ihren Rat nicht entbehren, so lange Sie leben, und Ich muß Sie der Armee erhalten, die mit

dem unbegrenztesten Vertrauen auf Sie blicken wird, so lange Gottes Wille dies gestattet.

Wenn Ich Sie daher, Ihrem Antrage entsprechend, von der Stellung als Chef des Generalstabes der Armee hierdurch entbinde, so geschieht es unter dem Ausdruck des warmen Wunsches und in der Erwartung, daß Sie sich auch ferner mit den wichtigen Angelegenheiten des Generalstabes in Verbindung halten, und daß Sie Ihrem Nachfolger — den Ich hiernach angewiesen habe — gestatten werden, Ihren Rat in allen Fragen von Bedeutung zu erbitten. Bei Ihrer in so hohem Maße erhaltenen geistigen Frische wird es Ihnen auch möglich sein, hiermit die Stellung als Präses der Landesverteidigungs-Kommission zu vereinigen, welche Ich Ihnen hiermit übertrage.

Seit der Erkrankung Meines in Gott ruhenden Vaters fehlt den Geschäften der Landesverteidigungs-Kommission die Leitung ganz, und eine solche wird immer mehr so sehr wichtig, daß es Mir ganz besondere Beruhigung gewährt, sie in Ihre Hände legen zu können. In Betreff Ihrer künftigen Gehaltsverhältnisse habe Ich den Kriegsminister zur ferneren Zahlung Ihres bisherigen Gehaltes und ebenso auch dahin angewiesen, daß Ihnen Ihre bisherige Dienstwohnung verbleibt. Über Ihre Wünsche bezüglich Zuweisung eines persönlichen Adjutanten sehe Ich Ihrer Äußerung entgegen. So denke Ich ein Dienstverhältnis für Sie festgestellt zu haben, in dem Sie hoffentlich noch längere Zeit segensreich zu wirken im Stande sein werden. Bestehen bleibt ja immer der tiefe Kummer, Sie von der Stelle scheiden zu sehen, auf welcher Sie Ihren Namen obenan auf die Ruhmestafeln der preußischen Armee geschrieben und ihn zu einem hochgefeierten in der ganzen Welt

gemacht haben. Aber die Macht der Zeit ist stärker wie die der Menschen, und ihr müssen auch Sie sich beugen, der Sie sonst überall den Sieg in Ihrer Hand gehabt haben. Einen besonderen Dank für alles, was Sie als Chef des Generalstabes der Armee gethan, in dieser Stunde in Worten auszudrücken — davon trete Ich zurück. Ich kann nur auf die Geschichtsbücher der letzten 25 Jahre weisen und kann mit vollster Überzeugung aussprechen, daß Sie als Chef des Generalstabes der Armee in hochgeehrtestem Andenken stehen werden, so lange es einen deutschen Soldaten — ein deutschschlagendes Herz — und Soldatenempfindung in der Welt giebt.

In hoher Wertschätzung und Dankbarkeit

Ihr König

Wilhelm R."

* * *

„Kreisau, den 10. August 1888.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster

Kaiser und König,

Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Majestät huldvolles Handschreiben vom 9. d. M. hat mich mit innigster Dankbarkeit erfüllt. Es macht mich glücklich, auch ferner noch der Armee angehören und derselben in der ehrenvollen Stellung dienen zu dürfen, welche Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir zu übertragen.

In den anerkennenden Worten Ew. Majestät gnädigen Schreibens sehe ich den höchsten Lohn für alles, was ich je habe leisten können, und verharre, der mei-

teren Befehle gewärtig, in ehrfurchtsvoller Ergebenheit und Dankbarkeit

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
allerunterthänigster Diener
Gr. Moltke, Feldmarschall.“

* * *

„Kreisau, den 12. August 1888.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster
Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Majestät haben mein allerunterthänigstes Gesuch in so huldvoller Weise genehmigt, daß mir die Worte fehlen, um meinen innigen Dank auszusprechen.

Es macht mich glücklich, Ew. Majestät in einer neuen ehrenvollen Stellung noch ferner dienen zu dürfen, und bitte ich, mir in derselben meinen bisherigen Adjutanten, den Hauptmann v. Moltke vom Generalstab, belassen zu wollen.

Die gnädige Ordre vom 10. d. M. wird in meiner Familie als ein unschätzbares Andenken aufbewahrt werden, und in unwandelbarer Treue und tiefster Ehrfurcht verharre ich

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
allerunterthänigster Diener
Gr. Moltke, Feldmarschall.“

An die Stelle des Grafen v. Moltke als Chef des Generalstabs trat der bisherige Generalquartiermeister der Armee, Graf v. Waldersee. Das Kommando des 3. Armeekorps übernahm an Stelle des zurücktretenden Generals Grafen v. Wartensleben der General Bronsart v. Schellendorf, der Bruder des am 31. März 1889 zurückgetretenen

Kriegsministers. Das 7. Armeekorps erhielt der bisherige Chef des Militärkabinets, General v. Albedyll; das 9., an Stelle des Generals v. Treskow, General v. Leszczynski; kommandierender General des 14. Armeekorps, an Stelle des Generals v. Obernitz, wurde General v. Schlichting; kommandierender General des Gardekorps, an Stelle des zum Gouverneur von Berlin und zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken ernannten Generals v. Pape, wurde der bisherige kommandierende General des 5. Armeekorps, v. Meerscheidt-Hüllessem, und dessen Nachfolger beim 5. Armeekorps wurde General v. Hilgers. Die Stelle eines Chefs des Militärkabinets wurde dem General v. Hahnke übertragen, den der Kaiser schon am 19. Juni zugleich mit dem General v. Versen zu seinem Generaladjutanten ernannt hatte. Im März 1890 erhielt er den Rang eines kommandierenden Generals. Seit dem 20. September 1890 ist General v. Hahnke vortragender Generaladjutant.

Das hervorragendste französische Armeeblatt sagte über die Veränderungen in den höchsten Stellen des deutschen Heeres:

„Trotz des vielfachen Ersatzes der bejahrten Generale der deutschen Armee durch jüngere Kräfte darf man nur nicht glauben, daß die alte Tradition des preußischen Heeres sich auch nur um einen Deut geändert habe; sie wird gänzlich unberührt bleiben. Die neuen Armeeführer werden ihre Truppen ganz nach den Grundsätzen ihrer Vorgänger leiten, und auch der General Graf Waldersee wird die Arbeiten des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke, dessen Beistand er während ganzer sechs Jahre

war, vollständig im Sinne des abgetretenen Chefs weiterführen. Die abgeschiedenen hohen Offiziere gehörten zu zwei Kategorieen. Die erste bilden die alten Waffengefährten des Kaisers Wilhelm I. Diese in Strapazen und im Dienst ergrauten Herren sehnten sich schon seit geraumer Zeit nach der verdienten Ruhe und blieben nur auf den dringenden Wunsch ihres greisen Kriegsherrn im Dienste, sie wurden bei ihrem Abschied mit Ehrenbezeugungen überhäuft und blieben in der Rangliste als aktive Offiziere verzeichnet. Die übrigen hatten zwar in dem letzten Kriege sehr ehrenvolle Verdienste aufzuweisen, waren aber nicht so völlig dienstfähig, wie es ein hartnäckiger Feldzug verlangt; außerdem hat man für die Bildung der großartigen Reserve-Kadres eine Anzahl hoher Stellen nötig, welche deren Organisation einleiten und fördern. Übrigens muß man die Würde und Reserve bewundern, mit welcher die zahlreichen beiseite Gestellten das Herbe der Verabschiedung zu ertragen wissen. In kurzer Zeit wird die deutsche Armee mit ebenso kräftigen Führern ins Feld rücken, wie dies 1870—71 der Fall war; nur die Lieutenantstellen zeigen ein nicht unbedeutend höheres Alter, als damals. Dieses aber schadet dem Dienst deshalb nicht, weil diese Offiziere dafür ebensoviel erfahrener und besonnener sein werden."

Nur eine Gefahr erblickte das Blatt in der Verjüngung der hohen Stellen, und zwar die, „daß der noch jugendfrische Kaiser von ebenso energischen Führern umringt sein wird, die ihn doch eher zum Kriege drängen werden, als die betagten Generale das gethan haben würden."

Der „junge, abenteuerlustige Kaiser," wie andere französische Zeitungen ihn nannten, hatte schon früher den Vorwurf, kriegerische Neigungen zu hegen, in einem Trinkspruch entkräftet, den er bei dem von dem Oberpräsidenten Staatminister v. Achenbach dem brandenburgischen Provinziallandtage am 8. Februar 1888 gegebenen Festmahle als Erwiderung auf einen Toast des Ministers ausbrachte:

„Als Se. Majestät, mein durchlauchtigster Herr Großvater, mir die Arbeit in der Civilkarriere anbefohlen, bestimmte Er die Provinz Brandenburg und deren tüchtigen und bewährten Leiter, um mich mit der Verwaltung bekannt zu machen . . . Auf meinen Ritten durch die Mark im Laufe der Manöver haben mich die blühenden Gefilde und die im vollen Betrieb befindlichen Gewerbe genugsam davon überzeugt, worin der wahre Grund des Volkswohlstandes und der fruchtbaren Arbeit zu finden sei. Ich weiß wohl, daß im großen Publikum und speziell im Auslande mir leichtsinnige, nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken imputiert werden. Gott bewahre mich vor solchem Leichtsinn — ich weise solche Anschuldigungen mit Entrüstung zurück! Doch, meine Herren, ich bin Soldat, und alle Brandenburger sind Soldaten, das weiß ich. Daher lassen Sie mich mit dem Worte schließen, welches am 6. Februar unser großer Kanzler dem Reichstage zurief, der an jenem Tage das großartige Bild der geschlossen Hand in Hand mit der Regierung gehenden Volksvertretung uns zeigte, indem ich den Ausspruch auf die Mark Brandenburg spezialisiere: „Wir Brandenburger fürchten Gott und sonst nichts auf dieser Welt!"

Trotz seiner eigentlich durch und durch militärischen Natur ist Kaiser Wilhelm II. im vollsten Sinne des Wortes ein Fürst des Friedens; kriegsbereit, die Hand am Griff des scharfen Reichsschwertes, arbeitet er an der Förderung des Volkswohlstandes, an der Ausgleichung der sozialen Gegensätze, an der Aufbesserung des Loses der arbeitenden Klassen, an der Hebung der Sittlichkeit und Festigung der Religiosität. Bei der Feier des Ritterschlages zu Sonnenburg 1888 legte er ein neues Zeugnis in diesem Sinne ab . . . .

Sonnenburg ist ein Landstädtchen der Mark Brandenburg, unweit von Küstrin, abgelegen und bis auf den sich alle zwei Jahre wiederholenden Tag des Ritterschlages ganz vergessen.

Gewöhnlich fällt der Ritterschlag auf den Tag der Sonnenwende, den die alte Kirche als den Tag Johannis des Täufers feierte, aber nicht immer wurde dieser Tag eingehalten, es konnte dies namentlich in diesem Jahre nicht geschehen, da man kurz zuvor Kaiser Friedrich zu Grabe getragen hatte.

Am Vortage des zum Ritterschlage bestimmten Datums ziehen die Mitglieder des Ordens „St. Johannes vom Spital zu Jerusalem“ in das Städtchen ein. Das Ziel sämtlicher Ankommenden ist das Schloß. Dort waltet der Geheime Hofrat Herrlich seines Amtes, Auskunft nach allen Seiten hin erteilend wegen Quartier, Zeremoniel, Tischplätzen, Meldungen, Anzug u. s. w. Am Abend wird der Herrenmeister Prinz Albrecht erwartet, der am folgenden Tage Ritterschlag und Investitur an einer Reihe von Rittern, chevaliers de grace, wie im alten Zeremoniel

die Ehrenritter genannt werden, vollziehen und diese damit in die Reihe der Rechtsritter, chevaliers de justice, erheben soll.



Prinz Heinrich.

Diesmal wurden 104 Ehrenritter als Rechtsritter investiert, zu rechten Rittern geschlagen und mit Mantel und Kreuz bekleidet, voran Prinz Heinrich, Fürst Hohenlohe-Langenburg und General Graf Lehndorff.

Bei früheren Ritterschlägen pflegte im Schlosse von Sonnenburg ein Kapitel abgehalten zu werden, aber in diesem Jahre war ein solches dem Ritterschlage bereits vorausgegangen. Zum diesjährigen Ritterschlage weckte eine besondere Erwartung die Einwohner des früheren Ordensamtes aus der beschaulichen Ruhe ihres Daseins. Der Kaiser kommt, so hieß es. Der Kaiser kommt! Der Landesherr als Protektor des Ordens! Kaiser Friedrich war als Kronprinz in Sonnenburg gewesen, als der jetzige Herrenmeister investiert wurde, und unvergessen blieb allen damaligen Zeugen der Augenblick, als er im Momente, wo das entblößte Ordensschwert vor dem Altar emporgehalten wurde, zum Zeichen, daß der Orden wieder einen Meister habe, neben dem Altar stehend seinen Säbel zog. Kaiser Wilhelm I. war niemals in Sonnenburg gewesen. König Friedrich Wilhelm IV., der Erwecker der Ordensgemeinschaft, hatte die Stadt nur auf der Durchfahrt berührt; König Friedrich Wilhelm III. hatte vor 93 Jahren mit seiner Gemalin Luise der Investitur seines Bruders, des Prinzen Ludwig, beigewohnt; vor 248 Jahren war der Große Kurfürst mit seiner Luise von Oranien in den damals höchst unscheinbaren Ort eingezogen, um ebenfalls einer Investitur eines Verwandten der Oranierin, des Fürsten Ulrich von Nassau, beizuwohnen. Seitdem war kein Landesherr mehr in dem alten Ordensamt gewesen. Zum erstenmal kam jetzt ein Kaiser.

Das Erscheinen Wilhelms II. mit seinem in die Zahl der Ehrenritter aufgenommenen Bruder, dem Prinzen Heinrich, sollte ein besonderes Interesse des Monarchen für den Orden und eine äußere Anerkennung der hohen Ziele desselben bekunden.

Der Erste unter den Königen von Preußen, nahm der Kaiser das äußere Zeichen seines Protektorats aus den Händen des Herrenmeisters entgegen — das weiße emaillierte achtspitzige Kreuz mit den goldenen Adlern zwischen den Balken, aber mit dem Zepter und dem Schwerte unter der Krone — eine Form der Dekoration, die nur für den Protektor vorhanden ist.

Früher, als der Orden in Brandenburg-Preußen als in sich souveräne Rittergemeinschaft existierte, betrachtete er sich, wenn auch evangelisch, als unter dem Großprior von Heitersheim, weiter unter dem Großmeister von Malta und zuletzt unter dem Papste stehend. Der brandenburgische oder preußische Landesherr konnte also nicht Protektor sein, und als der Orden, der eine Gemeinschaft war, in die man eintrat, nach Einziehung seiner Güter aufgehoben und später durch ein Edikt zum königlich-preußischen Orden umgewandelt ward und durch königliche Gnade verliehen wurde, da fügte er sich von selbst in die Reihe der übrigen preußischen Orden ein, deren Großmeister der König war. Indem König Friedrich Wilhelm IV. den Orden neu organisierte, in sich wieder zu selbständiger Rittergemeinschaft machte, da mußte er, wie jeder nachfolgende Landesherr, der natürliche Protektor werden. Aber weder er als Reorganisator, noch seine nächsten Nachfolger bekundeten dieses durch ein äußeres Zeichen; das nahm nur Kaiser Wilhelm II. an. Es war dies eine hochauszeichnende Anerkennung der Bedeutung, Zwecke und Ziele des Johanniter-Ordens.

Die Überreichung der Insignien an den Kaiser fand im Kapitelsaale statt. Die Kommandatoren, Ehren-Kom-

mandatoren, der Ordens-Hauptmann sowie die als Zeugen anwesenden Rechts- und Ehrenritter hatten sich um 10³/₄ Uhr in der unteren Halle des Schlosses versammelt. Kurz nachher stellten sich ein der Ordenskanzler v. Levetzow, der Ordensmeister Graf von Zieten-Schwerin, der Ordensschatzmeister v. Zastrow, der Ordenssekretär v. Brünneck, ferner die als Ordensmarschälle fungierenden beiden Rechtsritter und die zu investierenden Ehrenritter, sowie die zum Tragen der Ordensinsignien berufenen Leibpagen.

Nachdem der Kaiser sich mit Gefolge vom Schlosse nach der Kirche begeben hatte, und inzwischen dem Herrenmeister in der Halle vom Ordenskanzler die zu Rechtsrittern aufzunehmenden Ehrenritter vorgestellt worden waren, setzte sich der Zug unter dem Geläute der Glocken nach der Kirche in Bewegung.

Als die Spitze desselben das Kirchenportal erreicht hatte, begann die Orgel zu präludieren. Während der Kaiser auf dem für ihn seitwärts des Altars reservierten roten Samtsessel Platz nahm, der Herrenmeister auf dem in gotischem Stil hergestellten, mit schwarzem Samt überzogenen Meisterstuhl, füllten sich Altarraum und Schiff mit den Festgenossen. Die Geistlichen waren vor den Altar getreten, um diesen herum die Marschälle und Pagen, während die Ordensbeamten Stellung rechts hinter dem Stuhle des Herrenmeisters nahmen, der sich zunächst vor dem Protektor verneigte, ehe er sich niederließ.

Mit dieser glänzenden Versammlung gewährte die Kirche, deren Wände und Pfeiler mit unzähligen Wappenschildern bedeckt sind, einen einzigartigen Anblick.

Jetzt begann der Gemeindegesang: „Halleluja! Lob,

Preis und Ehr',“ nach welchem der Geistliche die Liturgie hielt. Nach dem dreimaligen „Heilig!“ nahm die Feierlichkeit des Ritterschlages und der Investitur ihren Anfang.

Der Herrenmeister erhob sich, verneigte sich wiederum gegen den königlichen Protektor und bedeckte das Haupt mit dem Hute. Unter Vortritt des ersten Ordensmarschalls traten die zum Ritterschlage Vorgeladenen vor den Herrenmeisterstuhl und wurden vom Prinzen Albrecht also angeredet:

„Was ist Euer Begehren?“

Sie antworteten einstimmig:

„Die Ehre zu haben, in die Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem als Rechtsritter auf- und angenommen zu werden.“

Der Prinz erwiderte:

„Die Auf- und Annahme sei Euch gewährt, wenn Ihr den Anordnungen unserer Gemeinschaft nachkommen und Euch verhalten wollet, wie es ehrliebenden Ritterbrüdern geziemet.“

Hierauf verlas der Ordenskanzler das Gelübde. Die Ritter gelobten dem Herrenmeister und den Kommandatoren durch Handschlag, dasselbe zu halten.

Nun trat der Prinz an die rechte Seite des Altars. Der Ordenshauptmann reichte ihm das Ordensschwert, und dreimal jedem vor ihm knieenden Ritter auf die Schulter schlagend sprach er:

„Besser Ritter als Knecht!“

Fanfaren von Trompeten und Pauken begleiteten diese Zeremonie.

Auf den Ritterschlag folgte alsbald die Investitur. Vor

dem auf dem Stuhle sitzenden Herrenmeister knieten die neuen Ritter abermals nieder, um von ihm mit Kreuz und Ordensmantel bekleidet zu werden. Als erster hatte Prinz Heinrich den Ritterschlag und die Investitur empfangen. Mit den Worten: „Ich wünsche Euch Glück, Heil und Gottes Segen," entließ der Herrenmeister die neuen Rechtsritter, welche durch eine Verbeugung ihren Dank ausdrückten. Der Chor sang: „Segne, segne, Herr, den Orden," die Gemeinde einen Choral, dann folgte die Festrede und schließlich die Fürbitte für den Orden und die neuen Ritter desselben. Nach dem Segen sang die Gemeinde das Lied: „Lob, Ehr' und Preis sei Gott."

Jetzt ereignete sich etwas allen Anwesenden Unerwartetes, welches der Feier die höchste Weihe gab. Der Kaiser trat vor den Altar, zog den Palasch und sprach, denselben erhebend:

„An dieser Stätte, wo vor fünf Jahren Mein seliger Vater im Auftrage Meines Großvaters gestanden hat, übernehme Ich als König von Preußen mit dem heutigen Tage das Protektorat des Ordens und gelobe vor Gott jedem Mitgliede des Ordens in Meinen Landen Meinen Königlichen Schutz. So wahr Mir Gott helfe!"

Klirrend fuhr der Palasch wieder in die Scheide, und durch die Versammlung ging eine Bewegung. Der Kaiser küßte den Herrenmeister zweimal herzlich, und dieser beugte sich nieder und küßte ihm die Hand.

Hierauf verließ der Kaiser mit seinem Gefolge unter Orgelspiel und Glockengeläut die Kirche und kehrte in das Schloß zurück, wohin der Zug folgte. Um 2½ Uhr fand in dem hohen, mit herrlichen Glasfenstern und Bil-

dern geschmückten Rittersaal das Festmahl statt. Unter dem Donner der drei alten Johannitergeschütze brachte der Herrenmeister das Hoch auf den Kaiser und auf die neuen Rechtsritter aus. Der Monarch erwiderte:

„Ew. Königlichen Hoheit spreche Ich Meinen tiefgefühlten Dank aus für die so herzlichen Worte, die wir soeben vernommen. Es war Mir in der That schon immer ein Herzensbedürfnis, auch durch ein äußeres Zeichen dem hohen Orden anzugehören, welches leider erst durch Meine Thronbesteigung für Mich zur Thatsache werden sollte. Ich bin der festen Ansicht, daß der König von Preußen durch ein äußeres Zeichen dem Orden angehören muß. Die großen Aufgaben, welche Mir auf dem Gebiete der inneren Entwickelung Meines Volkes obliegen, vermag Ich nicht allein durch die staatlichen Organe zu lösen. Zur Hebung und moralischen sowie religiösen Kräftigung und Entwickelung des Volkes brauche Ich die Unterstützung der Edelsten desselben, Meines Adels, und die sehe Ich im Orden St. Johannis in stattlicher Zahl vereint. Ich hoffe von Herzen, daß es Mir gelingen möge, im Verein mit der liebesthätigen Unterstützung des Johanniter-Ordens die Ausführung und Fortbildung der Hebung des Sinnes für Religion und christliche Zucht und Sitte im Volke zu bewirken und so die hohen Ziele zu erreichen, welche Ich Mir als Ideale gestellt habe. Wir aber, die wir mit einander das schlichte weiße Kreuz heut erhielten, sowie die, welche es schon besitzen, wollen unsere Gläser erheben und auf das Wohl dessen trinken, der in alter Hohenzollernscher Pflichttreue, gepaart mit hingebender Aufopferung und christlichem Sinne, den Orden

zu der Höhe gebracht hat, auf welcher er sich nunmehr befindet. Se. Königliche Hoheit, der durchlauchtigste Herrenmeister des Ordens von St. Johannes vom Spital zu Jerusalem, Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig — Hurra!“

Wir wissen, daß Kaiser Wilhelm II. schon als Prinz sein Interesse für die soziale Frage durch die Berufung einer Versammlung beim Grafen v. Waldersee bezeugte. Um nun das Fest in Sonnenburg vollständig verständlich zu machen, möge an folgendes erinnert werden:

Nach dem Tode des Prinzen Karl von Preußen im Jahre 1883 fiel die Wahl eines neuen Herrenmeisters der Balley Brandenburg auf den Prinzen Albrecht von Preußen, jetzigen Regenten von Braunschweig. Dieser richtete bei der Übernahme seines Amtes eine denkwürdige Rede an die Ritter, welche die Mitarbeit an der Lösung der sozialen Frage als den Hauptzweck des Ordens hinstellte. Diese Rede war nur die Ausführung einer Denkschrift, die der Prinz dem Kaiser unterbreitet hatte. Letzterer sagte in seiner Antwort an den Prinzen unter anderem:

„Der Inhalt dieser Denkschrift hat mein Interesse lebhaft in Anspruch genommen. Ew. Königliche Hoheit haben es demnach verstanden, die statutenmäßige Aufgabe des Johanniter-Ordens bedeutungsvoll zu vertiefen und damit seine Ziele in einer Richtung zu erweitern, welche ein weites Feld für korporative Fürsorge eröffnet, indem seine Thätigkeit, außer der seither schon segensreich geübten Wirksamkeit auf dem Gebiete der Krankenpflege, fortan auch der dringend erforderlichen Abhilfe der sozialen Notstände unter der arbeitenden Bevölkerung zugewendet

wird, welche ein wesentlicher Gegenstand Meiner landesväterlichen Sorge ist. Den Bestrebungen, welche nach Ew. Königlichen Hoheit Intentionen die Ordenszwecke mit umfassen werden, zolle Ich, wie als Landesherr, so insbesondere als Patron der Balley Brandenburg, Meine volle Anerkennung."

Mit dem Bekenntnis, welches Prinz Albrecht in jenem Bericht an den Kaiser und in seiner Ansprache an die Ritter des Johanniter-Ordens abgelegt, hatte sich derselbe auf den Standpunkt der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 gestellt, in welcher die Heilung der sozialen Schäden als eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Gegenwart bezeichnet wurde.

Unter diesem Gesichtspunkt ist das hohe Interesse zu verstehen, das Kaiser Wilhelm dem Orden zuwendet, und so erhält jene Scene ihr volles Licht, die vom Kaiser improvisiert wurde, indem er nach der Festpredigt in der Kirche vor den Altar trat und die erwähnten Worte sprach.

Das darin ausgedrückte Gelübde hat eine größere Tragweite, als es äußerlich scheint. Es ist das Gelübde, das Friedrich der Große als Kronprinz that, als er sagte:

„Quand je serai roi, je serai un roi des gueux."

Wilhelm II. stellte in jenem Augenblick gleichsam das Hohenzollerntum in seiner höchsten Blüte symbolisch dar.

* * *

Ein Urteil des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern über unseren jungen Kaiser ist hier am Platze. Als dasselbe gefällt wurde, war der Monarch noch ein junger Prinz, der die Augen der Welt wenig auf sich

lenkte, andererseits besaß Fürst Karl Anton neben reicher Erfahrung ein sehr klares Urteil und kannte den Enkel seines Freundes und kaiserlichen Stammesgenossen Wilhelm I. von Kindheit auf. Eine hochstehende Dame hatte den Fürsten gefragt, was er von einem über Berlin und seine Gesellschaft geschriebenen Buche, das damals viel besprochen wurde, halte. Der Fürst entgegnete:

„Das Machwerk wirbelt gegenwärtig viel Staub auf wegen der Personen, die behandelt werden, und der Art und Weise, in welcher dies geschieht, denn die Welt freut sich immer, wenn über Mitmenschen lieblos und in pikanter Weise losgezogen wird. Wert hat das Buch nicht, in kurzer Zeit wird niemand mehr davon sprechen."

„Was halten Sie von den Schilderungen, die es giebt?"

„Nur eine einzige ist zutreffend und wahr," antwortete der Fürst, „das ist die des Prinzen Wilhelm. Ich schätze ihn hoch, so jung er auch noch ist. Er wird ein sehr bedeutender Mann werden und noch viel von sich reden machen. Ich habe ihn von Kindheit an im Auge behalten und finde meine Ansicht bis zur Stunde immer mehr begründet. Preußen und Deutschland darf auf ihn hoffen; er wird einer der hervorragendsten Monarchen werden und Gutes wirken. Er ist ein Charakter, ein Mann von durch und durch edler Gesinnung und bedeutenden Anlagen."

Die Stelle in dem erwähnten französischen Buche, welche den Kaiser betrifft, lautet:

„Unleugbar ist Prinz Wilhelm ein junger Mann, der eine Zukunft hat, der Geist, Verstand und Herz besitzt. Er ist der gescheiteste unter den königlichen Prinzen; dabei mutig, unternehmend, ein Hitzkopf, aber ein vortreffliches

Herz, sympathisch im höchsten Grade, hat Schwung, Feuer, Beweglichkeit im Charakter und im Geiste, schlagfertig in der Konversation, daß man schier glauben sollte, er sei kein Deutscher. Er liebt die Armee mit Begeisterung und ist seinerseits sehr beliebt in derselben. Trotz seiner Jugend hat er es verstanden, sich in allen Klassen der Gesellschaft populär zu machen; er ist wohl unterrichtet, hat viel gelesen, schmiedet Pläne für die Wohlfahrt seines Landes und hat ein merkwürdiges Verständnis für alles, was mit der Politik zusammenhängt. Er wird sicherlich ein bedeutender Mensch und wahrscheinlich ein großer Monarch. Preußen wird in ihm vielleicht seinen Friedrich II. wiederfinden, aber ohne den Skeptizismus desselben; übrigens besitzt er eine gewisse Heiterkeit des Gemüts, welche die kleinen Härten mildern wird, die ein echter Hohenzoller im Charakter hat. Er wird vorzugsweise ein persönlicher Herrscher sein, wird sich nicht führen lassen, wird ein gesundes, nüchternes Urteil haben, eine rasche Entscheidung, einen festen Willen, eine energische Aktion. Wenn er auf den Thron gelangt, wird er das Werk seines Großvaters fortsetzen und sicherlich das seines Vaters zerstören, welcher Art immer dasselbe sei. Die Feinde Deutschlands werden in ihm einen furchtbaren Gegner haben; er kann der Heinrich VI. seines Landes werden."

Eine ganz ähnliche Meinung hat auch der Fürst Bismarck von jeher über den Kaiser gehabt.

„Priams großer Heldenstamm verdirbt nicht," äußerte er sich nach dem Besuch, den der Prinz und die Prinzessin Wilhelm am 23. September 1887 in Friedrichsruh abstatteten.

Es ist auch bekannt, daß der Fürst sich privatim wiederholt darüber ausgesprochen hat, welch hohes Maß von Begabung für die Staatsgeschäfte Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser, mit der alten Hohenzollernschen Pflichttreue und Arbeitsamkeit verbinde und wie er durch rasche Auffassung und richtiges Urteil erfahrene Staatsmänner in Erstaunen setzen könne.

Einst sah der Fürst zu Friedrichsruh einige befreundete Persönlichkeiten bei sich. Das Gespräch kam auf die künftigen Aussichten des Reiches. Einer der Anwesenden konnte nur mit trüber Besorgnis in die Zukunft schauen und berief sich dabei auf das hohe Alter Kaiser Wilhelms, die schwere und doch wahrscheinlich tödliche Krankheit des Kronprinzen und die Jugend des Prinzen Wilhelm, welcher eine schwierigere Stellung zu den Bundesfürsten, als sein Großvater und sein Vater mit ihrem Ruhm und ihrem Ansehen aus der Zeit der großen Waffenbrüderschaft haben würde, und dem obendrein im natürlichen Lauf der Dinge die außerordentliche Kraft eines Bismarck als Berater fehlen werde. Dieser Schwarzseherei trat der Fürst mit Lebhaftigkeit entgegen; er müsse sagen, daß er viel zuversichtlicher in die Zukunft blicke. Das Reich sei doch viel fester gegründet, und die Bundesfürsten verdienten ein solches Mißtrauen in ihre Einsicht keineswegs; er glaube, daß sie zu dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm mit derselben Treue halten würden, wie zum alten Kaiser Wilhelm. Was aber den jungen Kaiser und seinen Kanzler betreffe, so sei es freilich richtig, daß er, der gegenwärtige Kanzler, bei hohen Jahren sei, und es stehe in Gottes Hand, wie lange seine Kräfte für den

Dienst des jungen Herrn noch ausreichen würden; allein wie er den Prinzen Wilhelm kenne, hege er wohl die Hoffnung, daß dieser dereinst dem Reiche Kaiser und Kanzler in einer Person sein werde.

* * *

Nach Beendigung der Herbstmanöver 1888 begab sich der Kaiser auf Reisen, um den süddeutschen Bundesfürsten, dem österreichischen Hofe und sodann der italienischen Königsfamilie seinen Besuch abzustatten.

Gab Kaiser Wilhelm II. durch seine Reise an den Wiener Hof dem festen Entschlusse vor aller Welt Ausdruck, das Bündnis mit Österreich-Ungarn hochzuhalten, so erfüllte er durch seine Fahrt nach Rom ein gleiches Gelübde gegenüber Italien.

Zum erstenmal hielt ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern als deutscher Kaiser seinen Einzug in der Hauptstadt Italiens, dessen Monarch, durch Bande sowohl persönlicher Freundschaft, wie gemeinsamer Politik mit den beiden Vorgängern seines hohen Gastes eng verbunden, dieselben Gesinnungen dem Enkel Kaiser Wilhelms I., dem Sohne Kaiser Friedrichs III., in treuer Bundesgenossenschaft entgegenbrachte.

Eine leitende italienische Zeitung, die „Riforma", brachte über des Kaisers Besuch den folgenden Artikel:

„Die Reise Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. nach Rom ist nicht allein für die italienische Politik ein Erfolg, weil sie beweist, in welcher Wertschätzung Italien und sein König bei dem mächtigsten Herrscher Europas stehen, sondern sie ist ein glänzender Sieg der Zivilisation und der Freiheit.

In der That, wer sich erinnert, in welchem Gewande einst die deutschen Kaiser nach Italien hinabstiegen, und nunmehr sieht, in welcher Eigenschaft Wilhelm II. hierher kommt, wird mit freudigem Herzen erkennen, welchen Weg die beiden Länder, die beiden Völker durchlaufen haben und wie verschieden im Vergleich zu damals die Stellung ihrer Herrscher in der Welt ist.

Italien war damals der Schauplatz Jahrhunderte langer Kämpfe zwischen dem Kaiserreich und dem Papsttum. Beide Institutionen, von denen eine jede sich auf eine Gewalt stützte, welche in Italien nicht zu Recht bestand, kämpften im Streite über die Herrschaft in Italien, um die Herrschaft über die Welt.

Zurückgeführt auf seine alleinige Mission, für die es geschaffen wurde, ist heute das Papsttum gegen materielle Bedrückungen geschützt. Dank jenem Italien, dessen treuer, gewogener und beständiger Verbündeter heute das Kaiserreich ist, nicht durch die Macht der Tradition, aber erneut durch den Willen des Volkes, durch die Kraft einer Dynastie und durch die ungewöhnliche Fähigkeit seiner Werkzeuge. Italien ist nicht mehr eine Ansammlung von getrennten und geknechteten Stämmen, und das Kaiserreich ist nicht mehr ein traditionelles politisches Symbol ohne Solidität, ohne Beständigkeit, ohne Grundlage, ohne Mission.

Italien, unabhängig, frei und einig, vertritt in der Welt auf politischem Gebiete und auf dem Gebiete der Moral die höchsten Prinzipien der modernen Civilisation. Diese repräsentiert auch das Kaiserreich, und in der Gleichheit der Ziele, welche beide Länder mit verschiedenen Mitteln, entsprechend der Verschiedenheit ihrer Lage, sich ge-

steckt haben, in dem gleichen Erfolge, welcher ihre Anstrengungen krönte, und in dem gemeinsamen Interesse, diesen Erfolg nicht in Frage zu stellen — in diesen Umständen liegt der erste Grund zu einer Allianz, welche nachher durch die freudigsten, wie traurigsten Ereignisse, durch die herzliche Freundschaft und natürlichen Sympathieen ihrer Fürsten, durch einen gegenseitigen Austausch ihrer Produkte, der Werke ihrer nationalen Geister, durch die Geschicklichkeit der politischen Männer, zu der festesten und der intimsten geworden ist, die besteht oder je bestanden hat.

Der Besuch Wilhelms II. beim König Humbert in Rom, welcher nach den Besuchen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Besuch Wilhelms I. bei Viktor Emanuel in Mailand ergänzt, tritt daher aus dem Rahmen der die beiden Staaten ausschließlich interessierenden Politik heraus und nimmt gegenüber ganz Europa, gegenüber der ganzen Welt eine große Bedeutung an.

Er sei daher willkommen, der junge Herrscher, welcher mit seinen ersten Worten bereits bewies, daß er von Italien und der Rolle, welche es an der Seite Deutschlands darzustellen bestimmt ist, eine so richtige Vorstellung hat, und welcher mit seinen ersten Handlungen dies auch praktisch zeigen will; er sei daher willkommeu, der junge Herrscher, welcher uns besucht auf den Rat eines Mannes, der schon drei Generationen hindurch seinem Herrscherhause und seinem Lande dient und zu dem Ruhme, welcher beide umgiebt, zu der Größe, welche sie auszeichnet, einen so großen Teil beigetragen hat.

Wilhelm II. wird in Rom wie in ganz Italien jene

aufrichtige und beständige Liebe finden, welche gleichzeitig vom Herzen und vom Verstande kommt; von der königlichen Burg bis zur Bauernhütte, überall wird er die höchste Achtung, das ungetrübteste Vertrauen, die gewissenhafteste Sicherheit finden. Wenn Wilhelm II. sich auf dem Balkon des Quirinals zeigen und seinen Blick umherschweifen lassen wird, wird er fühlen, daß es nunmehr in Italien eine Größe giebt, welche jene der prachtvollen Kuppeln und der herrlichen, von der Kunst errichteten Gebäude überragt; die Größe einer Nation, welche, einig und einträchtig, von ihrem König herab bis zum letzten ihrer Bürger lebt und arbeitet für die Wohlthaten der Zivilisation."

Aus dem Aufenthalte des Kaisers in Rom traten vier Momente besonders hervor: der Besuch des Monarchen und des Prinzen Heinrich im Vatikan am 12. Oktober, das Galadiner im Quirinal mit den Trinksprüchen der beiden verbündeten Monarchen, die Truppen- und Flottenrevue und die Niederlegung eines Kranzes durch den Kaiser und seinen Bruder im Pantheon am Sarge Viktor Emanuels.

Der Besuch beim Papst Leo XIII. war ein Ereignis von großer Bedeutung. Man erhoffte von demselben die Beilegung aller Zwistigkeiten, die so lange das Verhältnis zwischen der deutschen Staatsleitung und dem Oberhaupte der katholischen Christenheit getrübt hatten.

Dabei trug sich ein Zwischenfall zu, der hier Erwähnung finden mag. Es war bestimmt worden, daß Prinz Heinrich 40 Minuten nach der Abfahrt des Kaisers vom Palazzo Capranico ebenfalls von dort nach dem Vatikan

abfahren solle, so daß also die Unterredung zwischen Papst und Kaiser ungefähr eine Stunde gedauert haben würde, bevor der Prinz eintrat. Mit seinen beiden Adjutanten allein gelassen, wurden dem Prinzen aber diese 40 Minuten etwas zu lang. So erschien er denn, als der Papst und der Kaiser kaum eine Viertelstunde mit einander gesprochen hatten, in der Anticamera Segreta, die von dem zahlreichen beiderseitigen Gefolge gedrängt voll war. Graf Herbert Bismarck, der den Kaiser auf der Römerfahrt begleitete und sich ebenfalls hier im Vorzimmer befand, erklärte, als der päpstliche Oberstkämmerer den Prinzen noch zu warten ersuchte, eine solche Zumutung für nicht annehmbar. „Ein preußischer Prinz wartet nicht im Vorzimmer — sofort oder nie!“ So lautete sein Einwand, dessen Schärfe allerdings verletzen konnte. Der Oberstkämmerer führte den Prinzen in das an die Anticamera stoßende, unmittelbar vor dem Zimmer des Papstes gelegene Gemach und klopfte an, worauf aus dem Innern der Ruf kam: „Un moment!“ Ob der Kaiser oder der Papst dieses Wort gesprochen, ist unaufgeklärt geblieben; jedenfalls wußte der Heilige Vater, daß der Prinz jetzt da sei, und so mußte die Unterredung mit dem Kaiser abgebrochen werden.

Die Trinksprüche der beiden Monarchen bei den offiziellen Festmählern enthielten in wenigen Worten eine Zeichnung der Weltlage. Beide betonten die innige Bundesgenossenschaft, beide erklärten, daß ihre Politik der Erhaltung des europäischen Friedens gelte. Kaiser Wilhelm führte aus, daß die Allianz aus der Geschichte, den Interessen und den Gefühlen der beiden Nationen sich ergeben habe.

Der Friede Europas beruht auf der Wehrhaftigkeit des Dreibundes. Dieser Gedanke erhielt seine anschauliche und sehr natürliche Ergänzung durch die Truppenrevue am 13., der auch noch eine Flottenschau folgte.

Hatten die Besuche an den süddeutschen Höfen gleichsam einen intimen, nur die inneren Verhältnisse Deutschlands berührenden Charakter, so lagen die daran sich schließenden Reisen nach Wien und Rom auf dem Gebiete der auswärtigen Politik.

Der Umstand, daß der Kaiser zuvor den Süden Deutschlands bereiste, trug um so mehr dazu bei, ihn bei unseren Verbündeten im Auslande als den Träger jener unerschütterten Macht Deutschlands erscheinen zu lassen, welche der zuverlässige Mittelpunkt des europäischen Friedensbündnisses ist. An die Waffenübungen auf märkischem Boden hatten sich die Huldigungen gereiht, welche der deutsche Süden dem Schirmherrn und Mehrer des Reiches bereitete, und getragen von der frohen und stolzen Zuversicht und der bereitwilligen Hingebung der deutschen Stämme des Nordens wie des Südens, überschritt der Kaiser des Reiches Grenzen, um den Beherrschern von Österreich und Italien persönlich die Freundeshand zu reichen und damit den fremden Völkern die Fortsetzung eines Bündnisses zu verkünden, dessen Wert und Gewicht dieselben im Laufe der Jahre je länger je mehr erkannt hatten.

Am 21. Oktober langte der Monarch wieder in der Heimat an, um schon am Tage darauf den 30. Geburtstag seiner Gemahlin festlich zu begehen.

Am 29. Oktober begab er sich nach Hamburg, um

daselbst den Schlußstein der großartigen Bauten des neuen Freihafens zu legen. Als ihm bei seinem Abschiede aus der alten „Freien und Hansestadt“ Hamburger Damen eine Düte mit Süßigkeiten mit der Bitte überreichten, die Näschereien den kleinen Prinzen mitnehmen zu wollen, zeigte sich der Kaiser über diese gemütliche, echt deutsche Aufmerksamkeit der Hamburgerinnen sehr erfreut und bemerkte, er sei in letzter Zeit an so vielen Orten zu Gaste gewesen und so festlich aufgenommen worden, aber an seine „Jungens“ hätte man nirgends in der Weise gedacht, wie hier.

Auf der Rückfahrt stattete er dem Reichskanzler in Friedrichsruh einen freundschaftlichen Besuch ab.

Am 31. Oktober wohnte der Kaiser der Grundsteinlegung zum Gebäude des Reichsgerichts in Leipzig bei, und am 15. November empfing er gelegentlich eines Jagdausfluges nach Schlesien in Breslau eine Abordnung der königstreuen Arbeiter.

Am 22. November eröffnete er zum zweitenmale den deutschen Reichstag. In der Thronrede sprach er seine Befriedigung darüber aus, daß die Fürsten und Völker Deutschlands, wie er auf seinen letzten Reisen wieder wahrgenommen, dem Reich und seinen Einrichtungen mit rückhaltlosem Vertrauen anhängen und in ihrer Einigkeit die Bürgschaft ihrer Sicherheit finden.

„Als ein teures Vermächtnis Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters,“ so fuhr er fort, „habe Ich die Aufgabe übernommen, die von Ihm begonnene sozialpolitische Gesetzgebung fortzuführen. Ich gebe Mich der Hoffnung nicht hin, daß durch gesetzgeberische Maß-

nahmen die Not der Zeit und das menschliche Elend sich aus der Welt schaffen lassen, aber Ich erachte es doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Linderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Bethätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenden Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen ..... Unsere afrikanischen Ansiedelungen haben das deutsche Reich an der Aufgabe beteiligt, jenen Weltteil für christliche Gesittung zu gewinnen. Die uns befreundete Regierung Englands und ihr Parlament haben vor hundert Jahren schon erkannt, daß die Erfüllung dieser Aufgabe mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen hat. Ich habe deshalb eine Verständigung zunächst mit England gesucht und gefunden ... Unsere Beziehungen zu allen fremden Regierungen sind friedlich und Meine Bestrebungen unausgesetzt dahin gerichtet, den Frieden zu befestigen. Unser Bündnis mit Österreich und Italien hat keinen anderen Zweck. Die Leiden eines Krieges und selbst eines siegreichen Krieges ohne Not über Deutschland zu bringen, würde Ich mit Meinem christlichen Glauben und mit den Pflichten, die Ich als Kaiser gegen das deutsche Volk übernommen habe, nicht verträglich finden ....“

Am Jahresschluß richtete der Kaiser an den Reichskanzler Fürsten v. Bismarck das folgende Handschreiben:

„Lieber Fürst!

Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt Mich der Gedanke,

daß Sie Mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzen Herzen erflehe Ich für Sie Glück, Segen und vor allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es Mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.

Wilhelm, J. R.“

Am 27. Januar 1889, seinem Geburtstage, erließ der Kaiser einen Tagesbefehl, betreffend die Überführung der Fahnen und Standarten der in Berlin garnisonierenden Truppenteile des Gardekorps aus dem Palais Kaiser Wilhelms I. nach dem königlichen Schlosse, seiner eigenen Wohnung.

„Achtundzwanzig Jahre,“ so hieß es in diesem Befehl, „haben die glorreichen Feldzeichen in dem historischen Fahnenzimmer unter den Augen ihres königlichen Kriegsherrn gestanden, und beinahe täglich hatten dessen Blicke auf ihnen geruht. Es ist, als ob diese Fahnen und Standarten den Geist, welcher aus den milden, sorgenden Herrscheraugen sie umleuchtete, den heldenmütigen Regimentern, welche, sei es zu harter Friedensarbeit, sei es zu blutigen Kämpfen, ihnen folgten, getreu überliefert haben.

Es war der Geist, der in unermüdlicher, freudiger Pflichterfüllung in der Hingabe an diese Feldzeichen bis in den Tod die höchste Ehre des Soldaten findet, der Geist, welcher seinen großen ruhmgekrönten Kaiser bis zum letzten Atemzuge mit Liebe und Sorge für Sein Heer, für Sein Volk in Waffen erfüllte.

Der Kranz, welchen Ich in dem nunmehr vereinsamten Fahnenzimmer niedergelegt habe, muß freilich verwelken, aber unverwelklich bleiben die Lorbeeren,

mit denen die heldenmütigen Truppen der Garde, erfüllt von jenem Geiste, ihre Feldzeichen mit unsterblichen Thaten geschmückt haben.

Als unvergeßliche Erinnerung lebt in Meinem Herzen das Andenken an den Tag im Jahre 1881, an welchem Mein ehrwürdiger Herr Großvater Mir als Hauptmann im Ersten Garderegiment zu Fuß auf Meine Bitte erlaubte, die Fahnen des Gardekorps demselben zur großen Parade am Kreuzberge zuzuführen. Aber in tiefer Wehmut gedenke Ich jenes späteren Tages, an welchem Ich als Kronprinz die 2. Garde-Infanterie-Brigade am Schlosse zu Charlottenburg vorüberführte. Der Anblick ihrer glorreichen Feldzeichen verklärte die schmerzerfüllten Züge des edlen kaiserlichen Dulders mit einem letzten Aufleuchten der Freude und gab ihm die Worte ein: „So begrüße Ich nun die Truppen zum ersten Male, die Ich jetzt die Meinen nenne."

Gottes Ratschluß hat es nicht gewollt, daß der Feldherr, welcher diese Feldzeichen zu glorreichem Siege führte, sie als königlicher Kriegsherr begrüßen und der Welt zeigen konnte, daß der hochherzige Sohn des großen Kaisers für sein Heer, wie für sein Volk im Geiste seines Vaters sorgen und arbeiten würde.

Zum letztenmale haben nun die lorbeergeschmückten Feldzeichen das Palais unseres großen, unvergeßlichen Kaisers verlassen und sind noch einmal von dort an dem historischen Eckzimmer, aus dessen Fenstern das aufmerksame, scharf blickende Auge ihres kaiserlichen Kriegsherrn ihr Geleite musterte, vorübergeführt worden; vorüber an dem Palais des Kaisers Friedrich, welcher als Kronprinz gleichfalls den vorbeiziehenden Truppen die teilnehmendste Aufmerksamkeit schenkte,

vorüber an der Ruhmeshalle, zu deren Reichtum an Trophäen ihre tapferen Regimenter so Großes beigetragen haben, nach dem Schlosse Meiner Vorfahren, dem ehrwürdigen Zeugen der glorreichen Bahn, auf welcher Mein Haus in Jahrhunderten Brandenburg-Preußen vom Kurfürstentum zur deutschen Kaiserkrone in hoher Weisheit, in unermüdlicher Arbeit und mit Thaten blendenden Ruhmes geführt hat.

Ich bin überzeugt, daß die Feldzeichen des Gardekorps auch in der neuen Umgebung, in welcher sie von nun an bereit gehalten werden, für alle Zeiten ein Wahrzeichen des alten Ruhmes bleiben werden."

* * *

Tief durchdrungen von der hohen Bedeutung einer starken Seemacht für das deutsche Reich, wendet der Kaiser seiner Marine die größte Aufmerksamkeit und andauerndste Fürsorge zu.

In der öffentlichen Meinung, in den Verhandlungen des Reichstages, in der Presse aber begegnen die auf Vermehrung der Flotten gerichteten Bestrebungen der kaiserlichen Regierung mit wenigen Ausnahmen der immer wiederholten Behauptung, wir brauchten nur eine Küstenschutzflotte.

Man soll freilich das Zunächstliegende nicht aus den Augen verlieren, aber ebensowenig soll man auf die Erreichung des höchsten Zieles von Anfang an und grundsätzlich verzichten. Dem Feinde auf hoher See die Spitze zu bieten, darin besteht das Ziel, das Kaiser Wilhelm II. der deutschen Flotte gesetzt hat, und unsere Zeit hat so große Dinge werden sehen, daß wir an der Erreichung auch dieses Zieles nicht verzweifeln wollen.

Gegen Ende des Monats März lief im Vaterlande die Nachricht von einem Unglück ein, von dem drei unserer Kriegsschiffe im Großen Ocean betroffen worden waren. Ein furchtbarer Orkan war über die Insel Samoa hingebraust und hatte die im Hafen von Apia liegenden Schiffe, deren Bemannung erst im Dezember zuvor einen gegen die deutsche Niederlassung gerichteten Aufstand in heißem Gefecht glücklich gedämpft hatte, teils vernichtet, teils schwer beschädigt.

„Nach telegraphischer Meldung des ältesten Offiziers der australischen Station," so berichtete der Reichsanzeiger unterm 30. März 1889, „sind in einem Orkan am 16. März S. M. Kreuzer „Adler" und S. M. Kanonenboot „Eber" in Apia gestrandet. S. M. Korvette „Olga" ist ebendaselbst auf den Strand gelaufen und wird vielleicht wieder abgebracht werden können. Von S. M. Kanonenboot „Eber" sind ertrunken: Kapitän-Lieutenant Wallis, Lieutenants zur See Eckardt, von Ernsthausen, Assistenzarzt I. Klasse Dr. Machenhauer, Unterzahlmeister Kunze und die ganze Mannschaft bis auf neun Mann. Von S. M. Kreuzer „Adler" sind 20 Mann ertrunken. S. M. Korvette „Olga" hat keine Verluste gehabt."

Der Kaiser empfand das Unglück, welches im ganzen Reiche Trauer erweckte, auf das schmerzlichste. Am Morgen der Schreckensbotschaft empfing er den Grafen Moltke, den Kriegsminister und andere hohe Persönlichkeiten, denen gegenüber er seine tiefe Betrübnis über das Ereignis aussprach.

Am 2. April richtete er die folgende Ordre an den kommandierenden Admiral v. d. Goltz:

„Ein verheerender Orkan hat Meinen bei den Samoa-Inseln stationierten Schiffen und Fahrzeugen schwere Verluste zugefügt. Der Kreuzer „Adler“ und das Kanonenboot „Eber“ sind mit Teilen ihrer Besatzungen gesunken, die Korvette „Olga“ ist auf Strand geraten und hat schwere Beschädigungen erlitten. Mit Meiner Marine beklage Ich den durch die unerforschliche Fügung Gottes über dieselbe verhängten Verlust tief. Es bewegt mich um so schmerzlicher, als Ich aus den Vorgängen bei Apia am 18. Dezember v. Js. weiß, daß Ich brave, unerschrockene Männer verloren habe, welche ihr Leben in treuer Pflichterfüllung für Kaiser und Reich voll eingesetzt hatten. So erschütternd aber auch die Folgen des alles verheerenden und vernichtenden Orkans gewesen sind, so erwarte Ich von meiner Marine, daß sie durch solche Unglücksfälle sich nicht an dem Vertrauen zu ihrer gedeihlichen Entwickelung wird erschüttern lassen. Möge das Beispiel der für ihren Kaiser und das Vaterland bis zum letzten Augenblick treu ihre Pflicht erfüllenden Dahingeschiedenen Meiner Marine für alle Zeiten zum Nacheifern vorleuchten, und sie dadurch befähigen, ihre vielfachen Aufgaben zum Heile und zur Erhöhung des Ruhmes des Vaterlandes mit dem Geiste der Hingabe und Treue, der sie so hoch auszeichnet, auch ferner zu erfüllen. Sie haben diesen Meinen Erlaß zur Kenntnis der Marine zu bringen.“

In demselben Monate reiste der Kaiser nach Wilhelmshaven, wo er an Bord der nach den Samoa-Inseln bestimmten Kreuzerkorvette „Alexandrine“ bis auf die Höhe von Wangeroog fuhr. Da er das um dieselbe Zeit er-

wartete vom Mittelmeer zurückkehrende Schulgeschwader, aus den Schiffen „Stosch,“ „Gneisenau“, „Moltke“ und „Charlotte“ bestehend, nicht antraf, so kehrte er auf dem Aviso „Greif“ nach Wilhelmshaven zurück, um an dem im Marinekasino veranstalteten Festmahl teilzunehmen.

Auf den Trinkspruch des Admirals v. d. Goltz erwiderte er:

„Die Worte, welche der kommandierende Admiral gesprochen, haben Mich tief gerührt, und danke Ich Ihnen Allen für die Gefühle, deren Ausdruck diese Worte waren, auf das wärmste. Zwei Gründe veranlaßten Mich, zu Ihnen zu eilen. Erstens, um der Korvette, die Ich einst noch im Allerhöchsten Auftrag Meines hochseligen Herrn Großvaters taufte, das Abschiedsgeleit zu geben. Sie trägt den Namen der Lieblingsschwester unseres unvergeßlichen Dahingeschiedenen, des einzigen noch lebenden Gliedes aus Kaiser Wilhelms Generation. Möge die Korvette dem hohen Namen, den sie tragen darf, Ehre einlegen und Gott seine schützende Hand stets über ihr halten. Zweitens aber drängte es Mich, mit Ihnen gemeinschaftlich der tapferen Männer zu gedenken, die ein so jäher Tod in Samoa uns entriß. Geteiltes Leid ist halbes Leid! Wackere Männer waren es, und gewiß Manchem von Ihnen gute Freunde und Kameraden; daß sie tapfer waren, hatten sie wenige Monden vorher bewiesen! Doch nicht in eitlen Klagen wollen wir uns um sie ergehen! Nein! als Vorbild sollen sie uns dienen! Nachdem sie siegreich gegen Menschenhand gefochten, fanden sie in mutigem Kampf gegen die entfesselten Elemente ihren rühmlichen Tod. Gott hat es also gewollt! Auch so starben sie den Tod für Kaiser und Reich! Hier muß Ich an ein schönes

Dichterwort denken, das Manchem unter Ihnen bekannt sein wird. Als der Admiral Medina Sidonia gebeugten Hauptes dem König von Spanien meldet, daß seine gewaltige Armada vernichtet sei, beruhigt ihn der König und sagt: „Gott ist über mir! Gegen Menschen sandte ich euch aus, nicht gegen Wellen und Klippen!“ So ist es auch hier! Möge einem Jeden von Ihnen, der Kommandant ist, oder es noch werden wird, das stets gegenwärtig sein: der Kommandant, welcher rühmlich im Kampf mit den Elementen durch Gottes Fügung sein Schiff verliert, oder mit ihm untergeht, stirbt in Meinen Augen gerade eben solchen Heldentod für das Vaterland, als der Kommandant, der, seinem Regiment voran, im Sturm auf die feindliche Stellung, den Degen in der Faust, fällt. Nicht ertrunken sind unsere Kameraden in Samoa, oder auf der „Augusta“, sondern gefallen, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllend.

Nun, meine Herren Kameraden, möge dieses Beispiel, welches jene braven Männer uns gegeben, uns Allen jederzeit voranleuchten und zum Nacheifern anspornen, und möge der Geist der Hingebung, Disziplin und des todesmutigen Ausharrens, der Meine Marine von jeher ausgezeichnet, sich stets in ihr auch ferner erhalten, und in diesem Sinne ergreife Ich Mein Glas und rufe: Die deutsche Marine, vor allem ihr braves Offizierkorps, Hurra!“

Kurz zuvor, am 12. März 1889, war eine Anordnung zur Bildung eines zweiten Seebataillons und einer Inspektion der Marine-Infanterie ergangen.

Der Chef der Admiralität, Vizeadmiral Graf v. Monts, war am 19. Januar gestorben. Bei der Wiederbesetzung der Stelle trat die vom Reichstag genehmigte Trennung

derselben in zwei gesonderte Ämter ein. Am 30. März wurde Vizeadmiral Freiherr v. d. Goltz zum kommandierenden Admiral, Kontreadmiral Häusner zum Staatssekretär im Reichs-Marineamt ernannt. Letzterer mußte jedoch schon im nächsten Jahre wegen körperlicher Leiden von seinem Amte zurücktreten, worauf Kontreadmiral Hollmann in die Stelle einrückte.

Das Oberkommando der Marine wurde demnach eine unter dem Admiral stehende selbständige Behörde, abgezweigt von der Marineverwaltung, die unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers von dem Staatssekretär mit den Befugnissen einer obersten Reichsbehörde geführt wird....

Der 8. April brachte einen Wechsel in der obersten Leitung des preußischen Kriegsministeriums. Der Generallieutenant Bronsart v. Schellendorff wurde auf sein Ansuchen seines Postens als Kriegsminister enthoben und der General der Infanterie v. Verdy du Vernois, bis dahin Gouverneur von Straßburg, trat an seine Stelle.

General Bronsart v. Schellendorff war während des Feldzuges 1870—71 als Oberstlieutenant und Abteilungschef im Großen Generalstab im Hauptquartier des Königs beschäftigt, auch bei der Kapitulation der Festung Sedan mit thätig gewesen, und zwar hier als Parlamentär. Als er mit verbundenen Augen in die Festung geführt wurde, hörte er in den Straßen deutsche Laute, die von elsässischen Soldaten herrührten. „Guten Tag, Kamerad!“ rief man ihm zu. „Bald werden wir eins sein; der Frieden wird kommen.“ Man hatte im deutschen Hauptquartier keine Ahnung davon, daß der Kaiser Napoleon in Sedan sei. Man führte den Parlamentär in ein Zimmer und nahm

ihm die Binde ab. Als er hier immer von einem „Empereur“ reden hörte, fragte er, seltsame und unerwartete Ereignisse ahnend, die im Zimmer anwesenden Herren: „Ist denn der Kaiser hier?“ „Ja wohl,“ wurde ihm geantwortet, „il est dans la chambre là!“ Bald geleitete man ihn in jenes Zimmer, und da saß er nun, aschgrau und fahl, ein gebrochener Mann, der ehemals so mächtige Kaiser, zusammengebrochen in einem Sessel. „Ich muß Ihrem Könige meinen Degen geben!“ sagte er zu Bronsart. — Moltke aber verlangte, der Kaiser solle selber kommen. Man war danach im französischen Lager in nicht geringer Sorge, ob man Napoleon ungefährdet aus der Festung bringen könne. Man befürchtete eine Revolte und war der Haltung der Mannschaften durchaus nicht sicher. Die Machthaber fürchteten sich vor ihren eigenen Soldaten ....

Das Verdienst des Kriegsministers Bronsart v. Schellendorff war die Überleitung der Armee aus den ruhigen letzten Regierungsjahren des alten Kaisers Wilhelm in die Reformperiode, die unmittelbar darauf folgte. Ihm, das heißt seiner Initiative und Mitwirkung, verdankt die Armee die neue Felddienstordnung von 1887, die Einsetzung und Zusammensetzung der Kommission für Neubearbeitung des Infanterie-Exerzier-Reglements, sowie die schleunige und treffliche Erledigung dieser Aufgabe. Jenem folgte das Reglement für die Feldartillerie und, am letzten Tage seiner Amtsführung als Kriegsminister, am 31. März 1889, die von ihm gegengezeichnete Kabinetsordre über den Gang der Ausbildung der Truppen, die das Praktische und Kriegsmäßige in den Vordergrund rückte.

Als Motiv für seinen Rücktritt wurde angegeben, es

habe sich um eine bedeutende Vermehrung der Feldartillerie gehandelt; er selbst wäre, entgegen den anderen maßgebenden Stimmen in der Armee, diesem Schritte nicht geneigt gewesen, da er die starke Artillerie als ein Hindernis für die Feldarmee gefürchtet hätte. Er habe seine Stellung verlassen, da seine Ansicht nicht durchgedrungen sei.

Sein Nachfolger, General Verdy du Vernois, 1832 in Schlesien geboren, hatte den deutsch-französischen Krieg gleichfalls als Abteilungschef im Großen Generalstabe mitgemacht und den bedeutendsten Entscheidungsschlachten beigewohnt. Kurz nach Beendigung des Krieges zum Oberst befördert, sah ihn das folgende Jahr als Chef des Generalstabes des 1. Armeekorps. Im Jahre 1879 als Generalmajor zum Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt, vertrat er mit großem Glück und sicherer Gewandtheit, so beispielsweise 1880 bei dem Septennatsgesetz, das Kriegsministerium im Reichstage und erwarb sich hierbei die Sympathieen aller Parteien.

Verdy gilt als einer der tüchtigsten Strategen und gediegensten Militärschriftsteller; seine Werke über Truppenführung, seine Studien über Kavallerieübungsreisen, seine Beiträge zum Kriegsspiel u. s. w. sind von weitgehendem Einfluß gewesen. In Offizierkreisen kannte man ihn als Gegner von mancherlei Anschauungen seines Vorgängers, namentlich sollte er einer anderen Auffassung der Taktik und Truppenausbildung zuneigen, nicht minder einer umfassenderen Berücksichtigung der Artillerie in entscheidenden Fällen.

Er führte die geplanten Maßregeln im großen Stile

durch, um hinterher seinerseits den Meinungsverschiedenheiten in den höchsten Kreisen der Armee das Portefeuille zu opfern. Sein Nachfolger wurde der General v. Kaltenborn-Stachau.

Der häufige Wechsel im Kriegsministerium in den letzten Jahren beweist, welche weitgreifenden und dem Gegensatze der fachmännischen Kreise unter einander leicht ausgesetzten Reformen die deutsche Militärverwaltung beschäftigen. Der Ernst der Zeit spiegelte sich in diesen Reformen, wie im Wechsel der Kriegsminister ....

Die Feier des zweihundertjährigen Bestehens des 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiments No. 2 rief den Kaiser am 24. April nach der alten Markgrafenstadt Schwedt an der Oder. In den folgenden Tagen führte der Großherzog von Sachsen-Weimar den Monarchen zu einem Ausfluge in die Jagdreviere des Thüringer Waldes, wobei auch Eisenach und die Wartburg besucht wurden.

In Berlin hatte sich inzwischen eine Ausstellung für Unfallverhütung vorbereitet, die der Kaiser, um öffentlich zu bekunden, wie sehr ihm alle diejenigen Bestrebungen am Herzen liegen, welche auf die Hebung und Besserung der Lage der arbeitenden Klassen gerichtet sind, am 30. April in Anwesenheit der Kaiserin mit einer seiner schönen, sachgemäßen und zu Herzen gehenden Reden eröffnete.

Am 14. Mai, nach einem Besuch in Kiel zur Teilnahme an den Feierlichkeiten der Taufe des Erstgeborenen des Prinzen Heinrich und zur Besichtigung der Arbeiten am Nord-Ostsee-Kanal, empfing er eine Deputation der im Ausstand befindlichen Bergarbeiter aus dem Ruhr-Kohlengebiet. Die Audienz fand im Fahnensaale des Schlosses

zu Berlin statt. Der Wortführer der Deputation, Bergmann Schröder, dankte für die Gewährung der Audienz, überbrachte die Grüße der Knappenvereine und bat um das Wohlwollen des Landesherrn für die Wünsche der bedrängten Arbeiter.

Der Kaiser antwortete:

„Jeder Unterthan, wenn er einen Wunsch oder eine Bitte vorträgt, hat selbstverständlich das Ohr seines Kaisers."

Auf die Frage, welche Forderungen von den Arbeitern erhoben würden, erklärte der Wortführer:

„Wir fordern, was wir von unsern Vätern ererbt haben, nämlich die achtstündige Schicht (Arbeitszeit). Auf die Lohnerhöhung legen wir nicht so hohen Wert. Die Arbeitgeber müßten mit uns in Unterhandlung treten; wir sind nicht starrköpfig. Sprächen Eure Majestät nur ein Wort, so würde alles sich gleich ändern und manche Thräne würde getrocknet werden."

Der Kaiser versprach die eingehendste Prüfung der Sache.

„Aber," fuhr er fort, „ihr habt euch selbst ins Unrecht gesetzt; eure Bewegung verstößt gegen das Gesetz, und wäre es auch nur, weil ihr vor dem Strike die vierzehntägige Kündigungsfrist nicht eingehalten habt. Ihr habt also euren Kontrakt gebrochen. Selbstverständlich hat diese Vertragsverletzung eure Arbeitgeber empört und sie geschädigt. Außerdem sind Arbeiter, die nicht mit zu striken wünschten, durch Drohungen und Gewalt an der Arbeit verhindert worden."

Als am 16. Mai auch die Grubenbesitzer sich zu einer

Audienz einsandten, stellte der Kaiser dieselben noch strenger zur Rede.

„Ich möchte Sie bitten," sagte er, „sich vor allen Dingen immer vor Augen zu halten, daß diejenigen Gesellschaften, welche einen großen Teil Meiner Unterthanen beschäftigen und bei sich arbeiten lassen, auch eine Pflicht dem Staat und den beteiligten Gemeinden gegenüber haben, für das Wohl der Arbeiter nach besten Kräften zu sorgen und vor allen Dingen dem vorzubeugen, daß die Bevölkerung einer ganzen Provinz wiederum in solche Schwierigkeiten verwickelt werde.... Bemühen Sie sich, Ihren Arbeitern Gelegenheit zu geben, ihren Beschwerden in geordneter Weise Ausdruck zu verleihen.... Es ist ja natürlich und menschlich, daß jeder sich selbst zu verbessern sucht. Die Arbeiter lesen auch Zeitungen und wissen, wieviel die betreffenden Gesellschaften aus ihrer Hände Arbeit profitieren. Es liegt auf der Hand, daß sie auch an dem Gewinn teilzunehmen wünschen."

Schon in den nächsten Tagen ging ein Regierungskommissär nach den unruhigen Grubengebieten ab, um die Ursachen der Unzufriedenheit an Ort und Stelle zu prüfen und Abhilfe anzubahnen.

Am 21. Mai begann für das kaiserliche Haus und die Reichshauptstadt eine festreiche Zeit. König Humbert von Italien, sein Thronfolger, der Prinz von Neapel, und der Ministerpräsident Crispi stellten sich ein, um des Kaisers vorjährigen Besuch in Rom zu erwidern. Die Aufnahme der Gäste von Seiten des Hofes und der Stadt Berlin war eine herzliche und überaus glänzende; sie bewies aufs neue die feste Freundschaft, welche die verbündeten Reiche um-

schlingt. Am 26. kehrten König Humbert und sein Gefolge, voll von den angenehmsten Eindrücken, in seine südliche Heimat zurück.

In diese Zeit fällt auch eine unerfreuliche Angelegenheit, die nur kurz berührt werden soll.

In der „Deutschen Rundschau“ erschien eine Veröffentlichung des Tagebuchs des verstorbenen Kaisers Friedrich III., die allgemein das größte und peinlichste Aufsehen erregte. Der indiskrete Herausgeber der privaten Aufzeichnungen war ein hamburger Diplomat und ehemaliger Professor an der Straßburger Universität, Dr. Geffken, ein Mann, der sich der rückhaltlosesten Gunst des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu erfreuen gehabt hatte und der nun das Andenken seines Protektors taktlos verunglimpfte.

Der Grund dieser Handlungsweise Geffkens war dessen Haß gegen den Reichskanzler Fürsten v. Bismarck, dessen Politik von dem Kronprinzen gemißbilligt und daher in den Aufzeichnungen abfällig kritisiert worden war.

War die Publikation des Tagebuchs außerdem darauf berechnet, den verstorbenen Kaiser auf Kosten Wilhelms I. und Bismarcks zu erheben, so trat durch den gegen Geffken eingeleiteten Prozeß die umgekehrte Wirkung ein: die Bekanntmachung des Tagebuchs schlug zum Schaden des Ansehens Friedrichs III. aus.

Daß Fürst v. Bismarck zu einer Publikation nicht schweigen würde, welche, wenn sie unwidersprochen blieb, nur zu leicht das 1870/71 und in einer konsequenten siebzehnjährigen Fortführung der damals begonnenen inneren deutschen Politik glücklich hergestellte und befestigte Ver-

trauen aller Bundesstaaten und aller Bundesfürsten zum Reich stören und den Keim inneren Unfriedens säen, auch die Wirkungen des schwer hergestellten staatskirchlichen Friedens gefährden konnte, war vorauszusehen. Ebenso, daß gegen die gefährdeten Interessen des Reiches alle anderen Rücksichten zurücktreten mußten. Salus publica suprema lex war stets der leitende Grundsatz des großen Kanzlers gewesen. Seine persönlichen Interessen hätten ihm geboten, an einer Veröffentlichung, durch welche seine eigene staatsmännische Größe im Vergleich mit der Auffassung des Helden derselben sich in so hellem Lichte zeigte, nicht zu rühren.

Die an diese Angelegenheit sich knüpfenden Vorgänge erweckten eine trübe Erinnerung an die englischen Einflüsse, die von jeher den Kronprinzen Friedrich Wilhelm beherrschten, und bezeugten zugleich die entschiedene Verurteilung, welche sie an anderen Stellen fanden. In der ersten Urkunde, mit der der Prozeß Geffken begann, in dem Immediatbericht des Fürsten v. Bismarck, findet sich u. a. ein Passus, der nirgends ohne tiefen Eindruck bleiben konnte, der geradezu erschütternd wirkte, nämlich die Andeutung, daß der Reichskanzler in Versailles nicht die Erlaubnis des Königs besaß, über innere Fragen der Politik mit dem Kronprinzen zu sprechen, weil Se. Majestät indiskrete Mitteilungen von seiten des letzteren an den von französischen Sympathieen erfüllten englischen Hof fürchtete. Um ein Mißverständnis dieser Worte zu verhindern, bemerkte die „Post“ noch, es sei bekannt, daß schon Jahre zuvor dasselbe Verhalten gegen den Kronprinzen nötig gewesen sei.

Kaiser Wilhelm II. hat jene Andeutung unbeanstandet gelassen.

Es war in dem Aktenstück nicht von der englischen Regierung die Rede, die während des französischen Krieges den Gegner Deutschlands in dem gerechtesten Kriege, den dieses geführt hat, öffentlich und heimlich unterstützte, sondern vom englischen Hofe, von den Verwandten des preußischen Kronprinzen und der Kronprinzessin ....

Wir wenden uns nun einem freundlicheren Bilde zu. Um die Kaiserin Auguste Viktoria bewegt sich ein großer Kreis von Verwandten, zunächst aus ihrem eigenen Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, die zwar nur zum Teil in Berlin oder Potsdam ansässig sind, aber häufig am Hofe erscheinen. Ihr jüngerer Bruder, Herzog Ernst Günther, steht im Leib-Gardehusarenregiment in Potsdam. Ihre Schwester, Karoline Mathilde, ist seit 1885 vermählt mit dem Prinzen Friedrich Ferdinand, jetzigen Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg; die Schwester Luise Sophie ist seit dem 24. Juni 1889 mit dem Prinzen Friedrich Leopold vermählt, die jüngste Schwester, Feodora, 1874 geboren, ist noch ledig.

Prinz Friedrich Leopold ist der am 14. November 1865 geborene Sohn des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl und der noch lebenden Prinzessin Marie von Anhalt. Er hat in Bonn studiert und wurde am 14. November 1875 als Sekondelieutenant des 1. Garderegiments in die Armee aufgenommen. Nach geschehener Aufnahme fuhr Prinz Friedrich Karl mit ihm zu den Feldmarschällen Graf Wrangel, Graf Moltke und Freiherrn v. Manteuffel, sowie zum Kriegsminister v. Kameke, um denselben den

jüngsten Lieutenant vorzustellen. Am 29. Oktober 1886 trat Prinz Friedrich Leopold eine Reise nach Indien an. Er ist jetzt Major im Regiment Gardes du Korps.

Die Vermählung des Prinzen mit der am 8. April 1866 geborenen Prinzessin Luise Sophie wurde mit all dem feierlichen Pomp begangen, den das preußische Königtum bei solchen Gelegenheiten zu entfalten pflegt. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich auch die Könige von Sachsen und Griechenland.

Der herkömmliche Gang der Hochzeitszeremonien ist bereits bei früherer Veranlassung geschildert worden, wir beschränken uns daher auf eine Beschreibung des am Schlusse der Feierlichkeiten im Weißen Saale nach altem Brauche aufgeführten Fackeltanzes.

Die Defiliercour und die Zeremonientafel waren beendet. Der Kaiser, der dem Prinzen zu Ehren den Galarock der Gardes du Korps angelegt hatte, erteilte dem Obermarschall, Fürsten von Pleß, ein Zeichen zum Beginn des Fackeltanzes. Während von der Musiktribüne her die Klänge des Festmarsches ertönten, schritten von der Bildergalerie her, paarweise und große weiße Wachsfackeln mit silbernen Handgriffen tragend, die zu dem historischen Tanz geladenen zwölf Staatsminister in den Saal, und zwar die jüngsten voran.

Es ging der Kriegsminister Verdy du Vernois mit dem Justizminister Dr. v. Schelling, Minister Herrfurth mit dem Hausminister v. Wedell, Herr v. Scholz mit Dr. v. Goßler, Dr. v. Friedberg mit Freiherrn Dr. Lucius von Ballhausen, Herr v. Puttkamer mit Herrn v. Maybach, Graf zu Eulenburg mit Herrn v. Bötticher. Den Ministern

schritt der Fürst v. Pleß mit dem großen Marschallstabe voran.

Das erste Paar, welches hinter den Ministern im Kreise einherschritt, waren die Neuvermählten. Nachdem es seinen einmaligen Rundgang gemacht, näherte sich die Prinzessin dem Kaiser, um denselben durch eine Verbeugung zum Tanze und zu einem neuen Rundgang nach den Klängen des Meyerbeerschen Fackeltanzes aufzufordern. Darauf forderte der Prinz durch eine Verbeugung die Kaiserin zu einem gleichen Rundgang auf. In derselben Weise erging die Aufforderung der Braut an den König von Sachsen und den König von Griechenland. So ging es weiter doch schritt von nun ab die Prinzessin immer mit je zwei Prinzen und der Prinz Leopold mit je zwei Prinzessinnen, so daß jeder Prinz und jede Prinzessin Gelegenheit fand, den Rundgang hinter den fackeltragenden Ministern mitzumachen. Endlich war diese Pflicht des jungen Paares erledigt. Die Minister lenkten wieder in die Bildergalerie ein und übergaben die Fackeln den Pagen, die nun den Herrschaften bis zu den Gemächern der Neuvermählten voranleuchteten.

Der Fackeltanz, über dessen Ursprung G. von Raumer im Jahre 1854 eine als Manuskript gedruckte Abhandlung geschrieben hat, stammt am preußischen Hofe, wenn nicht aus weit früherer Zeit, doch zweifellos aus dem Ende des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts, aus der Zeit der Vermählung des Kurfürsten Joachim Friedrich oder Johann Sigismund, und ist durch herzoglich preußische Prinzessinnen von Clevescher Herkunft, also von dem am herzoglich Cleveschen Hofe üblichen Gebrauch, auf

unseren Hof übertragen worden. Das äußerst seltene, mit instruktiven Kupfern ausgestattete Buch, die jülichsche Hochzeit der vielbekannten Jakobäa, geborenen Markgräfin von Baden, mit dem Herzog Wilhelm V. von Jülich-Cleve-Berg schildernd, gedruckt im Jahre 1587, erzählt uns den Hergang eines Fackeltanzes, wobei dem Brautpaar vier der vornehmsten Hof- und Staatsdiener, geführt von dem Wild- und Rheingrafen Otto, mit Fackeln in den Händen, vorschritten und sechs andere in gleicher Weise nachfolgten. Es war kein Tanz, vielmehr ein Marsch, eine allegorische Darstellung, den Austritt der Braut aus ihrem Familienkreise und ihre Aufnahme in das Haus, in welches sie durch den geschlossenen Ehebund eingetreten war, bezeichnend ....

Seit der König von Preußen auch die deutsche Kaiserkrone trägt, haben sich die Repräsentationskosten des Hofes vermehrt. Dafür erhält der Kaiser keine Entschädigung. Er hat diese Kosten zu bestreiten aus den Bezügen, die ihm als König von Preußen zustehen, oder aber aus seinem Privatvermögen.

Der Kaiser bezieht ein Einkommen nur als König von Preußen. Zwar bewilligt der Reichstag alljährlich eine Summe von etwa 2 600 000 Mark für den Dispositionsfonds des Kaisers zu Gnadenbewilligungen aller Art, davon aber gehen von vornherein soviel Invalidenunterstützungen ab, daß für andere „gemeinnützige, im Reichsinteresse zu fördernde Zwecke“ nicht viel mehr als 100000 Mark übrig bleiben.

Fassen wir nunmehr die Bezüge des Königs von Preußen näher ins Auge, so finden wir, daß von einer

Zivilliste im gewöhnlichen Sinne des Wortes kaum die Rede sein kann. Die Verfassungen von Bayern, Sachsen, Württemberg u. s. w. sprechen von einer Zivilliste, die in den genannten drei Königreichen 2 431 044 M., 2 940 000 M. und 1 813 426 M. beträgt. Der König von Preußen bezog bis 1889 vom Staate nach dem Staatshaushaltsetat für das Jahr 1888—1889 die dem Kronfideikommißfonds auf die Einkünfte der Domänen und Forsten angewiesene Rente von 7 719 296 Mark, ferner den Zuschuß zur Rente des Kronfideikommißfonds von 4 500 000 Mark, zusammen also 12 219 296 Mark. Das einzige, was weiter vom Staate gegeben wurde, war die Ausgabe für das Geheime Zivilkabinett, die 122 260 Mark beträgt. Zu Gnadenbewilligungen aller Art hat der König 1 500 000 Mark. Auf das Einkommen aus dem Kronfideikommiß war angewiesen der ganze Haushalt der Familie des Kaisers und Königs, der Kaiserin und der Geschwister, sowie die stehende Rente der königlichen Prinzen. Aber dem König fallen auch zur Last die nicht durch Einnahmen gedeckten Ausgaben für die Schauspiele in Berlin (Schauspielhaus, Oper), Hannover, Kassel u. s. w. — von denen aus dem Etat nur Kassel einen Zuschuß von 108 000 Mark bezieht — für Hofmusik, die Gärten, die königlichen Schlösser und anderes.

Das Vermögen des königlichen Hauses besteht nach dem „Handbuch über den Königlichen Preußischen Hof und Staat“ aus dem selbstverwalteten Gute Erdmannsdorf in Schlesien, 48 Pachtvorwerken (9 in Brandenburg, 5 in Pommern, 10 in Posen, 20 in Schlesien, 4 in Sachsen), wozu noch 3 Güter im Kreise Osthavelland kommen, welche

früher der Kronprinz hatte, aus einem Forstbesitze, der 14 Oberförstereien umfaßt. Das „Königlich Prinzliche Fideikommiß“ hat die Herrschaften Frauenberg in Brandenburg, Flatow und Krojanke in Westpreußen; das Einkommen der beiden letzteren bezieht der Prinz Friedrich Leopold. Seit dem Tode des Herzogs von Braunschweig ist dazu das Thronlehen Oels getreten, dessen Nießbrauch der Kronprinz hat. Es ist nicht bekannt, wie hoch das Einkommen aus dem Grundbesitz ist. Keinesfalls genügt es, da die Ausstattung der Prinzessinnen und deren Zulagen auch dem Hause obliegen. In anderen Ländern, z. B. England, stattet das Parlament solche aus — die Apanagen des großbritannischen Budgets belaufen sich zur Zeit auf 3 160 000 Mark — in Preußen nicht.

Wir wollen gegenüber der Stellung des preußischen Königs und deutschen Kaisers einen Vergleich mit anderen Staaten ziehen. Der Kaiser von Oesterreich bezieht ein Einkommen von 15 531 000 Mark; hierzu kommt, daß er für die Erzherzöge nichts herzugeben braucht und daß sein Grundbesitz weit größer ist, als der des preußischen Königshauses; mit den Erträgnissen aus diesen beziffert sich sein Einkommen auf 36 000 000 Mark. Der Kaiser Napoleon III. hatte eine Zivilliste von 21 200 000 Mark. Für das kaiserliche Haus in Rußland sind im Budget über 33 000 000 Mark angesetzt. Die Zivilliste im Königreich Italien beträgt nebst Apanagen 15 350 000 Franken, also noch 320 000 Mark mehr, als der deutsche Kaiser überhaupt einschließlich des Zivilkabinetts bezieht.

Schon seit einer Reihe von Jahren reichten die vorstehend erwähnten 12¼ Millionen nicht mehr aus. Die

Preise im allgemeinen waren höher geworden, zugleich hatte durch die Verbindung der deutschen Kaiserwürde mit der preußischen Königskrone die Repräsentationspflicht der Krone, wie schon erwähnt, eine Erweiterung erfahren, durch welche ein bedeutender Mehraufwand bedingt wurde.

Unterm 12. Februar 1889 wurde daher im Abgeordnetenhause ein Entwurf genehmigt, der eine Erhöhung der Krondotation um 3500000 Mark festsetzte. Somit beträgt das Einkommen des Kaisers gegenwärtig 15719296 Mark, eine Summe, die, wie sich in letzter Zeit erwiesen hat, noch immer nicht ausreichen will, so daß der Kaiser, wie so viele andere Sterbliche, sich häufig in einer recht drückenden Finanzlage befindet.

Was vielen Patrioten bei der Erneuerung des Kaisertums Bedenken erregte, das war die Aussicht auf Entfaltung reichen Hofglanzes, Bedenken, die sowohl Fürst v. Bismarck, wie Heinrich von Treitschke äußerten. Und diese Bedenken sind nicht grundlos gewesen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Befürchtung unnützen Aufwands und einer Überschätzung äußeren Scheines neue Nahrung erhalten hat.

Das kann aber kaum anders sein. Jeder Wechsel des Thrones ruft eine Wellenbewegung hervor, die sich erst allmählich wieder verläuft....

Am 1. Juli 1889 trat der Kaiser von Kiel aus eine Erholungsreise nach Skandinavien an. Schon im Frühjahr desselben Jahres hatte der Monarch von einer solchen Fahrt als von einer Lieblingsidee gesprochen, und als der dem Herrscher persönlich nahestehende Dr. Paul Güßfeldt, ein längst rühmlichst bekannter Forschungsreisender, Ge-

legenheit fand, seinem hohen Freunde die Eindrücke einer im Jahre 1888 unternommenen Studienreise durch Norwegen zu schildern, da betraute der Kaiser ihn mit den Entwürfen für die geplante Nordlandsfahrt, die an Bord der Yacht „Hohenzollern“ unternommen werden sollte, und als deren nördlichster Zielpunkt die Inselgruppe der Lofoten und Vesteraalen bestimmt wurde.

Das Gefolge des Kaisers bei dieser Reise bestand aus dem Chef des Generalstabes, Grafen von Waldersee, dem Generalmajor Grafen von Wedel, dem Hausmarschall Freiherrn von Lyncker, dem General- und Leibarzt Dr. Leuthold, den Flügeladjutanten Kapitän zur See Freiherr v. Senden-Bibran, Chef des Marine-Kabinetts, Oberstlieutenant v. Lippe, Major v. Bülow, Major v. Scholl und dem Legationsrat und vortragenden Rat im Auswärtigen Amt v. Kiderlen-Wächter. Als geladene Gäste machten der preußische Gesandte in Oldenburg, Graf Philipp zu Eulenburg, Dr. Paul Güßfeldt, Maler Karl Saltzmann und Premierlieutenant im Garde-Kürassier-Regiment Georg v. Hülsen die Reise mit.

„Das Programm strebte danach,“ — so schreibt Dr. Güßfeldt in seinem schönen, auf Wunsch des Kaisers herausgegebenen Werke „Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892“ — „von allen Eigentümlichkeiten der norwegischen Landschaft durch Einzelbilder Kenntnis zu geben; auch wurde Bedacht genommen, daß durch häufig eingeschaltete Landausflüge die Monotonie einer Seefahrt ausgeschlossen blieb. Bei der ausgesprochenen Vorliebe des Kaisers für das Seeleben und alles Seemännische war freilich in dieser Beziehung wenig

zu befürchten. Die eigentliche Schwierigkeit lag darin, aus der Masse des Sehenswerten das Richtige herauszugreifen. Denn Norwegen ist so groß, daß man seine Sehenswürdigkeiten auch nicht in zwanzig Reisen erschöpft. Das Land gleicht einer reichbesetzten Tafel, deren Schüsseln für viele Mahlzeiten ausreichen. Der Plan der kaiserlichen Reise bewährte sich deshalb so gut, weil er gewürzt war mit dem Salz der Beschränkung.

Es kam dem Kaiser vornehmlich darauf an, einen Ruhepunkt zu finden inmitten der aufreibenden Ausübung seiner schweren, verantwortlichen Regentenpflichten. Deshalb wurde die Kaiserstandarte eingeholt, sobald Norwegen in Sicht kam, und erst wieder gehißt, als die „Hohenzollern“ in die heimatlichen Gewässer einlief: der deutsche Kaiser reiste inkognito.

Freilich darf das nicht in dem Sinne verstanden werden, daß Seiner Majestät während der Reise Entscheischeidungen überhaupt hätten erspart bleiben können. Sowohl das Auswärtige Amt, wie das Militär- und Zivil-Kabinett hatten ihre Vertreter unter den dreizehn Herren des Gefolges; die Orte und Zeiten für das Eintreffen der Kuriere waren festgesetzt, und die Telegraphen führten dem Monarchen fast unausgesetzt Depeschen zu.

Aber so weit es dem Kaiser gestattet war, sich selbst zu leben und den Eindrücken der großen Gottesschöpfung nachzugehen, so weit sollte das auf der norwegischen Reise geschehen, und dieses Ziel ist auch in herrlicher Weise erreicht worden.“

Am 2. Juli passierte die „Hohenzollern“ Kopenhagen und dampfte durch das Kattegatt und durch das Skager-

rak. Am Morgen des 3. kam die norwegische Küste in Sicht. Mittags war das Schiff in Stavanger, Abends durchfuhr es den Hardanger-Fjord und ging mit Beginn der Nacht vor Sandven im Norheims-Sund zu Anker. Von jetzt an drängte sich mehr und mehr „die Fülle der Gesichte.“ An den folgenden Tagen gab es Ausflüge nach dem Öfsthus-Wasserfall und dem Buar-Brae, einem Gletscher, an dessen Rande der Kaiser sich nahezu 2½ Stunden aufhielt. Er wurde hier Zeuge des Schauspiels eines Gletscherlawinen-Sturzes. Der Anteil, den er an dem Phänomen nahm, veranlaßte ihn, näher heranzugehen, als mit absoluter Sicherheit verträglich schien. Ein unberufener Beobachter hatte daraus in der Heimat die Sensationsnachricht entstehen lassen, der Kaiser sei am Buar-Brae durch fallendes Eis in Lebensgefahr geraten.

Am 7., dem ersten Sonntag der Reise, wie auch an allen folgenden, besichtigte der Kaiser das Schiff und die Besatzung und vereinigte dann die Offiziere und Mannschaften, sowie die Herren der Begleitung zum Gottesdienst auf dem Verdeck.

„Der Kaiser, im Dienstanzuge des deutschen Admirals, trat vor einen Altar, welchen die Kriegsflagge deckte; zu beiden Seiten standen die Mannschaften in militärischer Aufstellung und Haltung, davor der Kommandant, Kapitän zur See v. Arnim, und die Offiziere, daran anschließend das Gefolge, an seiner Spitze Graf Waldersee. Der Kaiser las nun das Eingangsgebet und darauf eine Predigt, welche durch Kürze und Verständlichkeit zum Herzen sprach. In dem Schlußgebet wurde der Gefahr und der harten Arbeit des Seemannsberufes gedacht. Gefahr aber und

harte Arbeit machen gottesfürchtig. Dann folgte das Vaterunser. Die schlichte Feier erinnerte an den preußischen Feldgottesdienst; sie wirkte, wie dieser, erhebend."

Während der Fahrt längs der romantischen Küsten saß der Kaiser gern in einem der kleinen Pavillons, die auf der Höhe eines jeden Radkastens der „Hohenzollern" angebracht waren. Dieselben wurden auf besonderen Befehl des Monarchen errichtet, dessen eigene Erfindung sie gewesen sind. Dr. Güßfeldt vergleicht dieselben mit den Schutzvorrichtungen für Führer und Heizer auf Lokomotiven, den sie sind nach hinten offen und haben vorn und zu beiden Seiten Glasfenster, gestatten also einen freien Umblick und schützen doch vor Wind und Wetter.

Am 14. Juli ankerte die „Hohenzollern" vor Trondhjem. Abends um 7 Uhr, bei hellster Tagesbeleuchtung, begab der Kaiser sich an Land und besuchte den aus Trümmern zu neuer Pracht erstehenden Dom, das schönste Denkmal der Kunst, welches Norwegen aufzuweisen hat, ursprünglich die Grabeskirche Olafs des Heiligen und historisch dadurch bedeutsam, daß hier die Könige von Norwegen gekrönt werden.

Am 16. Juli passierte die „Hohenzollern" den Polarkreis und erreichte die Lofoten und Vesteraalen; am nächsten Tage ging es weiter nach Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, und von dort nach dem Nordkap, das am 18. erreicht wurde, wegen hohen Seeganges aber nicht bestiegen werden konnte. Zum ersten Mal wurde die Mitternachtssonne bei wolkenlosem Himmel gesehen.

Nunmehr wendete man sich heimwärts, hier und dort anlegend und Ausflüge in das gebirgige Land unter-

nehmend. Am 27. Juli warf die „Hohenzollern“ in Wilhelmshafen Anker, und die erste Nordlandsreise Kaiser Wilhelms hatte ihr Ende erreicht.

Hier findet am passendsten gleich das seinen Platz, was über die weiteren Reisen des Kaisers nach Norwegen zu berichten ist. Am 27. Juni des folgenden Jahres ging der Monarch an Bord der Panzerfregatte „Kaiser“ mit der Manöverflotte von Kiel aus zur zweiten Nordlandsfahrt in See. Die Kaiserin begleitete die Abfahrt bis über Friedrichsort hinaus auf der Stationsyacht und kehrte, nachdem die Schiffe beim Passieren der Yacht vor Ihrer Majestät paradiert hatten, nach Kiel zurück.

Das unter Befehl des Viceadmirals Deinhardt stehende Geschwader bestand aus den Panzerschiffen „Kaiser“, „Deutschland“, „Friedrich der Große“, „Preußen“, „Baden“, „Oldenburg“, „Württemberg“, „Bayern.“ Flankiert wurde die Flotte von der Kreuzerkorvette „Irene“, Kommandant Prinz Heinrich von Preußen, von den Avisos „Pfeil“ und „Zieten“ und von der Yacht „Hohenzollern“. Der Flottenchef befand sich an Bord der „Baden“, Kontreadmiral Schröder kommandierte den „Kaiser“.

Das Geschwader nahm seinen Weg durch den Großen Belt, blieb aber am nächsten Tage in Kattegatt zurück; nur das Panzerschiff „Kaiser“, welches nun die gelbe Kaiserstandarte setzte, gefolgt von der „Irene“ und der „Hohenzollern“, fuhr weiter und ging vor Helsingör zu Anker. Drei dänische Kriegsschiffe und die Batterieen des Schlosses Kronborg feuerten Salut. Der König Christian IX. von Dänemark kam auf seiner Yacht „Danebrog“, um Kaiser Wilhelm an Bord des „Kaiser“ zu begrüßen.



Kaiser Wilhelm an Bord Seiner Yacht „Hohenzollern“.

Bald nachdem der König von Dänemark sich an Land zurückbegeben hatte, verließ auch Kaiser Wilhelm sein Schiff und setzte nach Helsingör über, von wo ihn ein Extrazug nach Schloß Fredensborg brachte.

Der Besuch am dänischen Hofe dauerte zwei Tage; am 30. Juni kehrte der Monarch an Bord des „Kaiser“ zurück, und die drei deutschen Kriegsschiffe gingen in See, um sich im Kattegatt mit der Flotte wieder zu vereinigen.

Am Morgen des 1. Juli lief das Geschwader in den Fjord von Christiania ein. Der König und die Bevölkerung Norwegens hatten sich zu einem festlichen Empfang gerüstet. Mehr und mehr nahmen die Gestade des Fjords den Charakter einer Triumphstraße an; rechts und links wehten die Flaggen, auf den nackten Uferfelsen drängten sich Hunderte von Menschen; kleine Dampfer kamen entgegen, von Passagieren dicht gefüllt und jeder in seinem schönsten Flaggenschmuck. Die Zahl der kleinen Ruder- und Segelboote mehrte sich von Stunde zu Stunde, es war ein Tücherwehen und Hurraschreien ohne Ende.

Die Fjord erstreckt sich 44 Seemeilen von Süden nach Norden ins Land. Die Fahrt wurde absichtlich verlangsamt, denn die Ankunft vor der norwegischen Hauptstadt war auf 5 Uhr nachmittags festgesetzt.

Endlich kam Christiania in Sicht. Als die Flotte, umschwärmt von Tausenden von Booten und mehr als fünfzig kleinen Dampfern, zu Anker ging, als das Feuern der Salutschüsse die Festung Akershus und die Schiffe in weiße Wolkenballen hüllte, und sich das Hurraschreien mit dem Donner der Geschütze mischte, da nahte vom Ufer her das Boot König Oskars II.

Am Landungsplatz war ein Ehrenpavillon aufgeführt, in Weiß und Purpur, von auffallend schöner Form; eine breite Steintreppe von wenigen Stufen führte von dort zum Wasser, und hier hatten Boote, sämtlich in Flaggenschmuck über die Toppen, Aufstellung genommen und bildeten eine lange, geradlinige Doppelreihe, eine echte Wikinger Via triumphalis, welche gerade auf den Ankerplatz des Panzerschiffes mit der Kaiserstandarte zuführte.

„Es war ein schöner, feierlicher Moment,“ so berichtet Dr. Güßfeldt, „als der König des zu jubelndem Empfang gerüsteten Volkes durch diese unvergleichliche Wasserstraße fuhr, um dann an Bord des deutschen Kriegsschiffes den Souverän zu begrüßen, welchen Freundschaft für den König, Sympathie für das Land und der Wille, diesen Gesinnungen Ausdruck zu geben, nun zum zweitenmal an die norwegische Küste geführt hatten.“

König Oskar kehrte an Land zurück und erwartete, umgeben von allen Würdenträgern seines Reiches, den Kaiser zur offiziellen Begrüßung. Als die blaustrahlende Kaisergaleere absetzte und Seine Majestät durch die Feststraße der Boote führte, erscholl endloser Jubel .... In dem blumengeschmückten Pavillon fand die Begrüßung durch den König statt. Dann nahm der Kaiser die Ansprache des Bürgermeisters von Christiania, Herrn Christie, entgegen und begab sich, begleitet von dem königlichen Gastfreunde, durch die reichgeschmückten, dichtgedrängten Straßen in das hochgelegene Königsschloß, woselbst die Begrüßung mit Ihrer Majestät der Königin von Schweden und Norwegen stattfand.

Am 3. Juli gab die Stadt dem Kaiser ein Fest, das

sich zu dem schönsten Erfolge gestaltete. Die Einladung erging im Namen des Magistrats und der Stadtverordneten von Christiania, nach Frognersaeter, einem Punkt, welcher in 400 Meter Höhe 8 bis 9 Kilometer nordwestlich von der Stadt entfernt liegt.

„Saeter“ bedeutet ganz allgemein Sennhütte; die Saeters finden sich über das ganze Hochland verbreitet. Frognersaeter aber ist seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet worden. Ein kunstsinniger Mann, der Konsul Heftye, hatte sich dort eine Wohnstätte eingerichtet, Bauernhäuser aus Hallingdall und Telemarken aufstellen lassen und in Museen für norwegische Hausgeräte umgewandelt. Nach seinem Tode erwarb die Stadt den Besitz für 250 000 Kronen; jetzt erinnert nichts mehr an die alte Sennwirtschaft, als die grüne Waldwiese, auf deren sanft geneigtem Boden sich die traulichen Blockhäuser erheben. Man hat von hier aus einen herrlichen Blick auf Christiania und den Fjord.

Die Munizipalität hatte eine große Halle bauen lassen. Hier nahm der Kaiser an der Seite des Königs ein Frühstück ein, zu welchem auch die Admirale und Kommandanten der deutschen Flotte geladen waren. Der Vertreter der Bürgerschaft, Herr Karl Lous, hielt eine Rede in fließendem Deutsch und brachte im Namen der Stadt Christiania das Wohlsein des kaiserlichen Gastes aus. Auch erwähnte er dabei, daß die neue Fahrstraße von Frognersaeter nach Holmenkollen, welche heute durch den deutschen Kaiser eröffnet werden würde, den Namen „Kaiser-Wilhelm-Weg“ führen sollte, wenn Seine Majestät dies gestattete.

Der Kaiser dankte freundlich für diese neue Aufmerksamkeit, die er mit Genehmigung des Königs gern gewähre. Er hoffe, daß noch in fernster Zukunft viele seiner deutschen Landsleute auf dieser norwegischen Straße wandeln würden. Dann trank er auf das Wohl der Stadt und ihrer Bürger.

Über Holmenkollen begab man sich nach Christiania zurück. Am Abend desselben Tages fand auf dem Schloß ein großes Galadiner statt.

Nach dem siebenten Gange erhob sich König Oskar zu folgendem Trinkspruch:

„Euere Majestät bitte ich meinen tiefgefühltesten Dank aussprechen zu dürfen für den liebenswürdigen Besuch in meiner norwegischen Hauptstadt, womit Ew. Majestät mich und das Land so hoch beglückt haben und worin ich einen neuen Beweis der mir so theuren Freundschaft Eurer Majestät erblicke. Es ist heute nicht das erstemal, das Ew. Majestät den Boden Norwegens betreten. Eure Majestät haben schon die großartigsten Teile der West- und Nordküste befahren. Einen erfreulichen Beweis, daß Eure Majestät die Schönheit der norwegischen Natur schätzen, sehen wir darin, daß Eure Majestät die vorjährige Reise nun zu wiederholen beabsichtigen. Das Volk, welches die Küsten und Thäler Norwegens bewohnt, fühlt tief; allein, auf eine sehr weite Oberfläche verbreitet und infolge dessen oft sehr abgesondert lebend, vermag es nicht immer, seine Gefühle laut an den Tag zu legen. Doch in diesen Tagen, wo nahezu ein Zehntel der ganzen Bevölkerung Norwegens hier Eurer Majestät begegnet, hat das Volk einen freien und wahren Ausdruck ohne Mühe gefunden. Dessen hun-

dertausendstimmiger Jubel gilt nicht nur dem erhabenen Herrscher eines stammverwandten Volkes, sondern ganz besonders auch dem thatkräftigen und volksfreundlichen Fürsten und Menschen. In diesen Jubel mögen Eure Majestät erlauben, daß ich einstimme ....“

Die Rede schloß mit einem vierfachen Hoch auf den Kaiser. Dieser dankte dem König durch innigen Händedruck und erhob sich gegen Ende der Tafel zu folgender Erwiderung:

„Eure Majestät wollen Meinen tiefgefühlten Dank für die erhebenden Worte entgegennehmen, die Sie vorhin an Mich gerichtet haben. In Eurer Majestät norwegischen Hauptstadt bin Ich in einer Weise empfangen worden, wie Ich es nicht erwarten konnte und nicht erwartet habe; Ich bitte hier nochmals, dafür Eurer Majestät Meinen Dank zu Füßen legen zu dürfen.

In Meiner Jugend ist es Mir nicht vergönnt gewesen, größere Reisen zu machen, weil es der Wunsch Meines Großvaters war, stets in seiner Nähe zu weilen. Ich erachte es aber für einen Regenten als notwendig, daß er sich über alles persönlich informiert und aus direkter Quelle Anschauungen sammelt, seine Nachbarn kennen lernt, um mit ihnen gute Beziehungen anzuknüpfen und zu unterhalten; diese Zwecke sind es, die Ich bei Meinen Reisen im Auslande verfolge.

Wenn Ich dieses Land aufgesucht habe, so ist es nicht allein die Liebe und Freundschaft, welche Mich mit Eurer Majestät verbinden, sondern auch zugleich die Hinneigung zu dem kernigen Volke, welche Mich hierher geführt hat. Es zieht Mich mit magischen Fäden zu diesem Volke. Es

ist das Volk, welches sich im steten Kampfe mit den Elementen aus eigener Kraft durchgearbeitet hat, das Volk, welches in seinen Sagen und seiner Götterlehre stets die schönsten Tugenden, die Mannentreue und Königstreue, zum Ausdruck gebracht hat. Diese Tugenden sind in hohem Maße den Germanen eigen, welche als schönste Eigenschaften die Treue der Mannen gegen den König und des Königs gegen die Mannen hochhielten. Das norwegische Volk hat in seiner Litteratur und Kunst alle diese Tugenden gefeiert, die eine Zierde der Germanen bildeten.

In früherer Zeit zogen die Norweger über das Meer, um andere Völker zu bekriegen; jetzt kommen die Deutschen zu friedlichem Besuch nach Norwegen. Wenn aber wieder einmal Gefahr drohen sollte, so bin Ich überzeugt, daß heute die norwegischen Krieger, ebenso wie die Alten, bereit sein werden, das Schwert in die Faust und den Schild vom Nagel zu nehmen, um treu für ihren König einzustehen. Der Jubel Ihres Volkes hat Mich tief bewegt. Ich betrachte denselben als einen Ausdruck nicht nur gegen Meine Person, sondern auch als einen Ausdruck der norwegischen Volksgesinnung gegen Deutschland und gegen Eure Majestät, Meinen Gastgeber.

Ich erhebe Mein Glas und trinke auf das Wohl Eurer Majestät, Ihrer Majestät der Königin und des ganzen königlichen Hauses Norwegen! Seine Majestät der König lebe hoch! hoch! hoch!"

König Oskar umarmte und küßte den Kaiser.

Gegen 11 Uhr verließen die Gäste des Hofes das Schloß.

Der Besuch erreichte am 5. Juli sein Ende, und der Kaiser begab sich wieder an Bord des „Kaiser".

Am Nachmittag des 9., nachdem die Flotte in Bergen zu Anker gegangen war, verließ der Monarch das Panzerschiff und begab sich an Bord seiner Yacht „Hohenzollern“. Am Morgen des folgenden Tages ging der kaiserliche Dampfer unter dem Salut des Geschwaders und der Festung in See. Die Flotte blieb zurück, und nun erst nahm der Kaiser, wie im vorigen Jahre, seine sommerliche Erholungsreise wieder auf.

Diesmal bestand das Gefolge aus dem Generallieutenant v. Hahnke, Hausmarschall v. Lyncker, Generalarzt Dr. Leuthold, Kapitän zur See v. Senden-Bibran, Oberstlieutenant v. Kessel, Major v. Bißewitz, Major v. Hülsen und Legationsrat v. Kiderlen-Wächter. Geladene Gäste waren der Graf v. Görtz, Graf Philipp zu Eulenburg, preußischer Gesandter in Stuttgart, Dr. Paul Güßfeldt, Maler Karl Saltzmann und Georg v. Hülsen.

Die Reise ging durch den Hardanger Fjord nach Eide. Hier machte man einen Landausflug in zweirädrigen Karriols nach Stalheim, wo der Kaiser die Nacht zubrachte. Weiter ging es durch den Nord-Fjord nach Oldören, wo der Monarch sich mit dem Lachsfang vergnügte. Am 16. Juli fand ein Ausflug durch das Olden-Thal, über den Olden-See zum Briksdal-Gletscher statt. Um diesen zu erreichen, mußte der Kaiser mit seinem Gefolge einen mehrstündigen Marsch bei Regenwetter unternehmen. Man erreichte eine auf der rechten Thalwand des Briksdal stehende Hütte. Hier rastete der Kaiser in einem Raum, welcher einen Tisch und einige Bänke enthielt, und dessen Mitte eine weite Rauchöffnung besaß; der Regen fiel auf den Fußboden. Des Monarchen Stimmung war

aber die heiterste. Er frühstückte mit Wohlbehagen, und die um ihn versammelten 18 Herren folgten seinem Beispiele.



Der Kaiser kauft von einem norwegischen Mädchen Blumen.

Der Gletscher wurde erst nach einem weiteren Marsche von einer Stunde sichtbar. Das untere Ende desselben liegt in 300 Meter Höhe. Der Zufall wollte, daß gerade bei dem Verweilen der Reisegesellschaft am Gletscher der Regen aufhörte, so daß man einen prachtvollen Anblick

der Szenerie gewann, welcher Dr. Güßfeldt die volle Gleichberechtigung mit hervorragenden Alpenlandschaften zuerkennt.

Am 18. Juli machten neun Herren des Gefolges auf einem der in der Nähe manövrierenden deutschen Torpedoboote die Fahrt nach Faleide. Die Strecke betrug 7 Seemeilen und wurde in 23 Minuten zurückgelegt.

„Es war das erste Mal, daß ich mich an Bord eines Torpedobootes befand," schreibt Dr. Güßfeldt. „Man sagt den Leoparden nach, daß bei ihnen die Muskelkraft zu dem Körpergewicht in einem günstigeren Verhältnis stehe, als bei allen anderen Tieren. Ein gleiches Vorrecht können die Torpedoboote anderen Schiffen gegenüber beanspruchen. Wenn sie in voller Fahrt sind, so haben sie die Geschwindigkeit eines durchgehenden Pferdes. Dann gerät der eiserne Schiffskörper in heftige Vibration; weggerissene Stückchen unverbrannter Kohlen fallen auf Deck, legen sich auf die Kleider, fliegen in die Augen. Das Schiff liegt so niedrig aus dem Wasser, daß jede geringfügige See darüber hinweggeht. Ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich die Existenz der Offiziere und der Mannschaften auszumalen bei den kühnen Seefahrten, welche unsere Torpedobootsflottillen gemacht haben, wie beispielsweise im Jahre 1887, wo Prinz Heinrich seinen erlauchten Bruder nach England überführte, und im Jahre 1890, wo zwei Torpedobootsdivisionen unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Hofmeier an der atlantischen Küste Norwegens manövrierten. Man kann nur Bewunderung dafür haben, daß Wille und Kraft des Menschen ausreichen, so schwere Pflichten so freudig zu erfüllen. Es steht den

Torpedomannschaften auf dem Gesicht geschrieben, wie hart ihr Leben ist. Sie erhalten nur einen Verpflegungszuschuß und um die Mütze tragen sie einen roten Streifen, der nur ihnen zukommt, und darauf sind sie stolz; denn das zeigt, daß sie zu den Auserwählten der Kaiserlichen Marine gehören.

Es ist ein geradezu verblüffender Anblick, wenn man eine Torpedodivision sich nähern sieht. Als die „Hohenzollern“ am 9. Juli 1890 mit der deutschen Manöverflotte



Torpedoboots-Division.

in Bergen einlief, erschienen in der Ferne die beiden Torpedobootsdivisionen als zwei dunkle Gruppen, welche nach kurzem sich auflösten, eine jede zu einem sogenannten Divisionsboote und zu sechs Torpedobooten. Das Divisionsboot fuhr voran; es folgten auf jeder Seite der Kiellinie je drei Torpedoboote, eines hinter dem andern, in beängstigend kurzen Abständen. Alles ist schwarz; um so mehr kontrastiert der weiße Schaum des durchschnittenen Wassers. Nicht mit Unrecht wurden die unheimlichen Fahrzeuge mit einer Rotte Sauen verglichen ....“

Bei dem Verkehr des Kaisers mit seinen Schiffsge-

nossen wurde nur das allernotwendigste Zeremoniell aufrecht erhalten; die Erholung des Monarchen mußte dadurch eine um so vollkommenere werden.

Wir geben ein kleines Streiflicht auf den Geist, der nicht allzu selten an Bord herrschte.

Die „Hohenzollern" befand sich auf der Fahrt nach Digermulen, einem Ort der Inselgruppe von Lofoten und Vesteraalen.

Der Kaiser hatte um 8 Uhr abends das Gefolge und die dienstfreien Offiziere im Salon vereinigt, woselbst eine großartige „Künstlersoiree" stattfinden sollte.

Mit einer seiner schönen Balladen, die an Komik das denkbarste leisteten und stets Personen der Reisegesellschaft betrafen, leitete der Barde des Schiffes, Graf Philipp Eulenburg, die Feier ein und verblieb auch fernerhin am Klavier, damit dem folgenden Teile des Abends die Musik nicht fehlte. Zunächst trat Georg von Hülsen als Prestidigitateur auf; schwerlich hatte der 69. Breitengrad bis dahin ähnliche Zaubereien und Überraschungen erlebt. Dann erschien „Onkel Hermann" als Konzertmaler. „Auch außerhalb der Vorstellungen," erzählt Dr. Güßfeldt, „blieb dieser Name für unseren Freund Karl Saltzmann bestehen. Er war nie böse darüber, weil er wußte, daß diese Vertraulichkeit doch nur Sympathie bedeutete. Aber so lange er im phantastischen Künstlergewande als Konzertmaler dastand, verließ ihn die Freundlichkeit seines Herzens, und mit unerbittlicher Strenge verwandelte er durch wenige Pinselstriche das ausgespannte Papier seiner Staffelei zu einem Spiegel für die Fehler und Schwächen seiner Reisegefährten. Auch der Verfasser dieses Buches konnte er-

kennen, welch beklagenswerten Eindruck er hervorbrachte, wenn er in Knickerbockers mit krummen Knieen und abgesperrten Armen zu den Bergen aufstieg. Jedes neue Bild hatte einen neuen Heiterkeitsausbruch zur Folge. Zum Schluß nahm folgendes Kunststück das Allerhöchste Interesse in Anspruch: Herr von Hülsen führte eine Schnur durch die Armlöcher seiner Weste und die Ärmel seines Rockes, ließ die Enden der Schnur um jedes Handgelenk schlingen und versiegeln. Dann verschwand er hinter einem Schirm und erschien nach kurzer Zeit, mit dem Rock bekleidet wie zuvor, aber mit umgekehrter Weste, die Siegel unverletzt. Seine Majestät verlangte die Erklärung, welche Herr von Hülsen nun praktisch dadurch gab, daß er vor dem Schirm wiederholte, was er hinter demselben ausgeführt hatte. Ich darf jedoch nichts verraten. Thatsache ist, daß die Siegel wirklich unverletzt bleiben; Thatsache aber ist auch, daß, wenn man nicht in seinen Mußestunden Kautschukmann ist, man das ebenso ingeniöse, wie komplizierte Kunststück nicht wird ausführen können."

Diese zweite norwegische Reise des Kaisers endete am 28. Juli wiederum in Wilhelmshaven.

Die dritte Reise im Jahre 1891 nahm ihren Anfang in Schottland. Am 16. Juli lief die „Hohenzollern" mit derselben Gesellschaft, wie im vorigen Jahre, und gefolgt von den Schiffen „Prinzeß Wilhelm" und „Jagd" in den Hafen von Bergen ein. Wieder galt es, das Nordkap zu erreichen. Am 21. Juli war dasselbe erreicht. In der runden Bucht von Hornviken fiel der Anker, und der Kaiser befahl die Ausschiffung. In dem Boot des Monarchen befanden sich der General v. Hahnke, Graf Görtz,

Graf Ph. Eulenburg, Freiherr v. Senden, Herr v. Bitzewitz, Karl Saltzmann und Dr. Güßfeldt.

Der Aufstieg begann um 11 Uhr 51 Minuten nachts, beim Tageslichte der Mitternachtssonne. Der Vorsicht wegen sind an den Abhängen viele Seile gespannt, welche als Geländer dienen sollen. Der Kaiser aber verschmähte diese Hilfe.

Um 12 Uhr 50 Minuten betrat der Kaiser das eigentliche Nordkap. Der brausende Sturm verwehte das Wort von den Lippen. Ungehört verhallte der Ausdruck der Freude über das Erreichen eines Zieles, das der Heimat so fern liegt, das oft — auch wenn man es fast greifen kann — durch eine Laune der See so unerreichbar wird, wie die süßen Wasser einer Fata Morgana.

Über die einsame Hochfläche ging der Marsch. Der Kaiser in Mütze, Jacket und derben Stiefeln, den festen Stock in der Hand, voran; in ehrerbietiger Entfernung folgte alles, was er auf das Nordkap entboten hatte: seine Umgebung, Offiziere, Kadetten und Mannschaften der Schiffe.

Auf der Höhe befindet sich ein kleines Holzhaus, welches erwünschten Schutz bot. Sobald der Kaiser dasselbe betreten hatte, füllte sich der einzige Raum schnell. Alles suchte Schirm vor dem durchkältenden Winde.

Der Monarch nahm vor einem kleinen Tischchen an der Wand Platz und machte einige Aufzeichnungen, welche der Erinnerung dienen sollten an das Ereignis, daß am 22. Juli 1891 zum erstenmale ein deutscher Kaiser das Nordkap betreten habe. Dann wurde draußen eine Steinpyramide, ein sogenannter „Varden“, errichtet. Die-

selbe erhebt sich auf dem oberen linken Rande einer Schlucht, auf deren rechten die Granitsäule König Oskars II. steht; beide Wahrzeichen sind deutlich vom Meere aus erkennbar.

Gegen 3 Uhr 15 Minuten trat der Kaiser den Abstieg an, nachdem die ganze Gefolgschaft zuvor aufgebrochen war. Diese Anordnung geschah aus dem Grunde, damit der Kaiser beim Niedersteigen nicht etwa von einem Steine getroffen würde. Denn in einer Schlucht kommt es leicht vor, daß durch den Fuß eines der Marschierenden ein Stein losgemacht wird; er stürzt dann zur Tiefe und bedroht die bereits tiefer befindlichen Personen.

Nach 4 Uhr befand der Kaiser sich wieder an Bord seiner Yacht und gleich darauf befahl er die Rückreise.

Am Abend des 23. Juli erlitt der Monarch einen Unfall. Er war aus dem Decksalon auf den schmalen Raum vor der Regeling getreten. Zu beiden Seiten von ihm befanden sich Herren des Gefolges. Die Konversation war sehr lebhaft, und als sich der Kaiser einmal in rascher Bewegung von der einen Gruppe zur andern wandte, glitt der stützende Fuß auf der glatten Fläche des regennassen Decks. Die übermäßige Muskelanstrengung, durch welche der Kaiser dem drohenden Falle vorzubeugen strebte, hatte eine Dislokation der rechten Kniescheibe zur Folge. Der Leibarzt Dr. Leuthold eilte herbei, veranlaßte, daß der Kaiser liegend verharrte und legte einen Gipsverband an.

So endete die Reise mit einem Mißton ....

Die vierte Nordlandsfahrt des Kaisers, die am 29. Juni 1892 an Bord des „Kaiseradler“ — so war die „Hohenzollern“ umgetauft worden, weil die neue Yacht Sr. Majestät beim Stapellauf kurz zuvor den Namen

„Hohenzollern“ erhalten hatte — wiederum von Kiel aus ihren Anfang nahm, brachte als hervorragendste Ereignisse ein Pürschen auf Rentiere und eine Jagd auf Walfische. Ersteres fand am 13. und 14. Juli auf der Insel Andammen im nördlichen Eismeer statt. Über den Hergang des Pürschens berichtete der Kaiser selber wörtlich das Folgende:

„Der aufsteigende Weg führte an einen Felsvorsprung. Ich näherte Mich demselben mit Vorsicht und erblickte hinter demselben ein Rudel von 20 bis 25 Rentieren; Ich rekognoszierte dasselbe und sah zwei Hirsche, welche schießbar erschienen; Ich ließ Mir die einläufige Repetierbüchse (Kaliber 11) reichen und schoß auf 100 Schritt den schwächeren der beiden Hirsche, der besser stand — etwas hinter dem Blatt. Der Hirsch zeichnete, wurde flüchtig und nahm das Rudel etwa 40 Schritt mit. Darauf drehte dasselbe ganz unerwarteterweise wieder um, kam auf Mich zurückgelaufen und machte in der Entfernung von 80 Schritt einen Augenblick Halt. Da kam der stärkere Hirsch frei vom Rudel und wurde geschossen. Der erste Hirsch war mittlerweile zusammengebrochen und verendet. Der zweite Hirsch zeichnete auf den Schuß, drehte aber um und wollte flüchtig werden, deshalb schoß ich noch einmal und streckte damit den Hirsch. Der Vorgang fand in einer Schlucht statt, von welcher der Felsvorsprung ein Stück der Einfassung war: am Ausgang derselben fand sich Schnee und Schmelzwasser.“

Von Andammen ging die Fahrt nach Skaarö, woselbst der Direktor der englisch-norwegischen Fischerei-Gesellschaft, Johannes Giaever, bereits auf das Eintreffen

des Kaisers vorbereitet war. Eine halbe Stunde vor Mitternacht traf der letztere dort ein. Auf dem Wege zum Wal-Etablissement erhob sich eine Ehrenpforte seltener Art, sie war nur aus den Kiefern, Rippen und Wirbelknochen von Walen errichtet; auch das W, das unter einer Krone von Grün weithin sichtbar blieb, war aus Walknochen zusammengesetzt.

Am Vormittag des 15. Juli begann die Waljagd. Der Kaiser hatte sich an Bord des Waldampfers „Duncan Grey“ begeben. Mit ihm waren nur fünf Herren, da der kleine Dampfer nicht Raum für mehr bot. Für das übrige Gefolge lag der andere Dampfer der Gesellschaft, „Nancy Grey“ bereit, der gleichzeitig in See ging, aber selbständig operierte.

Die Mannschaft des „Duncan Grey“ bestand aus neun Mann: vier Matrosen, einem Maschinisten, drei Heizern und einem Steward; der Kapitän, Hans Barlin, war gleichzeitig der Schütze.

Der Kaiser besichtigte das Fahrzeug und dann das vorn auf dem Buge befindliche kleine Geschütz; auch ließ er sich von Herrn Giaever das sehr sinnreich erdachte Harpunengeschoß erklären.

Der Himmel war grau bezogen. Weit hinaus ging die Fahrt in das Eismeer. Stunde auf Stunde verrann, aber noch immer verkündete der im „Krähennest“ auslugende Mann keinen Fisch. Die Gesichter der Mannschaften wurden lang und traurig. Der Schütze Barlin sagte kein Wort und hielt sich fern vom Bug; man hätte denken können, daß ihn die Sache überhaupt nichts anginge. Der Kaiser blieb unverändert in heiterer Stimmung.

Schon wendete sich das Schiff zur Rückfahrt, als plötzlich der Mann in dem Krähennest das erlösende Wort fand und Wale in Sicht verkündete.

Kapitän Barlin trat schweigend hinter das Geschütz, der Kaiser nahm seinen Platz rechts davon, im Buge.

Der „Duncan Grey“ näherte sich einem Trupp von vier Walen. Man sah die Tiere spritzen und in flachen Bogen den Seespiegel schneiden; nur ein Stück ihrer silbergrauen Leiber war dabei sichtbar.

Der Mann am Geschütz stand unbewegt, starr hinausblickend in die graue See. Die Uneingeweihten wunderten sich, daß er keinen Schuß abgab; er aber wußte, was er that, und hatte bereits lange den Wal erkannt, den mächtigsten der Schar, der seine Jagdbeute werden sollte. Deshalb trat er, da die Dinge noch nicht weit genug gediehen waren, ganz ruhig vom Geschütz weg, nachdem man zwanzig Minuten lang den Schuß erwartet hatte.

Der Kaiser verharrte regungslos an derselben Stelle und beobachtete das fröhliche Treiben der Wale.

Um sieben Uhr hatte sich ihre Zahl so vermehrt, daß der Monarch mit lauter Stimme: 7, 8, 9, 10, 10, 12, . . . 14 zählte. Jetzt waren sie dicht bei dem Schiffe. Barlin stand wieder an seinem Posten, eine Hand am Geschütz, mit der andern dem Mann am Ruder Zeichen gebend.

Es herrschte lautlose Stille; aller Augen schauten bald auf den Schützen, bald auf das Getümmel der Wale. Plötzlich krachte der Schuß und gleich darauf erschallte der Ruf: Getroffen! Die lange Harpunenleine rollte ab und einige Minuten später explodierte die mit dem Geschoß verbundene Granate im Fische.

„Am schärfsten," so berichtet Dr. Güßfeldt, „ist der Vorgang unmittelbar vor und nach dem Schuß von dem Kaiser selbst beobachtet worden. Mit Allerhöchster Genehmigung gebe ich wieder, was Seine Majestät mir darüber mitzuteilen geruhte:

„Als der Wal sich in 30 bis 35 Schritt Entfernung befand, wurde die Harpune mit der Granate abgeschossen; im Hinblick auf die Richtung und die große Geschwindigkeit des Wales hielt der Schütze beim Zielen stark vor. Von der 360 Faden langen Fangleine, die mit dem Geschoß verbunden ist, lagen 22 Faden unter dem Geschütz aufgerollt; sie lief nach Abgabe des Schusses ohne auffallend große Geschwindigkeit ab, so daß Seine Majestät Zweifel hatte, ob der Wal überhaupt getroffen wäre. Das Tier verschwand zunächst, kehrte aber bald an die Oberfläche zurück, ohne daß seine Bewegungen sich von denen eines gesunden Wales unterschieden hätten. Eine Blutlache war nicht wahrzunehmen, und das einzige Anzeichen, daß ein Fehlschuß nicht vorlag, war die Richtung der Fangleine, welche zu dem Wal hinzeigte, und von der 35 Faden abgelaufen waren. Während das Tier an der Oberfläche atmete, wurde eine starke Detonation hörbar, die den Irrtum veranlaßte, daß auf der „Nancy Grey" geschossen worden sei; in Wirklichkeit war die Granate im Leibe des Wales explodiert und derselbe mit diesem Augenblick getötet."

Der erlegte Wal wurde langseit gebracht und befestigt, dann begann die Rückfahrt. Der Kaiser sprach Herrn Giaever seine Zufriedenheit aus und beschenkte den Schützen mit einer goldenen Medaille.

Auch ließ der Monarch eine verkorkte Flasche über Bord werfen. Dieselbe enthielt ein Blatt Papier, auf welchem der Kaiser eigenhändig die folgenden Angaben niedergeschrieben hatte:

„An Bord des Walfängers
„Duncan Grey". Den 15. Juli 1892.

Ein Walweibchen von gegen 50 Fuß Länge wurde heute um 7 Uhr 13 Minuten p. m. harpuniert und gefangen. Es verendete in kurzem und wurde in Schlepp genommen. Wetter kühl, böig, Wind aus Südwest, Stärke 2 bis 3. 70° 10′ N. Breite, 19° Ost. Länge Gr.

Wilhelm,
Deutscher Kaiser und König von Preußen."

Auf der Rückseite steht in drei verschiedenen Sprachen:

„Dieser Zettel ist bei dem Kaiserlichen Marine-Kabinett in Berlin abzugeben."

Am frühen Morgen des 16. Juli kehrte der Monarch an Bord des „Kaiseradler" zurück. Die Jagd auf dem Waldampfer hatte dreizehn und eine halbe Stunde gewährt.

Nachdem der Kaiser noch das Giaeversche Haus mit seinem Besuche beehrt hatte, erfolgte am Nachmittag die Abreise.

Am 27. Juli 1892 erreichte die vierte Nordlandreise Kaiser Wilhelms in Wilhelmshaven ihr Ende.

* * *

Das Jahr 1889 hatte vor seinem Ablauf noch einige nicht unwichtige politische Begebenheiten gebracht. Am 31. Juli war der Kaiser wieder in See gegangen, um an der Spitze eines Geschwaders und in Gesellschaft des

Prinzen Heinrich dem englischen Hofe einen Besuch abzustatten. Die Königin Viktoria empfing ihren Enkel zu Osborne, ihrem Sommersitz auf der Insel Wight. Auf der Reede von Spithead wurde der Kaiser von dem Salut der dort versammelten 112 englischen Kriegsschiffe begrüßt.

Im Laufe der Festlichkeiten ernannte die Königin den seefahrenden Deutschen Kaiser zum Admiral ihrer Flotte, eine Auszeichnung, die bisher unter allen deutschen Fürsten nur Friedrich dem Großen zuteil geworden war. Der Kaiser verlieh zum Dank dafür seiner Großmutter das 1. Garde-Dragonerregiment, das fortan den Namen „Königin von England“ zu führen hatte.

Am 5. August besichtigte der Kaiser die englische Flotte, zu deren höchsten Vorgesetzten er jetzt, als „Admiral of the Fleet“, zu zählen war. Die Inspektion fand an Bord der Yacht der Königin, „Viktoria und Albert“, statt. Nach Schluß des großartigen Schauspiels signalisierte die Yacht an die Flotte: „Der Kaiser, der Prinz von Wales und die Königin wünschen den Admiralen, Kapitänen, Offizieren und Mannschaften ihre höchste Zufriedenheit mit dem Aussehen und der Tüchtigkeit der versammelten prächtigen Flotte auszudrücken.“

Am 12. August, unmittelbar nach Kaiser Wilhelms Rückkehr aus England, erschien Kaiser Franz von Österreich in Berlin, noch gebeugt von dem unheilvollen Geschick, von dem sein Haus vor kurzem erst betroffen worden war — Kronprinz Rudolf hatte durch Selbstmord geendet. Herzlich und freudig, wie sich der Empfang des Königs von Italien gestaltet hatte, war auch der Empfang dieses Bundesgenossen. Er bestätigte die Freundschaft der

Fürsten und Völker, denen Europa nun bereits ein Jahrzehnt des Friedens in ernster und bewegter Zeit verdankte.

Von den Reisen, die der Kaiser während des Sommers noch im eigenen Reiche übernahm, sind die nach den Reichslanden und Hannover hauptsächlich zu erwähnen. Die Stimmung der Einwohner der wiedergewonnenen Landesteile wurde dadurch wesentlich verbessert. Auch in Hannover zeigte es sich, daß die „Einverleibten“ sich mit den neuen Zuständen immer mehr zu befreunden gelernt hatten.

Zar Alexander III. hatte lange gezögert, Kaiser Wilhelms Besuch in Petersburg zu erwidern. Am 11. Oktober 1889 stellte er sich endlich in der deutschen Reichshauptstadt ein. Der Empfang von Seiten der Bevölkerung war ein frostiger, kein Hoch ließ sich hören. Die russische Presse hatte sich in der letzten Zeit äußerst deutschfeindlich geäußert, die Verschiebungen der russischen Armeekörper nach der deutschen Grenze zu hatten auch nicht den Eindruck großer Freundschaft hervorgerufen; Mißtrauen herrschte auf beiden Seiten, dem deutschen Reichskanzler gelang es aber, den Zaren von der friedlichen Gesinnung Deutschlands zu überzeugen, und so war auch dieser Besuch von guten Folgen begleitet.

Um die Mitte des Oktober trat der Kaiser mit seiner Gemahlin eine Reise nach Griechenland und der Türkei an. Die Veranlassung war die Vermählung der Schwester des Kaisers, Prinzessin Sophie, mit dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland, die am 27. Oktober zu Athen stattfinden sollte.

Der Kronprinz Konstantin, Herzog von Sparta, war

seit früher Jugend von einem deutschen Hofmeister, dem Geh. Rat Dr. Lüders, in allen civilen Fächern mit gutem Erfolge unterrichtet worden. In den Straßen Athens war er eine volkstümliche Erscheinung. Als daselbst im Jahre 1882 die erste Pferdebahn ins Leben gerufen wurde, war der Herzog von Sparta mit unter den ersten Passagieren derselben. Der militärische Gouverneur des jungen Fürsten war der Oberst Kolokotronis, vielleicht der tüchtigste und gelehrteste Offizier des heutigen Hellas. Derselbe war früher Generaladjutant des Königs gewesen, wurde jedoch vom Parlament zum Rücktritt gezwungen, weil er im königlichen Zimmer einem peloponnesischen radikalen Deputierten die phrygische Mütze, die derselbe vor Sr. Majestät absolut nicht ziehen wollte, mit militärischer Kürze einfach vom Kopfe schlug. Die beleidigte Kammer bestand auf des Generaladjutanten Entlassung, und König Georg mußte dieser Forderung nachgeben. Nun wurde Kolokotronis zum Direktor der Militärakademie im Piräus ernannt und dort war der Thronfolger einer seiner intelligentesten und strebsamsten Schüler.

Seine militärische Ausbildung vollendete der Kronprinz Konstantin im 2. Garde-Regiment zu Berlin. Am 3. September 1888 verlobte er sich mit der Prinzessin Sophie.

Ehebündnisse unter so hochgestellten Persönlichkeiten haben noch eine andere Bedeutung, als daß sie ein häusliches Glück begründen sollen. Ob gewollt oder nicht gewollt, es knüpfen sich Folgen daran, die für das Völkerleben nicht gleichgültig sind.

Das lenkt den Blick auf eine ganz besondere Seite

des europäischen Staatenlebens. In die europäische Fürstenaristokratie ist mehr und mehr deutsches Blut gekommen; haben doch selbst die beiden französischen Prätendenten, der Graf von Paris und der Prinz Jerome Napoleon, deutsche Prinzessinnen zu Müttern; in den Adern König Humberts rollt habsburgisch-lothringisches Blut. Die Königshäuser von Belgien, Holland, Rumänien sind von Deutschen gegründet, das portugiesische Königshaus durch einen Koburger erneuert worden. Die dänische Dynastie und die von ihr entsprossene griechische sind gleichfalls dem Blute nach deutsch. Die auf ihre nationale Eigenart mit Recht eifersüchtigen Völker würden sich das Heranwachsen eines solchen Verhältnisses sicher nicht haben gefallen lassen, wenn nicht eine deutsche Eigentümlichkeit mitgewirkt hätte, die vielleicht am stärksten in den Deutschland entsprossenen Dynastieen sich zeigt, die Fähigkeit des Deutschen, ganz in das Wesen einer fremden Nation einzugehen. Es giebt keine mehr echt englische Familie als die britische, deutschem Blut entsprossene Königsfamilie; der russische Zar ist der schärfste, geradezu typische Vertreter des Russentums, und dennoch mehr deutscher als moskowitischer Herkunft. So windet sich um die, durch so viel widerstreitende Interessen, durch so viele historisch überkommene Zwistigkeiten, durch eine so stark entwickelte, instinktive gegenseitige Abneigung getrennten europäischen Nationen ein gemeinsames Band, das der Blutsverwandtschaft. Und wenn dasselbe auch nicht im Stande ist, den ewigen Frieden zu verbürgen, so wird doch manche Schärfe in den staatlichen Beziehungen durch persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen gemildert, und eine Gemeinsamkeit

bleibt, an welche in schwieriger Stunde angeknüpft werden kann. Die Verbindung der Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland näherte die zwei Flügel der Fürstenaristokratie, die sich am weitesten von einander entfernt hatten, in denen die dynastischen Gegensätze den schärfsten Ausdruck anzunehmen drohten — das deutsche Kaiserhaus und die dänisch-russische Familie ....

Die Eindrücke, die der Kaiser auf der Orientreise empfing, gab er in den folgenden Depeschen an den Fürsten v. Bismarck wieder:

28. Oktober. „Nach berauschend schöner Fahrt im alten, schönen Athen angelangt, nach herrlichem Empfang von Fürst und Volk war Ihr Telegramm der erste Gruß aus der Heimat. Herzlichen Dank dafür! Mein erstes Wort ans Vaterland sei ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon, dessen erhabener Anblick Mir tiefen Eindruck macht.“

9. November. „Nach einem Aufenthalt, der einem Traume gleicht und welcher durch die freigebigste Freundschaft des Großherrn zu einem paradiesischen gemacht wurde, passiere Ich soeben bei schönem Wetter die Dardanellen“ ...

So gern man am Hofe Kaiser Wilhelms die Verbindung der Prinzessin Sophie mit dem Herzog von Sparta auch gesehen hatte, so folgte derselben doch bald eine tiefe Verstimmung, die herbeigeführt wurde durch den ganz unerwarteten und freiwilligen Übertritt der nunmehrigen Kronprinzessin von Griechenland zur griechischen Kirche. Gemäß der in der griechisch-orthodoxen Kirche und der in der griechischen Verfassung vorhandenen Ausnahmebestimmungen war ein Übertritt der Prinzessin zur orthodoxen Kirche keineswegs erforderlich gewesen.

Daß eine deutsche Fürstentochter im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, des Jahrhunderts Kaiser Wilhelms, Bismarcks und Moltkes, der Siege von Königgrätz und Sedan, ausländischen Vorurteilen zu Liebe ihre Religion wechseln und dadurch die Erstberechtigung der griechisch-orthodoxen Kirche anerkennen werde, das hatte man für moralisch unmöglich gehalten.

Der Kaiser mißbilligte den Schritt seiner Schwester ernstlichst, die Kaiserin bedauerte denselben schmerzlich, und da ihre englischen Verwandten die Konversion der Kronprinzessin von Griechenland gebilligt und begünstigt hatten, so vertiefte sich dadurch noch der Riß, den religiöse Angelegenheiten bereits zwischen ihr und jenen geschaffen hatten.

* * *

Wir gelangen nun zu dem Jahr, das die größte Katastrophe brachte, von der spätere Geschichtschreiber aus Kaiser Wilhelms II. Regierungszeit zu berichten haben werden, jene Katastrophe, die das Deutsche Volk bis ins Innerste erschütterte, die es nie verwinden wird, so lange Dankbarkeit und Begeisterung in den germanischen Landen noch nicht ausgestorben sind.

Am 20. März 1890 gab Wilhelm II. dem Reichskanzler Fürsten von Bismarck den Abschied.

Unerwartet und allzu bald war der Bruch zwischen dem jungen Kaiser und dem alten Staatsmann eingetreten.

Daß ein jugendlicher Herrscher, der selbst mit eigener Hand, nach seinem eigenen Willen die Regierung zu leiten verlangt, nur sehr schwer die Stellung eines im Laufe der

Jahre an eine sehr selbständige und selbstherrliche Führung der Regierungsgeschäfte gewöhnten Ministers erträgt, das wird keinen Menschen überraschen. Und ebenso ist kein Grund zur Verwunderung darüber ersichtlich, daß ein greiser Staatsmann von Bismarcks Leistungen und Verdiensten sich höchst ungern höheren Weisungen und Befehlen seines jugendlichen Herrn oder gar den dilettantischen Ratschlägen ganz unerfahrener Politiker unterwirft: die fast unvermeidliche Folge ist es, daß die Wege sich trennen.

Für alle Zeiten und alle Menschengeschlechter ist Bismarcks Anspruch auf Deutschlands Dank fest begründet und gesichert; sein Anspruch ruht auf dem Grunde der gewaltigsten Leistungen und Verdienste, wie die Weltgeschichte wenig ihresgleichen gesehen. Nicht ein leicht erworbenes Erbe der Vorfahren und Vorgänger, vom Großvater und Vater überkommen, ist die allgemeine und begeisterte Verehrung, mit der, wo immer der Name Bismarck genannt wird, aller Deutschen Herzen schlagen; nein, mühevoll erworben, sauer erarbeitet, dem widerstrebendsten Willen vielleicht gerade der einsichtsvollsten Zeitgenossen abgerungen ist der Schatz der Volksliebe und des Volksdankes, der Bismarck zu Teil geworden ist. Er hat durch harte und schwere, alle Kräfte seines Geistes anstrengende und aufreibende Arbeit den Dank der deutschen Nation sich verdient, er ist in eine weltgeschichtliche Stellung nicht hineingeboren, sondern in heißen Mühen hat er sie sich erkämpft und errungen.

An die Spitze jeder historischen Erörterung über die Zeit, die wir durchlebt haben, muß der eine Satz treten, den auszusprechen wir berechtigt, ja verpflichtet sind: Bis-

marck ist der Begründer und Schöpfer des Deutschen Reiches, in dessen Rahmen und unter dessen Schutz wir Deutschen atmen und leben.

Dieser Satz enthält die Summe seines Lebens.

Menschlichem Ermessen nach ist die politische Laufbahn des Reichsgründers mit jenem 20. März beendigt. Eine große Periode weltgeschichtlichen Lebens ist damit abgeschlossen; überhaupt ein Zeitalter deutscher Geschichte, wie es niemals ein herrlicheres gegeben, liegt vollendet hinter uns.

Ehern und festgefügt steht der historische Charakter Bismarcks heute vor uns; wie wir ihn heute sehen, so überliefern wir ihn dem Andenken der nach uns kommenden Geschlechter.

Dicht neben die beiden großen Ahnherren und Schöpfer des neueren Deutschlands, auf deren Leistungen unser heutiges Leben beruht, dicht neben Martin Luther und König Friedrich den Großen ist in unseren Tagen Otto von Bismarck getreten: zu jenen gewaltigsten Trägern der weltgeschichtlichen Entwickelung Deutschlands hat sich in unseren Tagen dieser unser Zeitgenosse gesellt; er ist der dritte in dem Dreimännerbund, dem das heutige Deutschland sein Leben und Wesen, seinen geistigen und sittlichen und staatlichen Charakter verdankt .....

„Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet,“ hieß in dem kaiserlichen Handschreiben vom 20. März an den Fürsten, „daß Ich Sie bei Meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berater zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen

Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer und unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Überzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden .... Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus ihren Ämtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in Gnaden und in der Zuversicht erteile, daß Ihr Rat und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Ihre Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werden."

Die eigentliche Ursache des Bruches zwischen Kaiser und Kanzler ist bisher unbekannt geblieben. Vielleicht gelangt sie einst nach Bismarcks Tode aus seinen Aufzeichnungen an die Öffentlichkeit.

Am 14. März abends hatte der Reichskanzler den Besuch des Führers der Zentrumspartei des Reichstages, des ehemaligen Hannöverschen Staatsministers Windthorst, empfangen. Schon am nächsten Morgen erschien der Kaiser ganz früh persönlich im Reichskanzleramt und beschied den Fürsten, der sich noch im Bett befand, zu sich. Die Unterredung betraf den Besuch Windthorsts vom Abend zuvor und verlief sehr stürmisch, da der Kaiser Grund zu haben meinte, die Gesinnung Windthorsts als ihm feindlich betrachten zu müssen. Seine Vorwürfe gipfelten darin, daß er sich die Annahme solcher Besuche durch den Kanzler verbitten müsse. An dieser Ansicht hielt er auch fest, als

Bismarck bemerkte, daß er sich nicht das Recht nehmen lasse, innerhalb seiner Schwelle zu empfangen, wen er wolle. Auf eine fernere Äußerung des Kaisers erwiderte er, daß er zu alt sei, um sich in privaten Dingen unter Vormundschaft zu stellen. Der Kaiser fuhr in großer Erregung davon.

Es ist behauptet worden, daß damals oder bei ähnlicher Gelegenheit Fürst v. Bismarck die Achtung, die er seinem Herrn schuldig war, außer Augen gelassen habe. Diese Darstellung ist eine positive Unwahrheit. Fürst v. Bismarck ist nie auch nur unhöflich geworden. Ihm stand der Vorzug des Alters zur Seite, das ihn seine Worte wägen ließ.

In der Zwischenzeit bis zur Entlassung fiel die Meinungsverschiedenheit über die Kabinettsordre von 1852. Diese untersagt den Ressortministern den Vortrag beim Könige ohne Vorwissen des Premierministers. Die Ordre bestand zu Recht, es war Bismarcks Pflicht, an ihr festzuhalten, zumal sie thatsächlich die Grundlage bildete für das ganze preußische Ministerialsystem.* Der Ministerpräsident hat als solcher kein Ressort: seine einzige Aufgabe ist es, über alle Zweige der Politik zu wachen; hierin allein beruht die Möglichkeit einer in allen Teilen von gleichen Gesichtspunkten getragenen Staatsleitung. Der Kaiser verlangte als sein Recht, jeden Minister zum Vortrag zuzulassen, auch ohne Wissen des Ministerpräsidenten. Indem Bismarck die einzige Befugnis, die ihm als solchem zustand, entzogen ward, wurde sein Amt illusorisch, der Kaiser selbst wurde Ministerpräsident.

---

* Diese Kabinettsordre ist auch unter Graf v. Caprivi nicht aufgehoben worden.

Der direkten Forderung des Kaisers gegenüber beharrte Bismarck auf seiner Auffassung und zog sich mit den Worten zurück, daß er dann eben aufgehört habe, Ministerpräsident zu sein.

Kaum war diese Unterredung beendet, da erschien der Chef des Militärkabinetts General v. Hahnke bei Bismarck, um mitzuteilen, der Fürst möge „nun endlich" das „angedrohte" Entlassungsgesuch einreichen. Der Kanzler erklärte, er könne in dem gegenwärtigen Momente nicht die Verantwortung für seine Entfernung übernehmen, zum mindesten müsse er in ausführlicher Weise die Gründe seines Rücktritts darlegen. Übrigens habe der Kaiser ja das Recht, ihn jeden Augenblick ohne Weiteres zu entlassen.

An demselben Tage stellte sich auch Herr v. Lucanus, der Chef des Zivilkabinetts, im Palais des Reichskanzlers ein, nun abermals zu drängen. Bismarck hatte seine Denkschrift noch nicht beendet und gab eine ähnliche Antwort, wie zuvor.

Unmittelbar nach Konzeption des Schriftstückes entsandte der Kanzler dasselbe an den Monarchen.

Bereits am nächsten Tage erschienen General v. Hahnke und Herr v. Lucanus abermals. Jeder von ihnen brachte einen blauen Brief. Fürst v. Bismarck sollte zum Generalobersten und zum Herzog von Lauenburg ernannt werden. Außerdem ward die Absicht des Kaisers angekündigt, vom Reichstage für den Fürsten eine Dotation von einer Million zu fordern.

Fürst v. Bismarck lehnte diese Dotation ab; er erklärte ferner, auf den Herzogstitel zu verzichten, den Rang eines Generalobersten wolle er nicht ablehnen, da dieser zu nichts verpflichte.

Die kaiserlichen Gnadenerweise erschienen im „Reichsanzeiger“, und zwar in einer Extraausgabe desselben, da der nächste Tag ein Sonntag war.

Bismarck selbst dürfte erst aus dritter Hand den „Reichsanzeiger“ erhalten haben und damit von der ihm erteilten, aber nicht erwünschten Gnade unterrichtet worden sein. Ein weiterer Protest war jedoch unmöglich geworden. . . .

Für den Feldmarschall Moltke war bei seinem Abschiede aus dem aktiven Dienste die Form gefunden worden, ihn dennoch dem letzteren zu erhalten, sowie sein Verbleiben in Berlin und in Fühlung mit den wichtigsten Angelegenheiten seines Ressorts und des Landes zu ermöglichen. Bei dem Fürsten v. Bismarck ist dieser Versuch nicht gemacht worden. Der erste Beamte des Reiches mußte binnen zwölf Tagen seine Wohnung aufgeben, in welche General v. Caprivi bereits einrückte, noch ehe sein Vorgänger seine Privata zu entfernen die Zeit gefunden hatte. Damit war für Bismarck die Möglichkeit, in Berlin zu verbleiben, ausgeschlossen.

Man hoffte noch immer auf eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten; andrerseits aber sagte man, eine solche widerstreite der Würde der Krone.

Hierauf gab im November 1891 eine süddeutsche Zeitung die Antwort:

„Wir sind der gegenteiligen Ansicht. Ein Zug zur Größe kann nie der Würde einer Krone zuwiderlaufen, am allerwenigsten der Krone der Hohenzollern, die ohne den Fürsten v. Bismarck doch schwerlich auf der Höhe stehen würde, die sie heute noch einnimmt. Was Kaiser

Wilhelm I. so oft in rührendster Weise ausgesprochen, seinen und seines Hauses unauslöschlichen Dank, wird der Enkel um einiger Meinungsverschiedenheiten willen nicht verleugnen. Wir glauben, daß es die Aufgabe der verantwortlichen Ratgeber der Krone sein sollte, dem Kaiser einen solchen Schritt auf jede Weise zu erleichtern und dem Enkel Kaiser Wilhelms I. damit den Glanz einer wahrhaften Popularität zu verleihen."

Jakoby, der Königsberger, glaubte einst die Lösung eines großen Rätsels auszusprechen, als er Friedrich Wilhelm IV. entgegenrief, es sei das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.

Das größere Unglück ist es, daß den Königen niemand die Wahrheit sagt ....

Titanen wie Bismarck treten stets nur vereinzelt in der Weltgeschichte auf; ihre Epigonen sind naturgemäß Zwerge.

Dem gewaltigen Erbauer des Reiches folgte im Amte auf Befehl des Kaisers ein Mann, der sich noch nie mit der hohen Politik beschäftigt hatte.

Der Abstand war groß, peinlich.

Unermeßlich war der Schmerz der Patrioten. Bange Besorgnis ergriff alle, die das Vaterland liebten.

Des Reiches innere und äußere Feinde aber jubelten.

Friedrichsruh, Bismarcks Lieblingswohnsitz, wurde ein Wallfahrtsort. In ungezählten Tausenden kamen die Vaterlandsfreunde, kommen sie noch heute, um dem größten deutschen Manne zu beweisen, daß die Dankbarkeit auf Erden noch nicht ausgestorben ist.

* * *

Wie dem Kaiser unmittelbar nach dem Rücktritt des Fürsten v. Bismarck zu Mute war, konnte man aus einem am 22. März von ihm abgesandten Telegramm ersehen:

„Mir ist so weh, als hätte ich noch einmal meinen Großvater verloren; aber von Gott Bestimmtes ist zu tragen, auch wenn man darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiffe ist mir zugefallen; der Kurs bleibt der alte. Voll Dampf voran!"

Der Reichsanzeiger vom 20. März teilte mit, daß der Kaiser den kommandierenden General des 10. Armeekorps, General der Infanterie v. Caprivi, zum Reichskanzler und zum Ministerpräsidenten ernannt und den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Grafen v. Bismarck-Schönhausen, mit der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen einstweilen beauftragt habe. Da aber letzterer am 21. März gleichfalls sein Entlassungsgesuch einreichte, so wurde auch das Ministerium des Äußern dem neuen Reichskanzler übertragen, der bisherige badische Gesandte und Bundesbevollmächtigte, Freiherr Marschall v. Bieberstein, zum Staatssekretär des Äußern ernannt. Im Auswärtigen Amt, das durch die nahezu 28jährige Thätigkeit des Fürsten v. Bismarck eine ruhmvolle Geschichte hatte, gab es nun keinen „Bismarck" mehr. Von den Mitgliedern der Familie des alten Reichskanzlers waren nur noch zwei in einem öffentlichen Amt: der zweite Sohn, Graf Wilhelm v. Bismarck, als Regierungspräsident in Hannover, und der Schwiegersohn, Graf v. Rantzau, als preußischer Gesandter in München.

Nie hat ein Staatsmann eine undankbarere Aufgabe

übernommen, als der General v. Caprivi, indem er an die Stelle Bismarcks trat.

„Ich grabe mir selbst mein Grab," sagte er, als er dem kaiserlichen Befehle Folge leistete..

Die „Times" schrieben damals: In General v. Caprivi hat der junge Kaiser ohne Zweifel einen fähigen und gewandten Diener gefunden, welchem er um so mehr Sympathieen entgegenbringt, als derselbe die Marine reorganisiert hat, an welcher der Kaiser so warmes Interesse nimmt. Der Umstand, daß Wilhelm II. einen, wenn auch noch so fähigen Mann aus einer vergleichsweise obskuren Stellung zur höchsten Stellung im Reiche, außer seiner eigenen, erhebt, spricht für seinen Mut und seine Überzeugung, Charaktere durchschauen zu können. Wahrscheinlich aber sieht der Kaiser in dem General einen Typus, welcher leicht seine eigenen lebhaften Eindrücke aufzunehmen imstande ist. Der Kaiser und sein neuer Kanzler haben ein weißes Blatt Papier vor sich, um darauf Geschichte zu schreiben. Die Welt wird begierig sein, welcher Art die Geschichte sein wird. Wilhelm II. besitzt ohne Zweifel Eigenschaften eines großen Mannes. Er hat unerschöpfliche Energie und furchtbaren Ernst. Sein Thätigkeitssinn umfaßt ein weites Interessenfeld. Wir wissen aber noch nicht, nach welcher Richtung sich sein Charakter entfalten wird. Während es zuerst hieß, daß er mit Leib und Seele nur für Armee und Marine Sinn hätte, sehen wir ihn gegenwärtig in soziale Probleme versunken, und er befaßt sich mit solchem heißen Eifer mit ihnen, als ob ihr Dasein eine Entdeckung wäre. Bei aller Bewunderung vor einem Charakter, dessen Frische und angeborene Kraft sich den Einflüssen überlegen gezeigt

hat, welche diese Eigenschaften an Höfen ersticken, ist es unmöglich, nicht etwas besorgt zu sein darüber, was das Nächste sein mag, das ein ein solcher Monarch ihun wird, und nicht tiefes Bedauern zu hegen, daß eine Kraft der Stetigkeit, wie Fürst Bismarck, seinem Rate sich entzogen hat."

Leo v. Caprivi,* eigentlich Caprivi-Caprara de Montecuculi, ist der älteste Sohn des früheren Obertribunalsrats v. Caprivi, der in den Jahren nach 1848 vielfach als Schwurgerichtspräsident in politischen Prozessen genannt wurde. Er besuchte in Berlin das Werdersche Gymnasium, das damals unter Bonnells Leitung stand, desselben Direktors, der auch auf die Erziehung des Fürsten Bismarck eine Zeit lang Einfluß geübt hat.

Schon als Schüler gehörte Caprivi zu den Leuten, die früh die Vermutung erwecken, daß ihnen eine bedeutsame Zukunft bevorsteht, zum Teil um ihrer Anlagen willen, die bei ihm zwar nicht eigentlich glänzend genannt werden durften, aber doch über das Mittelmaß hinausgingen, noch mehr aber um der sehr ernsten und festen Lebensführung willen. Groß, breitschulterig, das Gesicht von zahlreichen Sommersprossen bedeckt, hatte er in der Erscheinung schon in frühen Jahren den militärischen Beruf vorgebildet, er gehörte auch zu den Knaben, die auf die Fragen, was sie werden wollen, niemals verschiedene Antworten gegeben haben. Es stand bei ihm fest, daß er Offizier werden wolle, und das sagte

* Eine ausführliche Biographie Caprivis ist enthalten in den „Reden des Grafen von Caprivi im Deutschen Reichstage, Preußischen Landtage und bei besonderen Anlässen, 1888—1898." Berlin S.W. 48, Verlag von Ernst Hofmann & Co.

er jedem. Er war einer von den Schülern, die niemals mit der Versetzung sich um ein halbes Jahr verspäten, aber ebensowenig einmal eine Klasse um ein halbes Jahr schneller absolvieren, als der Kursus mit sich bringt; die niemals eine Arbeit, die ihnen aufgegeben wird, ungethan lassen, aber ebenso wenig eine Arbeit freiwillig machen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; die, wenn sie gefragt werden, meist die richtige Antwort geben, aber ungefragt nicht mit ihrem Wissen zu glänzen suchen. Seine mathematischen Aufgaben löste er, was bei Gymnasiasten bekanntlich nicht die Regel ist, jedesmal selbständig, aber die tiefer liegenden Feinheiten derselben bemerkte er nicht. Unpräpariert kam er niemals in die Klasse, aber als er den Tacitus zu lesen anfing, klagte er, derselbe sei „niederziehend schwer“. Das sind die Charakterzüge, die auch im späteren Leben sinngemäße Anwendung bei ihm gefunden haben.

Michaelis 1849 bestand er das Abiturienten-Examen mit gutem Zeugnis und trat dann als Avantageur bei dem Kaiser Franz-Regiment ein. Schon nach wenigen Jahren bezog er die Kriegsakademie und absolvierte dann einen großen Teil seiner Laufbahn im Generalstab. Auch im Kriegsministerium war er eine Zeit lang als Abteilungschef thätig.

Während des Feldzuges 1870—71 war er als Oberstlieutenant Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps, welches General v. Voigts-Rhetz kommandierte. Letzterer wurde schon während des Feldzuges mehrfach von der schweren Krankheit heimgesucht, der er bald nach dem Kriege erlag, so daß die Verantwortlichkeit seines General-

stabs-Chefs öfters in hohem Grade in Anspruch genommen werden mußte. Der gegen so große Übermacht am 28. November 1870 hauptsächlich von Truppen des 10. Armeekorps erfochtene Sieg über die Franzosen bei Beaume-la-Rolande bildet ein schönes Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Armeekorps, und Caprivis Name nimmt auf diesem Blatt eine hervorragende Stelle ein.

Über Caprivis Stellung und Thätigkeit als Chef der Marine ist bereits berichtet worden.

Wie der Kaiser mit dem Altreichskanzler gebrochen hatte, so brach die neue Regierung mit dem „System Bismarck“.

Die erste Rede des Reichskanzlers im preußischen Abgeordnetenhause am 15. April war eine Absage an Bismarck, die sich mit den kaiserlichen Worten der Entlassungsurkunde vom 20. März wenig vertrug. Sie atmete trotz aller Anerkennung der Größe des Vorgängers des Herrn v. Caprivi einen feindlichen Geist gegen diesen und kündigte trotz aller Versicherungen, der Kurs der neuen Regierung bleibe der alte, einen vollständigen Wechsel desselben an.

Jede neue Regierung stellt sich neue Aufgaben; hier aber wurde radikal mit einem Vorgänger gebrochen, dessen „Rat und Thatkraft, Treue und Hingebung“ der Monarch sich noch in der Zukunft dienstbar zu machen sich vorbehalten hatte.

Am 23. Mai 1890 versendete Herr v. Caprivi an sämtliche deutsche und preußische Missionen das nachstehende Zirkular:

„Euer (Titel) wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten

v. Bismarck, Herzogs von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Sr. Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange jene Äußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Seine Majestät der Kaiser sind indes der Überzeugung, daß entweder von selbst eine ruhigere Stimmung eintreten oder aber der thatsächliche Wert des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden. Es sei nicht zu befürchten, daß aus der Verbreitung subjektiver, mehr oder weniger richtig aufgefaßter, hie und da zweifellos absichtlich entstellter und zum Teil zu Personen von anerkannter Feindschaft gegen Deutschland gethaner Äußerungen ein dauernder Schaden entstehen könnte. Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmannes zu trüben. Indem ich Euer (Titel) hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichen Falls demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, füge ich ergebenst hinzu, daß ich mich der Hoffnung hingebe, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie accreditiert sind, den Äußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden.

v. Caprivi.

Dieser erst 1892 im „Reichsanzeiger“ der Öffentlichkeit bekannt gegebene Erlaß an die auswärtigen Vertreter enthält die Unterstellung, daß Fürst v. Bismarck in diesen zwei Monaten ein ganz andrer Mensch geworden sei, als er im Amte war; man hatte keine Empfindung, daß eine solche Kritik der Person des eben erst aus dem Amt geschiedenen ersten Kanzlers notwendig auch dessen frühere Arbeit treffe, sich gegen die ganze Regierung Kaiser Wilhelms I. richte.

Am 1. April 1890 trat für die äußere Gestaltung der deutschen Militärverhältnisse ein wichtiger Wendepunkt ein. Die im Jahre zuvor beschlossene neue Zusammensetzung des großen Organismus der Armee gewann mit diesem Tage praktische Geltung, wodurch das ganze Gefüge des Heerwesens im Reiche ein wesentlich anderes wurde. Bisher waren es die Ausbildung der Truppen und das verwaltungstechnische Interesse, nach denen die Verteilung der militärischen Kräfte im Frieden innerhalb des Landes geregelt war; vom 1. April ab waren nicht diese Gesichtspunkte mehr, sondern das strategische Interesse für die Wahl der militärischen Standorte entscheidend.

Nach diesen Grundgedanken vollzog sich der umfassende Wechsel des Truppenbestandes, der jetzt eintrat, und der mit den bisherigen Überlieferungen ebenso brach, wie andere Reformen auf militärischem Gebiet seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II.

Der neue Belegungsplan war hauptsächlich mit Rücksicht auf die Landesgrenzen ausgearbeitet worden, die bei Ausbruch eines Krieges zuerst zu schützen wären. Es wurden zwei neue Armeekorps, das 16. und 17., gebildet,

deren Generalkommandos ihren Sitz in Metz und Danzig erhielten. Nach Westen wie nach Osten hin wurde damit den starken Truppenansammlungen einigermaßen entsprochen, die in Frankreich und Rußland in der Richtung auf die deutsche Grenze stattgefunden hatten, ohne daß jedoch bei uns von einer demonstrativen Truppenanhäufung, wie sie namentlich in Rußland an der galizischen Grenze seit längerer Zeit zu beobachten gewesen war, gesprochen werden konnte.

Worauf es bei der neuen Heereseinteilung vor allem ankam, war der Schutz der im Falle eines Krieges gefährdeten Fronten des Reiches und die ausreichende Besetzung derjenigen Linien, auf denen sich voraussichtlich die Operationen bewegen würden. Diese Besetzung sollte mit allen drei Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, möglichst gleichmäßig geschehen. Die Front nach Frankreich wurde durch drei Armeekorps, das 14., 15. und 16., die Front gegen Rußland durch deren vier, das 1., 2., 5. und 17., gesichert.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht hatte die neue Armeeverteilung für manche Landesteile erhebliche Folgen. Eine große Anzahl von Garnisonen im Innern des Reiches wurde verringert, andere Garnisonen hörten überhaupt zu bestehen auf. In kleineren, weniger bemittelten Städten, in denen das bürgerliche und geschäftliche Leben mit der militärischen Besatzung eng verknüpft war, empfand man diesen Wechsel schwer. Für Berlin und das Gardekorps traten nur unwesentliche Veränderungen ein; sie beschränkten sich darauf, daß das Leib-Garde-Husarenregiment und das 2. Garde-Ulanenregiment aus ihrem bisherigen Brigade-

verbande ausschieden und eine neue Garde-Kavallerie-Brigade bildeten.

Im Ganzen vollzog sich dieser durchgreifende Wechsel in einer für das Ausland so geräuschlosen Weise, daß von Mißverständnissen und Beunruhigungen, wie sie die russischen Truppenverschiebungen hervorzurufen hatten, nichts zu merken war.

In den höheren Kommandostellen traten einige Personalveränderungen ein. Als Ersatz des Generals v. Pilgers, der zu Ende des vorigen Jahres in den Ruhestand getreten war, wurde der Kommandeur der 10. Division, v. Seeckt, zum kommandierenden General des 5. Armeekorps ernannt; das Kommando des 16. Armeekorps erhielt der General Graf v. Häseler, das des 17. der General August Lentze, der erste Bürgerliche, dem ein Korpskommando übergeben wurde; das Kommando des 10. Armeekorps, das General v. Caprivi innegehabt hatte, erhielt General Bronsart v. Schellendorff II, bisher kommandierender General des 3. Armeekorps, welches wiederum dem General v. Versen, bisherigem Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division, zuerteilt wurde. Das Kommando über das 15. Armeekorps, das General v. Heuduck bekleidet hatte, wurde dem Gouverneur von Straßburg, General v. Lewinski II, der Gouverneursposten in Straßburg dem General v. Sobbe, Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division, letztere Stelle dem Oberquartiermeister General v. Holleben übertragen.

In den Monaten Mai und Juni hatte der Deutsche Reichstag eine Verstärkung der deutschen Armee zu beraten. Noch vor Ablauf des im Jahre 1880 für die Zeit

bis zum 1. April 1888 festgesetzten sogenannten Septennates hatte die Regierung dem Reichstag im November 1886 eine Vorlage gemacht, welche ein neues Septennat vom 1. April 1887 bis zum 1. April 1894 und zwar auf der Grundlage einer um 41 145 Mann erhöhten, also auf 468 419 Mann formierten Friedenspräsenzstärke forderte. Die Erhöhung der Friedenspräsenz gab Veranlassung zur Vermehrung der Infanteriebataillone um 30, der Batterieen der Feldartillerie um 24, der Eisenbahntruppen um 9 Kompagnieen, der Pioniere um 1 Kompagnie und des Trains um 14 Kompagnieen.

Schon in der Session von 1887—88 hatte der Reichstag einen Gesetzentwurf genehmigt, welcher die Zeit der Kriegsdienstpflicht erheblich verlängerte. Nach der Reichsverfassung von 1867 endigte die Verpflichtung zum Kriegsdienste mit dem 32. Lebensjahre. Ein besonderes Landsturmgesetz, welches 1875 erlassen worden war, traf über eine vom 32. bis 42. Lebensjahre dauernde Landsturmpflicht nähere Bestimmungen. Ein Zusatzgesetz aus dem Frühjahr 1888 sollte die frühere preußische Einrichtung der Landwehr zweiten Aufgebots wiederherstellen. Dasselbe verlängerte die Kriegsdienstpflicht bis zum vollendeten 45. Lebensjahre und teilte die Kriegsdienstpflichtigen vom 32. bis 39. Lebensjahre der Landwehr zweiten Aufgebots, die vom 39. bis 45. Lebensjahre dem Landsturm zu. Für die Ersatzreservisten wurden jährliche Kontrollversammlungen eingeführt und zugleich die Zeit für die zur Friedensausbildung in den Waffen herangezogenen Mannschaften von bisher 18 auf im ganzen 20 Wochen verlängert.

In der Reichstagssession 1888—89 erfolgte eine Ver-

stärkung der Feldartillerie um rund 3000 Mann und 3838 Pferde.

„Die Friedensorganisation der deutschen Feldartillerie,“ sagte die bezügliche Denkschrift der Regierung, „ist in der Weise geplant, daß im allgemeinen jedem Armeekorps, wie bisher, 2 Feld-Artillerie-Regimenter, jedoch in 7, statt der bisherigen 6 Abteilungen gegliedert, zugeteilt werden. Beim sächsischen Armeekorps soll mit Rücksicht auf seine Zusammensetzung aus 3 Divisionen eine Gliederung in 3 Feldartillerie-Regimenter eintreten. Beim 13. (württembergischen), 14. und 15. Armeekorps soll die Einteilung der Feldartillerie unverändert bleiben. Innerhalb des Rahmens dieser Organisation muß eine erheblich größere Zahl von Batterieen als bisher auf den hohen Etat von 6 bespannten Geschützen gebracht, ein Teil derselben auch mit einigen bespannten Munitionswagen ausgerüstet werden, um den Übergang auf den Kriegsfuß und den erhöhten Kriegsbedarf unter den veränderten Verhältnissen zu sichern. Der sich hieraus ergebende Mehrbedarf an Mannschaft von rund 3000 Mann soll bis auf weiteres, soweit angängig, durch Verminderung der Zahl der Ökonomiehandwerker bei allen Waffengattungen, im übrigen durch Herabsetzung der Etatsstärken der Infanteriebataillone gedeckt werden. Die mehr erforderlichen 3838 Pferde, in welche diejenigen Bayerns nicht eingeschlossen sind, sollen vollzählig angekauft werden.“

Nach der Militärvorlage von 1890 sollte die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres vom 1. Oktober 1890 bis zum 31. März 1894 auf 486 983 Mann festgestellt werden, wobei die Einjährig-Freiwilligen nicht in Anrechnung

kamen; die Infanterie sollte in 538 Bataillone, die Kavallerie in 465 Eskadrons, die Feldartillerie in 434 Batterieen, die Fußartillerie in 31 Bataillone, die Pioniere in 20 Bataillone, der Train in 21 Bataillone formiert werden.

Diese Forderungen der Militärvorlage wurden begründet durch eine Vergleichung mit den Militärverhältnissen Frankreichs. Nach dem französischen Wehrgesetz, welches die thatsächliche, rücksichtsloseste Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bedeute, werde die jährliche Rekruteneinstellung auf 220 000 Mann veranschlagt, von welchen teils infolge gesetzlicher Bestimmungen, teils um das Budget innezuhalten, voraussichtlich etwa 64 000 nach einjähriger, 12 000 nach zweijähriger Dienstzeit zur Entlassung kommen, während der Rest 3 Jahre dient. Nach voller Durchführung des Gesetzes ergebe sich hieraus die Zahl der verfügbaren ausgebildeten Mannschaften — 25 Jahrgänge weniger 25 Prozent für Abgänge — in runder Summe 4 125 000.

In Deutschland dagegen würden jährlich 164 000 Rekruten, Dreijährige und Vierjährig-Freiwillige eingestellt, wozu etwa 9000 Einjährig-Freiwillige und 17 450 Ersatzreservisten kommen, welche letzteren eine Gesamtausbildung von 20 Wochen erhalten. In Deutschland werde somit, bei 24 Jahrgängen Rekruten und Freiwilligen und 18 Jahrgängen Ersatzreservisten — bei beiden nach Abzug von 25 Prozent für Abgänge — die Zahl der für den Kriegsfall verfügbaren ausgebildeten Mannschaften rund 3 350 000 betragen. Frankreich, an Bevölkerung fast um 11 Millionen ärmer als Deutschland, würde dann ein Mehr von 775 000 geübten Streitern von gleichmäßiger Ausbildung ins Feld

zu stellen haben. Außerdem sei die Überlegenheit der französischen Armee an Kadres in den letzten 3 Jahren noch gestiegen, die Zahl der Batterieen in den Jahren 1870 bis 1890 von 164 auf 480 mit 3123 Bespannungen für Geschütze und Munitionswagen gebracht worden, während die deutsche Feldartillerie nach dem Septennatsgesetze 364 Batterieen zählte, welche seit 1889 2038 Bespannungen hatten.

Die beantragte Heeresverstärkung sollte hauptsächlich dazu dienen, die durch Errichtung des 16. und 17. Armeekorps entstandenen Lücken auszufüllen und die Kriegsbereitschaft der Feldartillerie zu erhöhen. Es war daher die Neubildung von 70 fahrenden Batterieen vorgesehen, von welchen 53 auf Preußen, 7 auf Sachsen, 2 auf Württemberg, 8 auf Bayern fallen sollten. Die Feldartillerie würde durch diese Vermehrung eine Stärke von 434 Batterieen mit 2361 Bespannungen erhalten, und doch stehe sie dann hinter der französischen immer noch um 46 Batterieen und 442 Bespannungen zurück. Im Anschluß an diese Maßregeln würde eine erhöhte Fürsorge für Gewinnung eines tüchtigen und an Zahl genügenden Unteroffizierpersonals unvermeidlich, und zu diesem Zweck sei die Einführung von Unteroffizier-Dienstprämien, welche mit den Dienstjahren steigen, beabsichtigt. Die Kosten dieser Heeresverstärkung, einschließlich der Prämien für die Unteroffiziere, wurden auf 18 Millionen Mark fortdauernde Ausgaben und 40 Millionen Mark einmalige Ausgaben berechnet.

Nach langen Debatten — die erste Beratung fand am 14. und 16. Mai im Reichstage statt — wurde die Militärvorlage am 26. Juni vom Reichstage angenommen. Von

schwerwiegendster Bedeutung war die große Rede, mit welcher der Generalfeldmarschall Graf von Moltke, als nahezu neunzigjähriger Greis, den Reichsboten die Notwendigkeit der Heeresverstärkung auseinandersetzte und die Kriege der Zukunft und ihre Schrecken charakterisierte.

Mehrfach schon war die Kriegsgefahr eine drohende gewesen, jetzt aber atmeten die deutschen Völker erleichtert auf; schärfer als je war das Schwert, das der oberste Kriegsherr nunmehr in der Hand hielt, und der Friede, zu dessen Hüter er sich berufen fühlte, war wieder auf eine längere Zeit gesichert.

Ein Hohenzollernfürst ist in erster Linie Soldat. Diejenigen, die es nicht gewesen sind, sind nicht die, welche am meisten Ruhm und Dank geerntet haben. Kaiser Wilhelm II. fühlt den Beruf in sich, die deutsche Armee auf den höchstmöglichen Stand der Tüchtigkeit zu bringen, nicht bloß, um sie dadurch für einen Krieg bereit zu halten, sondern mehr noch, um durch eine mächtige Armee den Frieden zu befestigen.

Es giebt nichts in der Armee, so klein oder so groß es sein mag, für das der Kaiser sich nicht interessierte, das er nicht einzuführen oder abzustellen suchte. Daher die vielen Verordnungen und Ansprachen, die alle genau den richtigen Punkt treffen, auf historische Thatsachen sich stützen und zündend auf die Gemüter wirken.

Dem Regiment der Gardes-du-Korps, welches eine neue Standarte erhielt, sagte er: „Mögen Sie alle von dem Stolz beseelt sein, wie er dem Regiment und Meinem ganzen Heere eigen ist! Möge der Große König, der Stifter des Regiments, der beinahe die ganze Welt zum

Feinde hatte und dennoch das Reich zusammengeschmiedet und den Staat aufgebaut hat, ein leuchtendes Vorbild sein, das Regiment aber stets das bleiben, was es gewesen ist!“

Diejenigen Kadetten aus Großlichterfelde, welche nahe daran waren, in die Armee einzutreten, machte er darauf aufmerksam, daß die Zeit eine ernste sei und daß an jeden einzelnen die höchsten Anforderungen gestellt werden müßten. Einfachheit und Mäßigkeit müßten den Offizier auszeichnen. Er warne sie, unnützem Aufwand und Luxus sich hinzugeben. Aus vielen Gegenden des Reichs seien Beschwerden über Ausschreitungen gegen Untergebene an ihn gelangt. Der Offizier solle nicht forsch und schneidig gegen seine Mannschaft sein, sondern Langmut und Geduld üben und von keinem der Leute mehr verlangen, als er leisten könne. In einer Zeit, wo die Monarchie so vielfach angegriffen werde, sei es die Aufgabe eines Offiziers, nicht nur im Dienst, sondern durch seine ganze Lebensführung dieselbe zu stützen.

Um den Mißhandlungen der Untergebenen zu begegnen, war am 6. Februar 1890 folgende Kabinettsordre an den Kriegsminister ergangen: „In Meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zu teil werden, weil eine solche die wesentlichste Grundlage bildet, um in demselben Dienstfreudigkeit und Hingebung an den Beruf, Liebe und Vertrauen zu den Vorgesetzten zu wecken und zu fördern. Treten Fälle von fortgesetzten, systematischen Mißhandlungen Untergebener hervor, so haben Wir die kommandierenden Generale bei Einreichung der Nachweisungen zu berichten, welchen Vorgesetzten die

Verantwortung mangelhafter Beaufsichtigung trifft und was ihrerseits gegen denselben veranlaßt worden ist.“

Am meisten Aufsehen im Inland und Ausland erregte der Kabinettsbefehl vom 29. März 1890:

„Ich habe Mich bereits am Neujahrstage den kommandierenden Generalen gegenüber hinsichtlich des Offiziersersatzes für die Armee ausgesprochen. Seitdem sind Mir neben den sonstigen Eingaben über die zur Zeit üblichen Privatzulagen und über die Gehaltsabzüge der Offiziere auch die Nachweisungen über den Stand der Offizieraspiranten vorgelegt worden. Dieselben liefern den Beweis, daß in der Armee nicht überall nach gleichen Grundsätzen verfahren wird, und Ich sehe Mich deshalb veranlaßt, Meiner bezüglichen Willensmeinung für alle Beteiligten in eingehender Weise erneut Ausdruck zu geben. Die allmähliche Vermehrung der Kadres der Armee hat die Gesamtzahl der etatsmäßigen Offizierstellen beträchtlich erhöht. Für dieselben einen geeigneten und möglichst zahlreichen Ersatz zu schaffen, ist ein dringendes Erfordernis, ganz besonders im Hinblick auf die Ansprüche, die der Kriegsfall an die Armee stellt.

Gegenwärtig weisen fast alle Regimenter der Infanterie und Feldartillerie erhebliche Lücken auf. Diese Lage macht die Heranziehung eines ausreichenden und geeigneten Ersatzes zu einer von Tag zu Tag wichtigeren und ernsteren Pflicht der Truppenkommandeure. Der gesteigerte Bildungsgrad unseres Volkes bietet die Möglichkeit, die Kreise zu erweitern, welche für die Ergänzung in Betracht kommen. Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage, wie vordem, das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee

ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorps zu allen Zeiten beseelt hat, soll und muß demselben unverändert erhalten bleiben. Und das ist nur möglich, wenn die Offizieraspiranten aus solchen Kreisen gewonnen werden, in denen dieser Adel der Gesinnung zu Hause ist. Neben den Sprossen der adeligen Geschlechter des Landes, neben den Söhnen meiner braven Offiziere und Beamten, die nach alter Tradition die Grundpfeiler des Offizierkorps bilden, erblicke Ich die Träger der Zukunft Meiner Armee auch in den Söhnen solcher ehrenwerter bürgerlicher Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesinnung gepflegt und anerzogen werden.

Ich kann es nicht gutheißen, wenn manche Kommandeure sich für die Heranziehung des Offiziersersatzes eigene, einseitige Grundsätze schaffen, wenn beispielsweise die Grenzen der erforderlichen wissenschaftlichen Bildung so eng gezogen werden, daß für die Annahme eines jungen Mannes die Ablegung der Abiturientenprüfung als unabweisbare Bedingung hingestellt wird. Ich muß es mißbilligen, wenn der Eintritt abhängig gemacht wird von einer übermäßig hohen Privatzulage, welche die Söhne wenig begüterter, aber nach Gesinnung und Lebensauffassung dem Offizierkorps nahestehender Familien der Armee fernhalten muß.

Um solchen Unzuträglichkeiten Einhalt zu thun, spreche Ich Meinen Willen dahin aus, daß in der Regel die Kommandeure bei der Infanterie, den Jägern, der Fußartillerie und den Pionieren nicht mehr als 45 Mark, bei der Feldartillerie nicht mehr als 70 Mark und bei der Kavallerie nicht mehr als 150 Mark an monatlicher Zulage fordern

sollen. Daß die Verhältnisse großer Garnisonen und speziell diejenigen der Truppenteile des Gardekorps geringe Erhöhungen erforderlich machen können, verkenne Ich nicht. Aber Ich erachte es als den Interessen der Armee nachteilig, wenn bei der Infanterie und den Jägern etc. die Forderungen an Privatzulagen bis auf 75 und 100 Mark — an einzelnen Stellen sogar darüber hinaus — gesteigert sind, und wenn dieselben bei der Kavallerie, namentlich bei der Garde, eine Höhe erreicht haben, welche es dem ländlichen Grundbesitzer nahezu unmöglich macht, die Söhne der ihm liebgewordenen Waffe zuzuführen. Mit solchen übertriebenen Ansprüchen wird der Offiziersersatz nach Umfang und Beschaffenheit beeinträchtigt.

Ich will nicht, daß in Meiner Armee das Ansehen des Offizierkorps nach der Höhe der Eintrittszulage bemessen werde, und schätze diejenigen Regimenter besonders hoch, deren Offiziere sich mit geringen Mitteln einzurichten und doch ihre Pflicht mit der Befriedigung und Freudigkeit zu erfüllen wissen, die den preußischen Offizier von alters her ausgezeichnet haben. In diesem Sinne mit Aufbietung aller Kräfte zu wirken, ist die Aufgabe aller Truppenkommandeure. Unausgesetzt haben sie es sich klar zu machen, daß es heutzutage mehr wie je darauf ankommt, Charaktere zu erwecken und groß zu ziehen, die Selbstverleugnung bei ihren Offizieren zu heben, und daß hierfür das eigene Beispiel in erster Linie mitwirken muß.

Wie Ich es den Kommandeuren erneut zur Pflicht mache, den mancherlei Auswüchsen des Luxus zu steuern, die in kostspieligen Geschenken, in häufigen Festessen, in einem übertriebenen Aufwande bei der Geselligkeit und ähnlichen

Dingen zu Tage treten, so halte Ich es auch für angezeigt, der Auffassung nachdrücklich entgegenzutreten, als sei der Kommandeur selbst vermöge seiner Dienststellung zu umfangreichen Ausgaben für Repräsentationszwecke verpflichtet. Ein jeder Offizier kann sich durch angemessene Förderung einer einfachen, standesgemäßen Geselligkeit Verdienst um seinen Kameradenkreis erwerben, zum „Repräsentieren“ aber sind nach Meinem Willen nur die kommandierenden Generale verpflichtet, und darf es in Meiner Armee nicht vorkommen, daß gutgediente Stabsoffiziere mit Sorgen den Geldopfern entgegen sehen, die mit dem etwaigen Erreichen der Regiments-Kommandeurstellung vermeintlich ihrer warten.

Ich werde Mir von Zeit zu Zeit neben den Eingaben über die Offizieraspiranten Nachrichten über die bei den Truppenteilen üblichen Zulagen und die Gehaltsabzüge vorlegen lassen. Wie Ich hiermit bestimme, daß mir solche Offiziere namhaft zu machen sind, welche den auf Vereinfachung des Lebens gerichteten Einwirkungen ihrer Vorgesetzten nicht entsprechen, so werde Ich die Kommandeure wesentlich mit danach beurteilen, ob es ihnen gelingt, einen geeigneten und ausreichenden Nachwuchs an Offizieren heranzuziehen und das Leben ihrer Offizierkorps einfach und wenig kostspielig zu gestalten. — Ich wünsche von Herzen, daß ein jeder Meiner Offiziere nach erfüllter Pflicht seines Lebens froh werde. Dem überhandnehmenden Luxus in der Armee muß aber mit allem Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden.“

Dieser Kabinettsbefehl wurde von allen verständig Denkenden mit größter Befriedigung aufgenommen; denn

diese Zulagen für die Offiziere betrugen vielfach 300 bis 1000 Mark monatlich und brachten in manche Familie viel Jammer. . . .

Neben der Heeresverstärkung brachte das Jahr 1890 noch eine andere Errungenschaft von weittragender Bedeutung, eine Errungenschaft auf kolonialpolitischem Gebiete. Seit dem Jahre 1884 besaß das Deutsche Reich in Afrika Kolonieen. Wir halten diesen Ausdruck fest, obgleich das Staatsrecht nur deutsche „Schutzgebiete" kennt. Je nach ihrer politischen Herzensstellung schauten die deutschen Staatsbürger auf die staunenswerten Anfangserfolge, der eine begeistert zustimmend, voll weit ausschwärmender Hoffnung, der andre mißtrauisch, in nörgelndem Zweifel; der Besonnene hielt vor dem Unbekannten sein Urteil zurück.

Als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, befanden sich die deutsch-afrikanischen Verhältnisse in günstigem Fortgang. Zwar war alles noch im Werden, aber zugleich auch in einem herrlichen, eine reiche Zukunft verheißenden Gedeihen, wozu besonders Männer wie Wißmann, Emin Pascha und Dr. Peters beitrugen, ein Dreigestirn, wie es kaum ein anderer Staat besaß. Das Verhältniß zu England, welches in Afrika weit aussehende, den halben Erdteil umspannende Pläne verfolgte, war unsicher. Gegenüber der englischen Ländersucht und Anmaßung konnten die deutschen Pioniere nur mühsam vorwärts kommen; es drohten Konflikte über Konflikte. Mehr Klarheit und Sicherheit kam in die Lage durch den Abschluß des deutsch-englischen Abkommens vom 1. Juli 1890, welches in Ostafrika feste Grenzen schaffen und für die nächste Zukunft weite Gebiete in westlicher Richtung den beiden konkur-

rierenden Staaten zur Unterwerfung, zur Kultivierung und zur Ausnutzung anweisen sollte. Diesem Abkommen gemäß sollte Deutschland in Ostafrika den bisher von einer deutschen Gesellschaft verwalteten Küstenstrich vom Umba-Fluß (nördlich von Pangani) bis zum Rowuma-Fluß, der in der Nähe vom Kap Delgado in den indischen Ocean mündet und die Grenze gegen Mozambique bildet, nebst der Insel Mafia als unabhängiges Besitztum erhalten, gegen eine an den Sultan von Sansibar zu zahlende Geldentschädigung. Auch sollte Deutschland die Befugnis haben, das Hinterland bis zu den Seen, und zwar nordwestlich bis an die Ufer des Viktoria-Nyanza-Sees, westlich bis zu dem Tanganjika und dem Njassa-See und bis an den Kongostaat, in seine Interessensphäre hineinzuziehen. In Südwestafrika gab Deutschland die Oberhoheit über die Landschaften am Ngami-See zu Gunsten Englands auf und erhielt nördlich davon eine etwa sechs Meilen breite Straße nach dem Zambesi. Im Togoland erhielt es einen unbedeutenden Gebietszuwachs. Die Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland, welche schon Fürst Bismarck ins Auge gefaßt hatte, sollte ein Ersatz für die großen, an England gemachten Zugeständnisse sein. Diese bestanden in der Überlassung des Protektorats über die Inseln Sansibar und Pemba, der Schutzherrschaft über das Witu-Gebiet nebst den Inseln Manda und Patta und dem südlichen Somali-Lande, in der Zuteilung Ugandas zur britischen Interessensphäre, welche übrigens schon am 19. August 1889 vom Fürsten v. Bismarck an England zugestanden war, und in der Anerkennung des rechtmäßigen Besitzes großer Gebiete an den Seen. Dieser Vertrag, dem man sofort

ansah, daß er den Engländern den Löwenanteil zuwies, erregte in England lauten Jubel, in Deutschland aber große Mißbilligung. Schon daraus war zu ersehen, welcher von den beiden Staaten sich bei dieser Länderteilung als den Gewinner, welcher sich als den Verlierer betrachtete.

Die englische Presse war voll des Lobes der Klugheit des leitenden englischen Staatsmannes, Lord Salisbury. „Der Schlüssel zur Stellung in Ostafrika ist die Insel Sansibar; jede Seemacht, welche diese Insel besitzt, übernimmt die Führerrolle an der ostafrikanischen Küste. Die Insel Helgoland ist von sehr zweifelhaftem Wert, es sei denn für Schmuggler und Gefühlsmenschen."

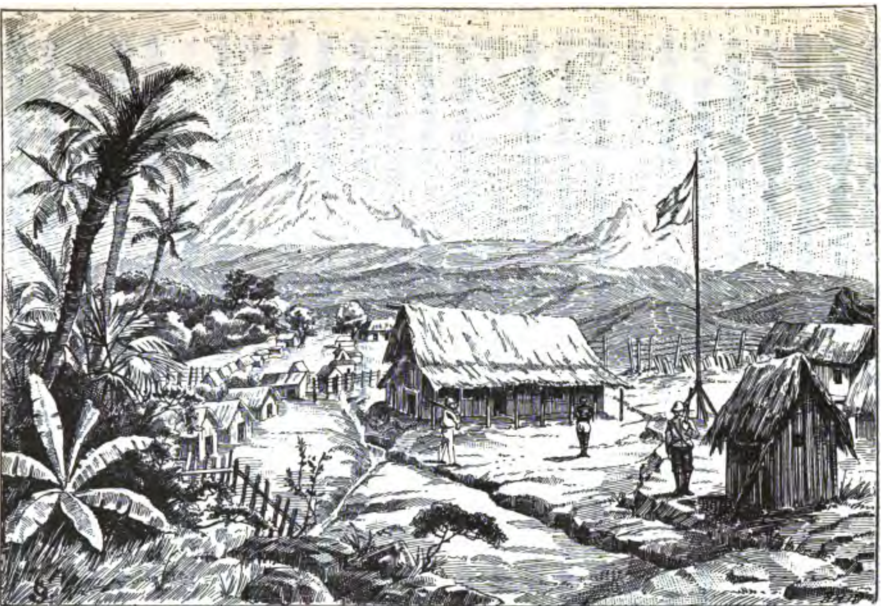
Die öffentliche Meinung in Deutschland stand diesem Abkommen anfangs mit aller Entschiedenheit entgegen. Auch der Altreichskanzler Fürst v. Bismarck äußerte sich nicht günstig darüber. Am meisten wurde die Überlassung des Protektorats über die Insel Sansibar und über Witu an die Engländer beklagt. In Sansibar waren seither Deutschland und England gleichberechtigt; die deutsche Bevölkerung bildete unter den Fremden die Mehrheit und zog immer mehr den Handel an sich. Daß dort die höchste Autorität an England überging, erhöhte die Achtung vor Deutschland nicht. Noch schlimmer stand es mit Witu. Eben erst hatte der dortige Sultan sich unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt, wobei er in Anwesenheit des Deutschen Generalkonsuls Michahelles sagte: „Das Bild des Kaisers erinnert mich jeden Tag an meinen Schirmherrn, der seine starke Hand über mir hält und dessen Schutz mich vor Übergriffen meiner Widersacher

sichert," und nun wurde er seinen schlimmsten Widersachern, den Engländern ausgeliefert.

Die Gründe, welche die deutsche Reichsregierung zum Abschluß eines für Deutschland anscheinend wenig günstigen Vertrages veranlaßte, lagen teils auf nationalem, teils auf politischem Gebiete. Es ist zweifellos, daß das nationale Empfinden des Kaisers, dem der Anblick jener vor der Elbmündung aufgestellten englischen Schildwache ein Gräuel war, einen so hohen Wert auf die Erwerbung der Insel Helgoland legte, daß im Vergleich mit dieser die afrikanischen Inseln und Sultanate sehr leicht in der Wagschale befunden wurden. Der politische Grund lag in der ganzen europäischen Situation, welche es der deutschen Regierung sehr wünschenswert erscheinen ließ, als Gegengewicht gegen die russisch-französische Freundschaft England immer mehr in das Fahrwasser des Dreibundes hereinzuziehen.

Reichskanzler Graf v. Caprivi veröffentlichte am 29. Juli eine Denkschrift über die Gründe und Einzelheiten des deutsch-englischen Abkommens, die sich durch die Klarheit der Darstellung und durch die Offenheit der parlamentarischen Sprache auszeichnete und wohl geeignet war, die Befürchtungen und Mißstimmungen im Volke zu beschwichtigen, ebenso auch den Wert Helgolands für Deutschland in das rechte Licht zu stellen.

Abgesehen von dem idealen, nationalen Wert, so hieß es in der Schrift, bedeute der Besitz von Helgoland für Deutschland eine wesentliche Erhöhung seiner Wehrkraft zum Schutz der Küsten und Flußmündungen. In jedem Kriege biete die Insel, wenn sie in fremdem Besitz sei, dem Feinde einen sicheren Stützpunkt, während, wenn sie in



Deutsch-ostafrikanische Station am Kilima-Ndscharo.

unserem Besitz und gut befestigt ist, eine feindliche Flotte sich schwerlich längere Zeit vor der Elbe und Weser halten kann; selbst Wilhelmshaven könne von dort Schutz erhalten. Für England sei der Besitz der Insel niemals wertvoll gewesen; in deutschen Händen dagegen werde Helgoland die Verteidigung unserer Nordseeküsten erleichtern, eine feindliche Blokade aber mindestens sehr erschweren. Auch erhalte der im Bau begriffene Nordostseekanal erst durch ein deutsches Helgoland seinen vollen Wert für den Kriegsfall.

Die Denkschrift war von bester Wirkung; sie erweckte Vertrauen zu dem Manne, der, zur Leitung der auswärtigen Politik berufen, redlich bestrebt war, den Forderungen der nationalen Ehre und Wohlfahrt zu genügen.

Die deutschen Kolonieen in Afrika haben eine für die ersten Anfänge bereits recht bedeutende Ausdehnung. Deutsch-Ostafrika hat etwa 939 100 Quadratkilometer, der deutsche Besitz in Südwestafrika 832 600, Kamerunland 319 500, Togoland 61 000, zusammen in runder Summe ein wenig über 2 152 000, während das Deutsche Reich nur 540 600 Quadratkilometer zählt.

Sitz der Regierung in Deutsch-Ostafrika ist die an der Meeresküste gelegene Stadt Dar-es-Salaam. . . .

Bei einem Besuch, den der Kaiser in Begleitung des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke im April 1890 der Stadt Bremen abstattete, that er an Bord des Lloyddampfers „Fulda" gelegentlich eines dortselbst eingenommenen Abendessens folgende bemerkenswerte Äußerung: „Es mögen Momente vorkommen, wo der Handelswelt Bedenken aufsteigen, wo es den nicht eingeweihten Laien

scheinen will, als ob gefährliche Zeiten herannahen. Sie können überzeugt sein, es ist manches nicht so schlimm, wie es aussieht. Wir müssen festhalten an dem Grundsatz: Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemand auf der Welt. Sollte in der Presse oder im öffentlichen Leben gar manches dunkel erscheinen und Meine Worte ausgelegt werden in allen möglichen Deutungen, die nicht darin liegen, so entsinnen Sie sich dessen, was Ich gesagt, und auch des alten Grundsatzes, den ein alter Kaiser ausgesprochen: An einem Kaiserwort soll man nicht drehen und deuten."

Dem Besuch in Bremen folgte eine Fahrt ins Elsaß und dann nach Darmstadt. Hier traf der Kaiser, den der Großherzog von Baden begleitete, mit der Königin von England, der Kaiserin Friedrich und den Töchtern derselben, seinen Schwestern Viktoria und Margarete, und dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Battenberg zusammen. Am 26. April traf auch die Kaiserin Auguste Viktoria in Darmstadt ein. In dieser Zusammenkunft wurde ein erneutes Zeichen der innigen politischen Beziehungen zwischen zwei Herrschern und zwei Nationen gesehen.

Am 14. Mai finden wir den Kaiser und die Kaiserin in Königsberg. Nach der Parade über die dortige Garnison hielt der Monarch bei einem Festmahl einen Trinkspruch auf die Provinz, die er als die Säule des Vaterlandes bezeichnete, von welcher die Erhebung und Wiedererstarkung des niedergeworfenen Vaterlandes ausgegangen sei. „Sollte es nach Gottes Ratschluß mir auferlegt sein, Mich meiner Haut zu wehren und Meine Landesgrenzen zu verteidigen, so wird Ostpreußens Schwert nicht minder scharf dem Feinde mit-

spielen, wie es dies im Jahre 1870 that.“ In das Album der Universität trug der Kaiser am 15. Mai die Worte ein: Ego Guilielmus Imperator Rex hodie filium carrissimum, heredem Monarchiae, in numerum civium academicorum recepi. Die 15. mensis Maji.“ (Ich, Wilhelm, Kaiser und König, habe heute Meinen theueren Sohn, den Erben der Monarchie, in die Liste der akademischen Bürger aufgenommen. 15. Mai.)

Am 17. Juni fand im Stadtschloß zu Potsdam durch den Kaiser die Verlobung der Prinzessin Viktoria mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe statt. Wir hatten früher Gelegenheit, der geplanten Verbindung dieser Prinzessin mit dem Prinzen Alexander von Battenberg Erwähnung zu thun. Der Prinz Adolf, Sohn des Fürsten Adolf von Schaumburg-Lippe und der Fürstin Hermine von Waldeck, ist am 20. Juli 1859 geboren und war zur Zeit seiner Verlobung Premierlieutenant à la suite des Husarenregiments Wilhelm I. und des westfälischen Jägerbataillons Nro. 7.

Die herzlichste Aufnahme fand der Kaiser am 2. August in Ostende durch den König Leopold von Belgien, dessen Bruder, den Grafen von Flandern und den Prinzen Balduin. Am 3., einem Sonntag, hielt der Kaiser an Bord der „Hohenzollern“, auf der er mit dem Prinzen Heinrich nach Ostende gekommen war, nach seiner Gewohnheit den Gottesdienst ab. Das katholische „Journal de Bruxelles“ schrieb hierüber: „Als wir den Kaiser selber die priesterlichen Funktionen vor der Mannschaft seiner Yacht verrichten sahen, mit einer zugleich strengen und warmen Frömmigkeit, mit einer bezeichnenden Entschiedenheit und

Genauigkeit, da haben wir begriffen, daß ein solcher Mann doppelt stark ist, durch seine politische und militärische Macht und durch seinen Glauben. Er hat das Bewußtsein seiner Stärke und seiner Verantwortlichkeit vor den Menschen und vor Gott."

Über England begab der Kaiser sich nunmehr nach dem neu erworbenen Helgoland. Die englische Herrschaft daselbst hatte aufgehört, auf dem deutschen Helgoland herrschte Deutschland. Am 9. August hatte die Übergabe stattgefunden, am 10. wehte auf der Insel nur noch die deutsche Flagge. Am 11. vormittags traf der Kaiser ein.

„Ich verleibe heute diese Insel als das letzte Stück deutscher Erde dem deutschen Vaterlande wieder ein," sagte der Kaiser bei der Feierlichkeit, nachdem der Staatssekretär von Bötticher den Erlaß an die Helgoländer verlesen hatte, „ohne Kampf und ohne Blut. Das Eiland ist dazu berufen, ein Bollwerk zur See zu werden, deutschen Fischern ein Schutz, ein Stützpunkt für Meine Kriegsschiffe, ein Hort und Schutz für das deutsche Meer gegen jeden Feind, dem es einfallen sollte, sich auf demselben zu zeigen."

Daß der Kaiser Helgoland als das „letzte" Stück deutscher Erde bezeichnete, das er dem deutschen Vaterlande einverleibe, wurde sowohl in Österreich, wo so manches schöne Stück deutscher Erde liegt, als in Rußland, wo die mißhandelten Ostseeprovinzen vergebens ihre Blicke nach Deutschland werfen, gern von den Regierungen vernommen.

Die nächste Fahrt, wiederum zur See, galt dem russischen Hofe. Der Kaiser, den diesmal der Reichskanzler v. Caprivi begleitete, wohnte den bei Narwa abgehaltenen russischen Manövern bei. Der Reichskanzler verhandelte

sowohl in Narwa wie auch in Petersburg mit dem Minister v. Giers, der Verkehr zwischen dem Zaren und dem Kaiser war der herzlichste, „aber im übrigen,“ so schrieb die deutsche „Petersburger Zeitung“, „halten wir die politische Lage nach dem Kaiserbesuch für genau dieselbe, wie vor dem Besuch. Die thatsächlichen Beziehungen unserer Regierung zu Frankreich werden durch den Kaiserbesuch schwerlich geändert werden.“

Über die im September bei Alsen abgehaltenen See- und Landmanöver, bei denen der Kaiser wiederum verschiedentlich persönlich das Kommando ergriff, meldete der Berichterstatter der „Times“, ein englischer Marineoffizier: „Die Schnelligkeit, mit welcher die Schiffe des Geschwaders den Signalen des Kaisers gehorchten, die bewunderungswürdige Art, in welcher sie Abstand hielten, erregte das Erstaunen aller ausländischen Marinekritiker. Über die Vortrefflichkeit der deutschen Torpedoboote, über die Urteilskraft und die Ausbildung der jungen Lieutenants, welche diese Boote befehligten, herrschte unter diesen Kritikern nur eine Stimme. Die Boote sind besser als die englischen, und die Offiziere haben wenige ihresgleichen, aber keine besseren in irgend einer Marine der Welt.“

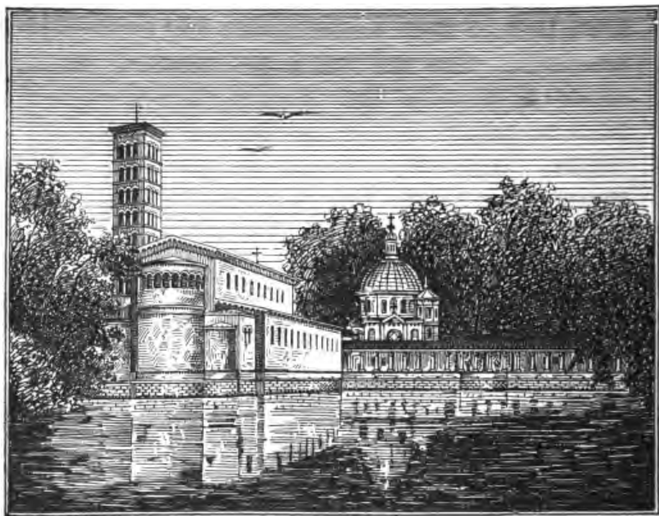
An diese wohlgelungenen Übungen schlossen sich die Manöver in Schlesien, auf den Gefilden der Katzbach, berühmt durch die Namen Blücher, York, Sacken und Langeron. Vom Manöverfeld begab sich der Kaiser am 17. September nach dem südlich von Striegau gelegenen Schlosse Rohnstock, Eigentum des Grafen Hochberg, Generalintendanten der königlichen Schauspiele. Dort war bereits der Reichskanzler angekommen, und für den Abend wurde die An-

kunft des Kaisers Franz Joseph und des Ministers Kalnoky, sowie die des Königs Albert von Sachsen erwartet. Die Zusammenkunft war nicht bloß eine freundschaftliche, sondern auch eine politische. Während die beiden Minister im Schlosse zu Hausdorf mit einander verhandelten, wohnten die drei Monarchen am 18., 19. und 20. September den Manövern des 5. und 6. Korps bei, und wiederum leitete Kaiser Wilhelm persönlich einen Teil der Truppenbewegungen. Nach dem Schluß des Manövers, am 20. vormittags, sprach der Kaiser den beiden Monarchen seinen Dank für ihre Anwesenheit aus, indem er zugleich hoffte, dieselben hätten die Überzeugung gewonnen, seine Armee sei unter seiner Führung ebenso tüchtig geblieben, wie sie unter dem hochseligen König Wilhelm gewesen, wodurch eine Bürgschaft für die fernere Festigkeit und Stärke der bestehenden Waffenbrüderschaft gegeben sei. Kaiser Franz Joseph dankte, zugleich im Namen des Königs von Sachsen, und erklärte, er sei stolz, einen Bundesgenossen zu haben, der über solche Truppen verfüge. Die Abreise der hohen Gäste erfolgte vom Bahnhofe in Liegnitz, wohin Kaiser Wilhelm denselben das Geleit gab.

Wenige Wochen nach Beendigung der schlesischen Manöver gab es wieder einen Wechsel im Kriegsministerium; General Verdy du Vernois legte am 6. Oktober sein Amt nieder und an seiner Stelle übernahm der bisherige Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Division, Generallieutenant v. Kaltenborn-Stachau, das Portefeuille des Kriegsministers, das innerhalb so weniger Jahre nun schon in so vielen Händen gewesen war.

Am 18. Oktober wurde in ernster Feier das neben

der Friedenskirche zu Potsdam errichtete Mausoleum Kaiser Friedrichs III. eingeweiht. Zwei Tage zuvor hatte man die Särge des entschlafenen Kaisers und seiner beiden ihm im Tode vorangegangenen Söhne Sigismund und Waldemar aus der Gruft der Friedenskirche nach dieser ihrer endgiltigen Ruhestätte überführt.



„Mausoleum Kaiser Friedrichs III. bei der Friedenskirche in Potsdam."

Als der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1887 mit seiner Gemahlin vor seiner Fahrt nach Italien in den Tiroler Bergen vergebens Stärkung und Genesung suchte, da sprach er es beim Anblick des kleinen, der Grabeskirche zu Jerusalem nachgebildeten Gotteshauses zu Innichen gegen seine Gemahlin aus — wohl in Vor-

ahnung seines baldigen Heimganges — daß ihm dereinst ein Mausoleum in der Bauart dieses Kirchleins recht erwünscht wäre. Die kunstverständige Kronprinzessin machte diesen Gedanken zu dem ihrigen, brachte die Grundrißformen des Inicher Gotteshauses zu Papier, zugleich die Anordnung des Baues leicht skizzierend. Nach dem Ableben Kaiser Friedrichs nahmen dessen verwitwete Gemahlin und der Sohn, Kaiser Wilhelm II., den Plan auf und der Kaiser stellte alsbald die Mittel zur Ausführung des Projektes zur Verfügung, die Sonderverfügungen pietätvoll der Mutter, der Kaiserin Friedrich, anheimgebend.

Diese betraute den Geheimen Rath Julius Raschdorff, Professor an der Technischen Hochschule und Erbauer der St. Georgskapelle im Monbijou-Park zu Berlin, mit der Ausführung des Baues, und zwar auf Grund der von ihr selber entworfenen Skizzen.

Der Baumeister schuf ein Kunstwerk, würdig des edlen Toten und würdig auch der Umgebung, in der es sich befindet, die durch das Wirken und Walten Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms IV. geheiligt ist.

In diesem Mausoleum, unter dem prachtvollen Marmorsarkophag, auf dem, von Begas' Hand gemeißelt, das Bild des unvergeßlichen Helden ruht, schläft Deutschlands unglücklichster Kaiser den langen Todesschlaf.

Der Weihefeier wohnten, außer den Mitgliedern des Königlichen Hauses und einigen anwesenden Fürstlichkeiten, nur die nächsten Umgebungen der Majestäten und des verewigten Kaisers bei. Der Domchor führte die Gesänge aus und der Oberhofprediger Dr. Kögel hielt die Weiherede . . . .

Gelegentlich der Unterredungen, die vor dem Beginn des Mausoleumbaues zwischen dem Kaiser und dem Professor Raschdorff stattgefunden hatten, war von Seiten des Monarchen auch verschiedentlich des Dombauprojektes gedacht worden, mit dem der heimgegangene Kaiser sich so gerne und eifrig beschäftigt hatte. Kurz nachher erschien auch die Kronordre vom 9. Juli 1888, durch welche das Dombauprojekt endlich eine festere Gestalt erhielt. Die Ordre lautete:

„Es ist Mein Wille, daß das Projekt der Errichtung eines Domes in Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin, welches durch den Allerhöchsten Erlaß Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters vom 29. März dieses Jahres von Neuem angeregt worden ist, mit allem Nachdruck gefördert werde. Die Ausführung des Planes nach den Absichten des hochseligen Kaisers und Königs Friedrich ist mir ein heiliges Vermächtnis. Ich wünsche, daß das Werk die Arbeit krönt, welche des verewigten Kaisers und Königs Majestät seit Jahren auf das Dombauprojekt verwandt hat. Ich genehmige hiermit, daß die auf Befehl Meines Herrn Vaters gebildete Immediat-Kommission unverzüglich ihre Arbeit beginnt.

Wilhelm R.“

Es ist hier ein Rückblick auf die Entwickelung der Domidee notwendig.

Berlin, das während der katholischen Zeit nicht Bischofssitz war, hatte naturgemäß auch keinen eigentlichen Dom. Das unter Friedrich II. 1442 gebaute Schloß an der Spree hatte seine eigene Kapelle, und erst der prachtliebende Kurfürst Joachim II. erhob die benachbarte Do-

minikanerkirche, die er zu einer Fürstengruft ausbaute, 1536 zur Dom- und Schloßkirche. Hier hatten Johann Cicero und Joachim Nestor ihre Ruhestätte, denen zu Ehren die mit kostbaren Gewändern, mit silbernen Statuen und wertvollen Kelchen angefüllte Schatzkammer noch ansehnlich bereichert wurde. Dieser Dom, dessen Fundamente vor mehreren Jahren gelegentlich einiger Pflasterungsarbeiten wieder zum Vorschein kamen, stand auf der westlichen Hälfte des heutigen Schloßplatzes; er war mit dem Schlosse durch einen gedeckten Gang verbunden.

Durch die Beisetzung Joachims II. und seiner Nachfolger war die Domgruft bald so überfüllt, daß der Große Kurfürst für sich selbst ein eigenes Gewölbe unter dem hohen Chor anlegen zu lassen genötigt war, was seinem Sohne, dem ehemaligen ersten Könige von Preußen, den Gedanken an einen neuen Dom nahe bringen mußte.

Der kostspielige Schloßbau aber, welchen Andreas Schlüter von 1698—1706 ausführte, scheint der Verwirklichung des Domgedankens im Wege gewesen zu sein. Trotz der enormen Lasten, die damals dem Volke aufgebürdet wurden, herrschte doch in den Kassen des jungen Königreiches andauernde Ebbe. Friedrich I. hatte jedoch seinen Plan nicht aufgehoben und beauftragte nicht lange vor seinem Tode den berühmten Jean de Bodt, der damals noch am Zeughause wirkte, mit einem Entwurfe für den Dom. Der Schwiegersohn dieses talentvollen Baumeisters, Herr von Wangelin, schrieb darüber 1771 an Erman, den Herausgeber der Geschichte der französischen Kolonie in Berlin, nach den Angaben der Familie einen Brief, worin es heißt*:

* S. Archiv des französischen Konsistoriums in Berlin.

„Ein Jahr vor seinem Tode berief ihn König Friedrich I. zu sich und sagte zu ihm: „Lieber Bodt, ich will wie Salomo vor seinem Tode einen Tempel zum Ruhm des Ewigen bauen und ich beauftrage Sie, die Zeichnungen dazu zu entwerfen. Damit Sie aber nicht die großen Ausgaben scheuen, teile ich Ihnen im Vertrauen mit, daß sich 400 000 Dukaten unter meinem Kopfkissen befinden, die ich dazu bestimmt habe; für Ihre Bemühung setze ich 10 000 Thaler aus.““

Der Plan des Königs muß ein recht umfangreicher gewesen sein, denn ein Barbetrag von 400 000 Dukaten in damaliger Zeit stellt im Vergleich zu unserem jetzigen Gelde rund zwölf Millionen Mark dar.

Kaum waren die Zeichnungen aufgestellt, da starb der König unvermutet im Januar 1713.

Friedrich Wilhelm I., dem man es bei seiner Neigung zur Sparsamkeit hoch anrechnen muß, daß er den Schloßbau und das Zeughaus vollenden ließ, konnte in Anbetracht der wichtigeren Bedürfnisse des Staates an einen kostspieligen Prachtbau nicht denken.

Erst König Friedrich II. entschloß sich 1747 zum Abbruch des alten Domes und erbaute dafür eine Kirche von geringerem Umfange am Lustgarten. Eine Ahnengruft hatte für ihn, der am liebsten unter einem Baume begraben sein wollte, keinen Reiz. Am 9. Juli 1747 wurde im alten Dom zum letztenmal gepredigt, am 15. Sonntage nach Trinitatis 1750 wurde der Dom am Lustgarten eingeweiht.

Als Friedrich Wilhelm III. aus Anlaß des Reformationsfestes 1817 den Dom durch Schinkel ausbauen ließ, trug er diesem zugleich den Entwurf einer neuen Domkirche am

Westende der Leipziger Straße auf. Dieselbe sollte als Zeichen des Dankes und der Erinnerung an eine große Zeit den nationalen Festen gewidmet sein, blieb aber unausgeführt.

Friedrich Wilhelm IV. ließ den Neubau eines großen Domes nach den Plänen des Hofbaurats Stüler thatsächlich in Angriff nehmen und zunächst die Grundmauern zu einem Camposanto errichten. Die Arbeiten verschlangen große Summen, mußten jedoch schon am 24. Februar 1849 aus finanziellen und politischen Rücksichten wieder eingestellt werden. Lange Jahre standen die gewaltigen Mauernfragmente wie Ruinen neben und hinter dem alten Dom, bis sie endlich unter Wilhelms II. Regierung mit diesem zugleich eingerissen und entfernt wurden.

König Wilhelm I. nahm das lebhafteste Interesse an der Domfrage und bestätigte 1867 den schon zur Zeit seines Bruders ins Leben getretenen Berliner Dombauverein, von dessen Mitgliedern der alte Feldmarschall v. Wrangel, der Kriegsminister v. Roon, Graf v. Itzenplitz und andere hochstehende Leute ihm wertvolle Liebesgaben persönlich darbrachten. Sammlungen für den Dom wollte er gern zulassen, jedoch erklärte er, daß er eine Lotterie wie beim Kölner Dom unter keinen Umständen haben wolle.

Der Feldzug 1870 ließ die sämtlichen Pläne für den Dom in die Mappen zurückwandern, und auch die ruhmreiche Beendigung des Krieges vermochte nicht, den Kaiser zur Wiederaufnahme des Projektes zu bewegen.

Anders der Kronprinz. Schon bei dem Tode des Prinzen Friedrich (1863), wie bei demjenigen des Prinzen Adalbert (1873), hatte derselbe die Herrichtung einer

würdigen Zollerngruft befürwortet. Auf seine Bemühungen ist es zurückführen, wenn 1874 Kaiser Wilhelm dem Plane eines neuen Domes mit Fürstengruft vorübergehend wenigstens näher trat und wenn im preußischen Landtage zunächst ein größerer Betrag für die Ausführung der Königsgruft zur Bewilligung gelangte.

Bald aber brach sich die Ansicht Bahn, daß die Frage der Königsgruft nur zusammen mit dem neuen Dom gelöst werden konnte.

Immer eifriger vertiefte sich der Kronprinz in den Dombaugedanken. Als er zu Beginn der achtziger Jahre daran dachte, für seine beiden verstorbenen Söhne Sigismund und Waldemar ein gemeinsames Denkmal zu errichten, zog er den kurz zuvor von Köln nach Berlin berufenen Architekten Professor Julius Raschdorff zu Rate. Bei den Verhandlungen kam auch der Domplan Friedrichs I. zur Erwähnung, den Friedrich Wilhelm IV. aufgenommen, aber unvollendet gelassen hatte.

Die Besprechungen darüber wurden häufiger, auch die Kronprinzessin nahm den lebhaftesten Anteil daran. Die von Professor Raschdorff in Angriff genommenen Vorarbeiten zogen sich durch mehrere Jahre hin, während welcher im kronprinzlichen Palais zu Berlin und im Neuen Palais zu Potsdam die Pläne in den verschiedenen Stadien zur Vorlage kamen. Immer mehr reifte aus einer ursprünglich dreiteiligen Anlage, deren Kuppeln keinen großen Unterschied aufweisen, eine größere Gestaltung heraus, bei der die Kuppel des Mittelbaues die Führung der Umrißlinie zu übernehmen hatte.

Mit Wehmut erfährt man, daß der Kronprinz, noch

in der vollsten Kraft edler Männlichkeit stehend, eines Tags in Gedanken versunken vor einer der großen architektonischen Darstellungen der Domfassade weilte und plötzlich ausrief:

„So denke ich mir den neuen Dom, doch das werde ich wohl nicht mehr erleben!“

In den letzten Jahren nahm auch Prinz Wilhelm an diesen Beratungen und Gesprächen teil, bei denen die Kronprinzessin eine Fülle eigener Ideen in anregendster Weise vorbrachte.

Wilhelm I. starb, der Kronprinz bestieg als Friedrich III., ein Sterbender, den Thron. Am 29. März 1888 erging aus dem Schlosse zu Charlottenburg ein Kronbefehl an den Kultusminister:

„Ich will, daß sofort die Frage erörtert werde, wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Doms in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeindemitglieder entsprechendes Gotteshaus, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht, geschaffen werden kann.“

Als diese in den weitesten Kreisen mit großer Freude aufgenommene Botschaft bekannt wurde, hegte man keinen Zweifel daran, daß ein „Umbau“ sich als unthunlich erweisen werde, so daß schließlich ein Neubau des Domes auf der alten historischen Stelle als natürliche Folge die wahre Absicht des Kaisers bilden müsse; hatte doch schon Kaiser Wilhelm, ebenso wie König Friedrich Wilhelm IV., auf einen Umbau des vorhandenen Doms verzichtet, so daß zweifellos seinem Kronbefehl weitergehende Pläne zu Grunde lagen. Wie lebhaft sich damals der Kaiser auf seinem

Schmerzenslager mit jenem großartigen Projekt getragen hat, wird dadurch bewiesen, daß der leidende Monarch am Pfingstfest 1888 alle Pläne für den Dom sich in das Schloß zu Charlottenburg bringen ließ. Noch einmal erfreute er sich an den zahlreichen Darstellungen, die um ihn her zerstreut lagen, und gab durch beredte Blicke zu diesem und jenem seine lebhafte Zustimmung. Auf Grund kurzer Notizen wurde dann an der Vollendung der Zeichnungen weiter gearbeitet, bis der edle Dulder die Krone des Lebens errungen hatte.

Kaiser Wilhelm II. betrachtete die Domidee als ein teures Vermächtnis. Bald nach Erlaß der angeführten Kronordre vom 9. Juli 1888 erschien der von Raschdorff bearbeitete „Entwurf Kaiser Friedrichs“ in der Öffentlichkeit, der nun, allerdings mit wesentlichen Vereinfachungen, für den Bau maßgebend wurde. Die Baugelder, 10 Millionen, wurden bewilligt, und der Geheime Rat Raschdorff, sowie sein Sohn, Professor Otto Raschdorff, sind mit dem Dombau betraut worden, der mit dem Ende des laufenden Jahrhunderts fertig werden und am 27. Januar 1900, dem Geburtstage des Kaisers, die Einweihung erhalten soll.

Ist es auch unter den heutigen Verhältnissen nicht möglich gewesen, im Sinne Kaiser Friedrichs eine nationale Festkirche von großartigstem Maßstabe zu schaffen, so sind seine Ideen doch die Wurzel, aus welcher die Kraft für die energische Durchführung des Domgedankens geschöpft wurde. Jedenfalls wird eine Lieblingsidee Kaiser Friedrichs verwirklicht, der vor allem eine würdige Hohenzollerngruft schaffen wollte.*

* P. Wallé, „Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin“.

* * *

Das Jahr 1890 sollte nicht zu Ende gehen, ohne dem staunenden Vaterlande noch einige Äußerungen des jungen Monarchen zu bringen, die aufs neue das bewunderungswürdig treffende und gesunde Urteil desselben in ein helles Licht stellten. Am 4. Dezember wurde unter dem Vorsitz des Kultusministers von Goßler eine Konferenz eröffnet, welche Fragen des höheren Schulwesen zu beraten hatte. Zur allgemeinen Überraschung erschien der Kaiser nicht nur auf der Konferenz, sondern er ergriff auch sehr bald das Wort.

Er machte der Schule den Vorwurf, daß sie nicht gethan habe, was von ihr zu verlangen sei; sonst hätte sie von vornherein von selber den Kampf gegen die Sozialdemokratie übernehmen müssen. Er könne als Eingeweihter sprechen, denn er habe auch auf dem Gymnasium gesessen und wisse, wie es da zugehe. „Die Lehrerkollegien hätten alle miteinander die Sache fest ergreifen und die heranwachsende Generation so instruieren müssen, daß diejenigen jungen Leute, die mit Mir etwa gleichalterig sind, also von etwa 30 Jahren, von selbst bereits das Material bilden würden, mit dem Ich im Staate arbeiten könnte, um der Bewegung schneller Herr zu werden. Das ist aber nicht der Fall gewesen.“ In den Jahren 1864, 1866 und 1870 sei die Schule als Trägerin des Einheitsgedankens noch maßgebend gewesen für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwickelung. Mit dem Jahre 1871 habe die Sache aufgehört. Von der neugewonnenen Basis ausgehend, hätte die Schule die Jugend anführen und ihr klar machen sollen, daß das neue Staatswesen dazu da sei, um erhalten zu werden. Davon sei aber nichts zu merken

gewesen und jetzt schon entwickelten sich in der kurzen Zeit, seit der das Reich bestehe, zentrifugale Tendenzen. Der Grund hiervon sei in der Erziehung der Jugend zu suchen. Der Hauptgrund sei, daß seit dem Jahre 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen und hauptsächlich auf den Lernstoff, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt haben, aber nicht auf die Bildung des Charakters und auf die Bedürfnisse des jetzigen Lebens.

Vor allem fehle es an der nationalen Basis. „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen, wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer . . . Der deutsche Aufsatz muß der Mittelpunkt sein, um den sich alles dreht. Wenn einer im Abiturientenexamen einen tadellosen deutschen Aufsatz liefert, so kann man daraus das Maß der Geistesbildung des jungen Mannes erkennen und beurteilen, ob er etwas taugt oder nicht."

Darauf sprach der Kaiser für die Abschaffung des lateinischen Aufsatzes, für Förderung des Nationalen in Fragen der Geschichte, der Geographie und der Sage, für Bevorzugung der vaterländischen Geschichte, Fortführung derselben bis zur Gegenwart, für Verminderung der Unterrichtsstunden und der häuslichen Aufgaben und erklärte, man dürfe diesen Bogen nicht weiter spannen, man habe die äußerste Grenze bereits überschritten. „Die Gymnasien haben eine allzustarke Überproduktion an Gebildeten zuwege gebracht, mehr wie die Nation vertragen kann. Da ist das Wort, das vom Fürsten Bismarck herrührt, richtig, das Wort vom „Abiturienten-Proletariat", welches wir

haben. Dieses Übermaß muß beseitigt werden. Ich werde daher kein Gymnasium mehr genehmigen, das nicht absolut seine Existenzberechtigung und Notwendigkeit nachweisen kann. Nun aber handelt es sich darum: wie kann man den Wünschen in Bezug auf klassische Bildung und in Bezug auf Realbildung und in Bezug auf die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst am besten beikommen? Ich halte dafür, daß die Sache ganz einfach dadurch zu erledigen ist, daß man mit einem radikalen Schritt die bisherigen Anschauungen zur Klärung bringt; daß man sagt: Klassische Gymnasien mit klassischer Bildung, eine zweite Gattung Schulen mit Realbildung, aber keine Realgymnasien. Die Realgymnasien sind eine Halbheit, man erreicht mit ihnen nur Halbheit der Bildung, und das Ganze giebt Halbheit für das Leben nachher."

Die Schulkonferenz beschloß die Beibehaltung von nur zwei Arten von höheren Schulen, Gymnasien mit den beiden alten Sprachen und lateinlose Schulen (Oberrealschule und höhere Bürgerschule), den Wegfall der Realgymnasien, die Verminderung der Gesamtzahl der Unterrichtsstunden in den Gymnasien, ohne Vermehrung der häuslichen Arbeiten, den Wegfall des lateinischen Aufsatzes und der griechischen schriftlichen Versetzungsarbeit für Prima, die Vermehrung der Unterrichtsstunden im Deutschen, die eingehendere Behandlung der vaterländischen Geschichte, die Pflege der Spiele und körperlichen Übungen u. s. w.

Die Schlußsitzung der Konferenz fand am 17. Dezember in Gegenwart des Kaisers statt, welcher wiederum eine Ansprache hielt. Da ihm gesagt worden war, es sei aufgefallen, daß er in seiner Eröffnungsrede die Religion gar

nicht erwähnt habe, so erkläre er, er habe geglaubt, sich hierüber nicht besonders aussprechen zu müssen, da seine Ideen und Gedanken über Religion, das heißt über das Verhältnis eines jeden Menschen zu Gott, klar vor Aller Blicken darliegen und jedermann im Volke sie kenne. „Ich werde selbstverständlich als preußischer König und als summus episcopus Meiner Kirche es als Meine heiligste Pflicht ansehen, dafür zu sorgen, daß das religiöse Gefühl und der Funke christlichen Geistes in der Schule gepflegt und gemehrt werde.

„Wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsschreitens in ein neues Jahrhundert und es ist von jeher das Vorrecht Meines Hauses gewesen, Ich meine, von jeher haben Meine Vorfahren bewiesen, daß sie, den Puls der Zeit fühlend, voraus erspähten, was da kommen würde. Dann sind sie an der Spitze der Bewegung geblieben, die sie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entschlossen waren. Ich glaube erkannt zu haben, wohin der neue Geist und das zu Ende gehende Jahrhundert zielen, und Ich bin entschlossen, so wie Ich es bei dem Anfassen der sozialen Reformen gewesen bin, so auch hier in Bezug auf die Heranbildung unseres jungen Geschlechts die neuen Bahnen zu beschreiten, die wir unbedingt beschreiten müssen; denn thäten wir es nicht, so würden wir in zwanzig Jahren dazu gezwungen werden. Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den Thermopylen über Cannä nach Roßbach und Vionville geführt; Ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Ich glaube, das ist der richtige Weg, und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln."

In den Ausschuß für Vorbereitung der Unterrichtsreform wurden von den vorgeschlagenen Mitgliedern vom Kaiser sieben ausgewählt und der Geheimrat Hinzpeter zum Vorsitzenden ernannt.

Am Abend desselben Tages wurde dem Kaiser der sechste Sohn geboren, der bei der Taufe am 26. Januar 1891 die Namen Joachim Franz Humbert erhielt; genannt wurde er Joachim, nach demjenigen Kurfürsten von Brandenburg, der 1539 die Reformation in seinen Landen einführte.

„Das Jahr 1890 war für Mich ein sehr glückliches," so sagte der Kaiser zu einem der ihn Beglückwünschenden. „Es hat Mir einen neuen Besitz gebracht, die Insel Helgoland, und jetzt noch einen Sohn. Je mehr Ich in Jahren vorrücke, um so tiefer fühle Ich Mich durchdrungen vom Glauben an Gottes Güte . . . . ."

Kaiser Wilhelm II. beruft sich gern auf seine Vorfahren. Er hält dieselben als Vorbilder sich stets vor Augen. Namentlich ist es der Große Kurfürst, der ihn zur Nacheiferung anregt. Derselbe hatte bekanntlich am 1. Dezember 1640 seine ruhmreiche Regierung angetreten. 250 Jahre später, am 1. Dezember 1890, veranstaltete der Kaiser seinem großen Ahnherrn ein Gedächtnisfest in Berlin; die Stadt war beflaggt, es fand eine Parade in der Straße Unter den Linden statt, der Monarch selber hielt vor dem Standbild des Gefeierten eine Ansprache an die Truppen und auch darauf bei dem Festmahl im Weißen Saal eine Rede, in der u. a. sagte:

„Er trieb Politik im großen Stile, weit ausschauend, wie man sie jetzt treibt, und das, was er damals grund-

legend für uns gethan hat, das ist die Basis geworden, auf der unser Reich auferstanden ist."

In seiner Vorliebe für den Sieger von Fehrbellin legte der junge Monarch bei den in privaten Hofkreisen veranstalteten Maskenfesten zuweilen das kurfürstliche Kostüm jener Zeit an, auch den Anzug Friedrichs des Großen hat er bei solcher Gelegenheit getragen.

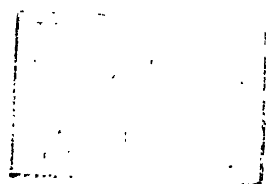
Ernst von Wildenbruch hat den Großen Kurfürsten in seinem Drama „Der neue Herr" gefeiert. Nach den Regeln der Kunst ist Friedrich Wilhelm zwar kein dramatischer Held, in ihm ist alles schon fertig abgeschlossen, klar und wahr steht sein Bild vor uns, da ist keine Leidenschaft, durch die das Verhängnis ihn ergreift. Aber gerade in diesem frühzeitig abgeschlossenen Fertigsein des Helden des Stückes mochte das hohe Interesse beruhen, das der Kaiser für dasselbe an den Tag legte. Er wohnte sowohl der ersten Leseprobe, als auch den nachfolgenden Theaterproben bei. Endlich wurde das Stück „auf Allerhöchsten Befehl" im Schauspielhause aufgeführt. Der Kaiser war mit der ganzen kaiserlichen Familie erschienen; die Aufführung dehnte sich bis gegen Mitternacht aus. Der Dichter erntete reichen Beifall. Der Kaiser ehrte ihn während der Vorstellung durch Überreichung des Roten Adlerordens. Auch dem Oberregisseur Grube ließ er eine kostbare Busennadel, sowie den Schauspielern Markowski und Arndt Manschettenknöpfe mit dem kaiserlichen Namenszuge überreichen. Das Haus war von einem überaus glänzenden Publikum gefüllt. Auch der Reichskanzler war anwesend.

Viel Staub wurde durch den Erlaß vom 1. Mai 1890 über die neue Hoftracht aufgewirbelt, den der Kaiser auf

Kaiser Wilhelm II. in der Tracht des großen Kurfürsten.



Kaiser Wilhelm II. in der Tracht des großen Kurfürsten.



der Wartburg unterzeichnet hatte und der mit den Worten begann:

„Es ist Mein Wunsch, daß in dem Leben an Meinem Hofe, in Beziehung auf die Trachten, die schönen Sitten und Gebräuche früherer Zeit wiederum zur Geltung gelangen. Zu dem Ende bestimme Ich was folgt:“ u. s. w.

Es handelte sich unter anderem um das Tragen von Kniehosen von weißem oder schwarzem Kasimir und Strümpfen von weißer oder schwarzer Seide für die zu Hofe gehenden Zivilbeamten; dazu sollten Schnallenschuhe und dreieckige Hüte zur Verwendung kommen.

Der Erlaß rief in den betreffenden Kreisen allenthalben Kopfschütteln, Bedenken und auch wohl Bestürzung hervor, denn nicht jeder nimmt sich in Kniehosen und Wadenstrümpfen vorteilhaft aus. Die Bewegung wurde eine so allgemeine, daß der Kaiser auf die strikte Durchführung des Erlasses verzichtete. Der Monarch steht in dem wohlbegründeten Ruf, von seinem Willen nicht leicht abzuweichen, wo es sich um große Dinge handelt, und auch da, wo es sich um kleine Dinge handelt, wenn sie der Natur des Gegenstandes nach seiner alleinigen Entscheidung unterliegen, weil sie gewissermaßen privater Natur sind. Wenn nun der Kaiser bei dieser Sache auf seinem Willen nicht beharrte, so gab er einen neuen Beweis seiner durchaus ernsten Natur, welche ihre Willenskraft nur in wichtige Gegenstände legt.

Der Neigung des Kaisers für die Gebräuche und Sitten früherer Zeit ist es auch zuzuschreiben, daß das Menuett, jener ehrwürdige, zum erstenmal 1653 zu Versailles von König Ludwig XIV. in Person ausgeführte Tanz, wieder

in den Reigen der Hoftänze aufgenommen worden ist. Am 25. Februar 1892 fand im Schloß zu Berlin ein Hofball statt, bei dem für Zivilpersonen das Erscheinen in Escarpins (Kniehosen) und Schnallenschuhen zwar nicht befohlen, aber gewünscht wurde; auf diesem Ball wurde das zu neuem Leben erweckte, von der pensionierten königlichen Solotänzerin Marie Köbisch-Wolden in Gegenwart beider Majestäten einstudierte Menuett à la reine getanzt.

Es war ein unglückliches Zusammentreffen, daß an demselben Tage eine nach Tausenden zählende wüste Volksmasse die Hauptstraßen der Stadt bis zum Schloß durchzog, Schaufenster zertrümmerte, Läden plünderte und johlend und pfeifend nach Arbeit rief ....

Das Jahr 1891 brachte wiederum wichtige Veränderungen in den höheren Kommandostellen. Der General der Infanterie v. Leszczynski, kommandierender General des 9. Armeekorps, wurde auf sein Gesuch vom 31. Januar zur Disposition gestellt. Daß Graf v. Waldersee, Chef des Großen Generalstabes der deutschen Armee, zu Leszczynskis Nachfolger bestimmt, im Falle eines Krieges also höchstens zur Führung einer Armee in Aussicht genommen war, während Graf v. Moltke die Leitung aller Operationen in seiner Hand gehabt hatte, erregte in und außerhalb Deutschlands große Verwunderung. Und doch war es so. Es gingen längere, mündliche und schriftliche Verhandhandlungen zwischen dem Kaiser und dem General voraus. Bei der ersten Ankündigung hatte Waldersee seine Entlassung eingereicht, auf das Drängen des Kaisers aber nahm er endlich doch das Kommando des 9. Armeekorps an. Schon bei dem Rücktritt des Kriegministers Verdy

du Vernois hieß es, daß Waldersee ihm bald folgen werde. Die Ursachen dieses auffallenden Wechsels waren teils persönliche, teils militärische und politische. Am 4. Februar verabschiedete sich Graf Waldersee von den Herren des Generalstabes, und wenige Tage später wurde der Oberquartiermeister Generalleutenant Graf v. Schlieffen zum Chef desselben ernannt.

Auch der Kultusminister v. Goßler sah sich veranlaßt, am 10. März sein Amt niederzulegen; an seine Stelle trat der bisherige Oberpräsident von Posen, Graf v. Zedlitz-Trützschler.

Ein unermeßlicher Verlust traf am 24. April den Kaiser und das Land — der Generalfeldmarschall Graf v. Moltke war plötzlich und unerwartet eines sanften Todes entschlafen. Noch an demselben Tage hatte der greise Stratege der Sitzung des Reichstages beigewohnt und sich zu Fuß nach Hause begeben; um 9¾ Uhr abends rief ihn ein Herzschlag von hinnen.

„Ich bin tief erschüttert. Ich habe eine Armee verloren! Ich kehre sofort zurück.“ So lautete die Antwort, welche der Kaiser auf die Nachricht von dem Ableben des großen Schlachtendenkers von Thüringen aus nach Berlin sandte.

Sowohl im Reichstage wie im Herrenhause war am nächsten Tage der Platz, den Graf v. Moltke als Mitglied beider Körperschaften innegehabt hatte, mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Im Herrenhause entnahm Graf Waldersee dem Kranze ein Blatt und barg es zur Erinnerung in seinem Portefeuille. Die Rede des Präsidenten v. Levetzow machte auf die Mitglieder des Reichstages einen tiefen

Eindruck, und sogar die Sozialdemokraten hatten sich sämtlich von ihren Sitzen erhoben, um das Andenken des Heimgegangenen zu ehren.

Den 26. Oktober 1890, an welchem Tage Graf Helmuth v. Moltke sein neunzigstes Lebensjahr vollendete, hatte ganz Deutschland, mit dem Kaiser an der Spitze, als einen nationalen Festtag gefeiert; genau ein halbes Jahr später, am 28. April 1891, fand im Generalstabsgebäude die Trauerfeier um den Verstorbenen statt.

Der geschlossene Sarg stand unter einer Fülle von Kränzen und Palmenzweigen. Vier Generalstabsoffiziere hielten Wache an den Ecken des Sarges, der von den Fahnen des Regiments Kolberg und des 1. Seebataillons umgeben war. Die Trauerversammlung wurde von dem Grafen v. Schlieffen empfangen. Eingefunden hatten sich die in Berlin weilenden Fürstlichkeiten, die kommandierenden Generale, der kommandierende Admiral, die Kriegsminister von Bayern und von Sachsen, Abordnungen der Regimenter, deren Chef der Verewigte gewesen, aus Österreich und Rußland, der Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee, Feldzeugmeister Baron v. Beck, die Botschafter Sir Malet, Graf Schuwalow und Graf de Launay, der Reichskanzler v. Caprivi, die Minister, Prinz Alexander von Preußen, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Hohenzollern, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen, Prinz Leopold von Bayern, der Großherzog von Baden, Prinz Albrecht mit seinen beiden ältesten Söhnen, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, der Großherzog von Hessen, der Großherzog und der Erbgroßherzog von Weimar. Die Kaiserin erschien in tiefer

Trauer mit zweien ihrer Söhne am Arme des Prinzen Heinrich, hierauf der Kaiser und der König von Sachsen. Zwischen diesen stand Major v. Moltke; ihnen folgte Prinz Georg von Sachsen. Der Trauerraum war dicht mit Offizieren gefüllt. Am Sarge standen der Feldpropst Richter und die Hofprediger Kögel und Frommel. Die Trauerrede, welche der Feldpropst Richter hielt, knüpfte an 5. Mose 34, V. 7—9 an: Und Mose war 120 Jahre alt, da er starb. Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen. Und die Kinder Israel beweineten ihn. Josua aber ward erfüllet mit dem Geist der Weisheit, denn Mose hatte seine Hände auf ihn gelegt.

Die Rede schloß mit folgenden Sätzen: „Und nun soll er zum Schluß, der große Mann, noch einmal selbst zu uns reden. „Ich stehe," so schrieb der damals Achtzigjährige vor elf Jahren an seinem Geburtstage, „ich stehe nahe am Ende meiner Lebenswege. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden! Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Verharren in der Pflicht, auch da, wo das Begebnis kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Wert eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangierung von Hoch und Niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir anderen oder einem höheren Willen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in äußerer Beziehung nicht zu viel in Rechnung zu stellen." So denkt ein Weiser, so redet ein Mann, so bekennt ein Christ! Wer so stirbt, der stirbt wohl. Amen!"

Am 29. nachmittags erfolgte die Beisetzung in dem kleinen Mausoleum zu Kreisau, woselbst die Gattin des Feldmarschalls bereits ruhte. Der Kaiser und sämtliche Anwesende hatten den Sarg bis nach dem Lehrter Bahnhofe geleitet.

Den Neffen des Feldmarschalls, der lange Jahre dessen Adjutant war und jetzt sein Erbe wurde, ernannte der Kaiser zu seinem Flügeladjutanten. Von den beiden Stellen, welche Moltke noch innegehabt hatte, der eines Vorsitzenden der Landesverteidigungskommission und der eines Kanzlers des Schwarzen Adlerordens, verlieh der Kaiser jene dem Prinzen Albrecht von Preußen, diese dem Fürsten zu Stolberg-Wernigerode. Dem Schlesischen Füsilierregiment No. 38, welches sich am Tage von Skalitz seinen Namen in der Armee begründet hatte, verlieh der Kaiser am 25. April den Namen „General-Feldmarschall Graf Moltke“, in der Erwartung, daß es die Pflichten, „welche dem Regiment aus diesem Beweise Meiner Gnade, sich nach einem der größten Feldherrn aller Zeiten nennen zu dürfen, voll und ganz, wie an dem Tage von Skalitz, erfüllen werde.“

Moltke war ein großer Freund von Musik, und zwar zog er die Kammermusik der Oper bei weitem vor. Musikalische Abende im eigenen Hause zu veranstalten gewährte ihm großen Genuß. Unter allen Instrumenten war ihm die Geige das liebste. Die modernen Virtuosenstücke verschmähte er und hielt sich hauptsächlich an Adagios von Spohr. Auch der Gesang machte ihm Freude. Schumannsche Lieder, von einer weichen Frauenstimme gesungen, konnten ihm Worte der Bewunderung und innigen Dankes entlocken.

Von dem Dreigestirn Bismarck, Moltke und Roon weiß

jetzt nur noch der erstere unter den Lebenden, hereinragend aus der großen Zeit Wilhelms I. in unsere Tage — den Verhältnissen Rechnung tragend aber hält er sich von allem offiziellen Wesen so fern, daß er nicht einmal zum Leichenbegängnis seines alten Freundes und Mitarbeiters an der Aufrichtung des Reiches sein abgelegenes, ländliches Heim verließ.

War der Tod des Feldmarschalls ein unersetzlicher Verlust, so brachte das Jahr 1891 anderseits doch auch einen Gewinn: die Erneuerung des Dreibundes auf weitere sechs Jahre. Das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn war am 7. Oktober 1879 geschlossen, unter Leitung des italienischen Ministers Mancini im Jahre 1883 zum Dreibund erweitert und als solcher am 13. März 1887 zum erstenmal erneuert worden.

Nach mannigfachen Reisen — der Monarch besuchte mit seiner Gemahlin den niederländischen Hof, darauf den englischen Hof und später Schleswig-Holstein — finden wir am 13. und 14. September das Kaiserpaar in Erfurt. Am letztgenanntem Tage fand die Parade der dortigen Truppen statt, die des Kaisers volles Lob erntete. Der Trinkspruch des Monarchen bei dem Paradeessen war bemerkenswert, er lautete: „Ich freue Mich, daß das 4. Armeekorps zu Meiner größten Zufriedenheit die Parade ausgeführt hat ... hier in Erfurt ist ein ernster Punkt in der preußischen Geschichte. An diesem Orte hat uns der korsische Parvenü aufs tiefste erniedrigt, aufs scheußlichste geschändet, aber von hier ging 1813 auch der Rachestrahl aus, der ihn zu Boden geschmettert . . .“ u. s. w.

Diese Rede, die später in milderer Form amtlich ver-

öffentlicht wurde, erregte die Empfindlichkeit der Franzosen in höchstem Grade. Seit der am 23. Juli desselben Jahres vor Kronstadt stattgehabten französisch-russischen Flotten-Verbrüderung glaubte die Pariser Presse nichts, was Frankreich unangenehm war, ertragen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß es Zeiten gegeben hat, in welchen gerade sie am heftigsten auf Napoleon schmähte, und daß ein preußischer König mehr Recht als ein anderer hatte, über die Gewaltthaten Napoleons in scharfen Worten sich auszusprechen. „Nieder mit Deutschland!“ riefen die französischen Zeitungen, höhnten die Zurückhaltung ihrer Regierung und forderten im Namen der Nation Genugthuung von Kaiser Wilhelm. Die Londoner „Times“ nahm die Rede des deutschen Kaisers gegen die Angriffe der Franzosenpresse in Schutz. „Wenn der Kaiser den schärferen Ausdruck „korsischer Parvenü“ gebrauchte, so geht doch aus der Thatsache, daß dieser Ausdruck in der amtlichen Ausgabe vorsätzlich unterdrückt wurde, deutlich hervor, daß der Kaiser ihn nicht an die französische Presse zu richten beabsichtigte. Der Kaiser befand sich in der Mitte seiner Offiziere, als er von den Zeiten jener schrecklichen Leiden sprach, welche der unersättliche Ehrgeiz Napoleons der Bevölkerung der Gegend auferlegte. Wenn der Kaiser unter solchen Umständen, von dem Gedanken an die ausgestandenen Leiden seiner Landsleute erfüllt, für den Augenblick alles vergaß und Napoleon einen korsischen Parvenü nannte, so sehen wir wirklich keinen Grund, so viel Aufhebens zu machen. Die Deutschen haben reichlichen Anlaß, dem Andenken Napoleons zu fluchen, und sind wegen ihrer Mäßigung zu loben, wenn sie ihm keinen schlimmeren Namen als den eines korsischen Parvenü geben.“

Bei der Feier des 150jährigen Jubiläums des brandenburgischen Pionierbataillons zu Torgau brachte der Kaiser am 25. November 1891 beim Festmahl im Rathaussaal, nach dem vom General v. Rauch ihm gewidmeten Hoch, ein solches auf das Pionierbataillon von Rauch aus, wobei er folgende Worte sprach:

„Ich stehe dem Bataillon näher, als Sie es sich wohl gedacht haben, und weile gern im Kreise der Offiziere des Bataillons, welches die alte Preußentreue unverbrüchlich hochgehalten hat, vor allem aber um deswillen, was wohl vielen von Ihnen unbekannt sein wird, weil Ich alles, was Ich von Kenntnissen auf diesem Gebiet besitze, Meinem ehemaligen Lehrer, dem Oberstlieutenant Dienar, verdanke, der ein Glied des hiesigen Bataillons gewesen ist. Der Oberstlieutenant Dienar war frei von jeder vorgefaßten Meinung, er blickte mit offenem Auge in die Zukunft und trug keine Bedenken, gegen das Althergebrachte, aber Veraltete, das Neue und Richtige einzutauschen. Schon der Name Ihrer Waffe giebt dafür Gewähr, daß diese Waffe eine Waffe des Fortschritts sein muß; denn man spricht von Pionieren der Kultur, der Wissenschaft, der Arbeit, immer aber in dem Sinne, daß das Wort Pionier den Fortschritt bezeichnet. Ich zweifle nicht, daß, wenn jemals wieder an das Bataillon Anforderungen herantreten, wie bei Schweidnitz, Düppel und Alsen, das Bataillon dann neue Lorbeeren in den Ruhmeskranz der preußischen Armee flechten wird. Ist doch auch die Heldenthat Klinkes und seiner Kameraden, welche noch zum Teil dem Bataillon oder doch der Waffe angehören, für die späteren Geschlechter des Bataillons vorbildlich und sinnbildlich geworden. Ich

erwarte zuversichtlich, daß Meine Pioniere, wie bisher immer, so auch in Zukunft der Armee vorangehen und das Loch sprengen werden, durch welches die stürmende Hand hindurchstößt.“

Der vom Kaiser erwähnte Pionier Klinke zeichnete sich nebst dem Pionier Kitto am 18. April 1864 bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen durch einen Heldenmut aus, der an die Thaten des Horatius Cocles und des Arnold Struthan von Winkelried erinnert. Diese beiden Pioniere hatten es mit opferfreudiger Bereitwilligkeit übernommen, den Kameraden einen Weg durch die Pallisaden zu bahnen. Beim raschen Laufen hatte Klinke die Zündschnur des Pulversacks, mit welchem er die Pallisaden sprengen wollte, verloren. Jedes Zögern, jeder Aufenthalt vor denselben kostete Menschenleben. Da ergriff Klinke ein Streichholz und entzündete mit diesem, die eigene Gefahr nicht achtend, den Pulversack. Die Explosion erfolgte, ehe er zur Seite springen konnte; fürchterlich verbrannt und noch von einer Kugel getroffen, hauchte er, in der von ihm geschaffenen Lücke fallend, sein dem König und dem Vaterlande geweihtes Leben aus. Pionier Kitto blieb erhalten und lebt heute noch; er hatte als Gast des Offizierkorps an der Jubelfeier teilgenommen.

Am Tage vor dieser Feier hatte der Kaiser in Potsdam eine Ansprache an die auf die Fahne vereidigten Rekruten gehalten, deren Eigenartigkeit vielfach besprochen worden ist. Er sagte: „Rekruten! Ihr habt jetzt vor den geweihten Dienern Gottes und angesichts dieses Altars Mir Treue geschworen. Ihr seid noch zu jung, um die wahre Bedeutung des eben Gesprochenen zu verstehen, aber

befleißigt euch zunächst, daß ihr die gegebenen Vorschriften und Lehren immer befolgt. Ihr habt Mir Treue geschworen, das, Kinder Meiner Garde, heißt, ihr seid jetzt Meine Soldaten, ihr habt euch Mir mit Leib und Seele ergeben; es giebt für euch nur einen Feind, und der ist Mein Feind. Bei den jetzigen sozialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß Ich euch befehle, eure eigenen Verwandten, Brüder, ja, Eltern niederzuschießen, was ja Gott verhüten möge, aber auch dann müßt ihr Meine Befehle ohne Murren befolgen."

Das sind schwere, schreckliche Worte gewesen, die der Kaiser hier in seiner ehrlichen Offenherzigkeit ausgesprochen hatte, die aber durch die drohende Zuspitzung der sozialen Frage ihre Berechtigung erhielten. Kaiser Wilhelm II. hat, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie keiner seiner Vorfahren jemals erfahren hat, seine Reden und sein Thun sind daher nicht mit dem althergebrachten Maße zu messen; nur wer die Zeit voll begreift, wird auch das Vorgehen des jungen Monarchen ganz verstehen und mit freudigem Vertrauen auf ihn blicken.

Unter Sorgen und Plänen für die Sicherung und innere Festigung des ererbten Reiches, für die Erhaltung des europäischen Friedens und, wenn der Lenker der Menschengeschicke es anders beschlossen, für eine kräftige Abwehr des Feindes, ging der Kaiser seinem 33. Geburtstage entgegen. Der Tag, der 27. Januar 1892, wurde am Hofe und in allen Teilen des Reiches festlich gefeiert. Es war eine ungewöhnlich große Zahl erlauchter Häupter, die sich zur Beglückwünschung eingefunden hatten; man mußte

bis zum 90. Geburtstag des alten Kaisers zurückgehen, um aus einem freudigen Anlasse so viele hohe Herrschaften in Berlin vereinigt zu sehen. Von regierenden Fürsten waren die Könige von Sachsen und Württemberg, die Großherzöge von Baden und Hessen, der Herzog von Anhalt, die Fürsten von Waldeck und Reuß j. L. anwesend. Beim Festmahl der Reichstagsmitglieder brachte Präsident von Levetzow den Trinkspruch aus. Der Deutsche, sagte er, habe immer zu gegenseitiger Fehde Neigung empfunden. Als erstes wirksames Mittel zur Bekämpfung der Fehde habe die alte Reichsgesetzgebung angeordnet, daß die Fehde an bestimmten Tagen verboten sein solle und der Gottesfrieden hergestellt werde. Auf diese Weise sei ein höherer Gesichtspunkt gewonnen worden. Einen solchen höheren Gesichtspunkt biete auch dieser Tag, der im Deutschen Reiche unter dem Frieden Gottes stehe und den Kampf der politischen Meinungen verstummen lasse. „Gott erhalte den Kaiser! Ihn, dessen Geburtstag, trotzdem er selbst ein Friedensfürst ist, von dem Ernst der Lage zeugt, ein Mann von hohem Mut, energischer Thatkraft, ein tapferer Hohenzollernfürst, dem das Schwert in der Hand ruht. Auf alle erdenkliche Weise bemüht sich der Kaiser, den Frieden zu wahren, pflegt Bündnisse mit Fürsten und Regierungen, versucht die Interessen der Völker einander nahe zu bringen, versöhnt und hilft den Schwachen, wo er kann, mindert die unvermeidlichen Gegensätze der Welt. Wer ihm dafür nicht dankte, würde ihn schlecht verstehen, was er für des Volkes Wohl thut.“

* * *

Bei dieser Gelegenheit ist es an der Zeit, einen Blick in des Kaisers Heim zu thun.

Das königliche Schloß in Berlin hatte seit einer langen Reihe von Jahren keinem Monarchen mehr als Wohnung gedient. Zuletzt wohnte Friedrich Wilhelm IV. dort. Friedrich Wilhelm III. hatte sich ein eigenes Palais erwählt, ebenso König Wilhelm I. Kaiser Wilhelm II. setzt die Tradition seiner früheren Ahnherren fort, die sämtlich im Schlosse residierten, und hat für sich und die Kaiserin daselbst eine Wohnung bereiten lassen, die an Pracht und künstlerischer Schönheit unter den Fürstenwohnungen Europas nicht vielen zurückstehen dürfte.

Die ganze Reihe der Gemächer der ersten Etage des Schlosses, von dem großen Portale an der Schloßfreiheit an, herum nach dem Schloßplatze und dem Eckturm an der Langen Brücke, war zu Zeiten Friedrichs des Großen von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen (später König Friedrich Wilhelm II. und Königin Friederike) zu einer Hälfte bewohnt, zur anderen vom großen Könige selber. Einen Teil der Wohnung Friedrichs des Großen, von dem großen Saale über Portal I bis an den „grünen Hut", dem Turm an der Spreeseite, hatten Friedrich Wilhelm IV. und Königin Elisabeth inne. Diese Räume blieben von der gegenwärtigen Umgestaltung unberührt, nur einige Gemächer wurden zu Adjutantenzimmern genommen.

Der Aufgang zu beiden Majestäten geschieht durch das Portal II über die große Marmortreppe, während der Dienstaufgang zum Kaiser zwecks Meldungen, Vorträgen u. s. w. und für Deputationen durch Portal I stattfindet.

Die schmiedeeisernen Thore dieses Durchgangsportales sind, wie auch die der anderen Portale, verglast, wodurch ein heizbarer Warteraum für die Dienerschaft erlangt wurde. Aus dieser weißgetönten Flurhalle führen zu beiden Seiten breite, mit roten Läufern belegte Marmortreppen an Stelle der früheren sandsteinernen empor, mit weißen Marmorbalustraden als Geländer.

Diese schöne Doppeltreppe mündet in einen breiten Hauptpodest vor der hohen, reichvergoldeten Thür des von Schinkels Meisterhand ausgestatteten Sternensaals, der früher den Vorsaal zu den Gemächern Friedrichs des Großen bildete und der seinen Namen von der nach der Mitte zu immer dichter mit Sternenreigen bemalten Decke erhielt, ihn aber hat abgeben müssen und hinfort statt dessen „Fahnensaal“ heißt, weil er als Aufbewahrungsort der Fahnen und Standarten der Berliner Garnison dient. An diesen mit Außenbalkon versehenen Saal schließt sich nach der Spree zu ein Adjutantenzimmer an.

Diesem gegenüber, auf der andern Seite des Fahnensaales, reiht sich zunächst das zweifenstrige Empfangszimmer des Kaisers an, ehemals das Thronzimmer des großen Friedrich. Mit geringen Ausnahmen ist dieser Raum in seiner alten, von G. v. Knobelsdorff stammenden Rokokodekoration erhalten. Weiße, durch Goldleisten und Schnörkel belebte Paneele umziehen die Wände, die oberhalb auf dunkelgrünem Grunde ein goldbraunes Muster zeigen. Von den zumeist Pesne'schen Bildern an den Wänden sind die Porträts der Königin Sophie Dorothea, des Grafen Kaiserlingk, des Generals Fouqué und des Königs Friedrichs II. hervorzuheben.

Von dem Empfangszimmer gelangt man in das Arbeitszimmer des Kaisers, das seinen Schmuck aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts zum Teil noch trägt, so insbesondere die 1708 von dem Hofmaler Friedrichs I., Augustinus Terwesten, gemalte Decke; die ganz vergoldeten Supraporten sind solchen aus dem Charlottenburger Schlosse nachgebildet. Die Tapete ist aus braunem Leder gefertigt und zeigt reiche Pressung in Gold und satten Farben. Die Paneele, Thüren und der Ofen sind in graugrünem Tone mit leichter Goldmusterung gehalten. Die Fenstervorhänge aus schwerem, grünem Seidenplüsch sind gefällig gerafft und gefaltet.

Auf das Arbeitszimmer folgt das Vortragszimmer, ganz in Schlüterschem Kunstsinn erneuert. Braunrote gepreßte Samttapeten verleihen dem prächtigen Raum ein warmes Gepräge. Inmitten der den Fenstern gegenüberliegenden Wand ist nach Schlüterschem Vorbild ein Kamin aus braunem und grauem Marmor aufgebaut, mit einem Aufsatz, einem von zwei Putten gehaltenen Rahmen, von einem Adler überflügelt, in dem eine von Westphal modellierte vergoldete Büste Friedrichs II. steht.

Von demselben Künstler stammt auch die außerordentlich reiche Dekoration der Decke her, in deren Ecken, von Genien getragen, in stumpfem Kupferbronzeton vier Kartuschen mit den Sinnbildern der Herrschertugenden: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Milde, angebracht sind. Rechts und links von dem Kamin ist je eine Thür mit goldig ornamentiertem Milchglas versehen, um den dahinterliegenden Räumen Licht zuzuführen, in deren einem die Kästen für die Garderobe des Kaisers (Uniformen)

stehen, während der andere die Verbindung des Vortragszimmers mit der im sogenannten Eynarschen Mittelbau gelegenen Marmortreppe bildet. Die Fußböden der angeführten Gemächer, vom Fahnensaal an, sind ganz mit weichen, tiefstahlblauen Teppichen belegt, und über diese sind farbige Decken gebreitet.

Hinter diesen Gemächern, mit den Fenstern nach dem Schloßhofe zu, sind Toiletten, ein Baderaum und ein Schlafzimmer angeordnet, zur Benutzung für die Zeit, wenn der Kaiser allein, ohne seine Familie, in Berlin weilt.

Von dem Vortragszimmer kommt man in den Pfeilersaal, der als Gesellschaftsraum dient. In seinen Größenverhältnissen entspricht dieser der Halle des darunter gelegenen Portals II. Die Decke wird von zwölf jonischen Säulen in grauem Stuckmarmor getragen und zeigt in ihrem Plafond-Oval ein von dem Akademiedirektor Bernhard Rode gemaltes Bild, „die Götter des Olymp."

Von dem Pfeilersaal geht es in den Speisesaal, der, weil in der Schloßplatzfront kein genügender Raum vorhanden war, nach dem Schloßhofe hinaus eingerichtet wurde, indem man zwei größere Gemächer durch Entfernung der Zwischenwand zu einem Saale vereinigte, der etwa für hundert Gäste Plätze bietet.

Dieser Saal ist mit besonderer Pracht ausgestattet und zeigt die Formen der Schlüterschen Bauweise, in meisterhafter Entwickelung von dem Bildhauer Lessing nachgeahmt. Die Wände umziehen Nußbaum-Paneele, vor denen gleichstoffige Pfeiler zur Decke emporsteigen und die Wände in Felder teilen. Diese Felder sind mit alten, den Kunstschätzen des Schlosses entnommenen, Gobelins bekleidet.

Wir betreten nunmehr durch einen Zwischengang die Gemächer der Kaiserin und zwar zunächst das Empfangszimmer. Hier hat man die alten niedrigen Paneele und die Fenstereinfassungen aus rotbraunem und grauem Marmor belassen. Die Oberteile der Wände sind mit resedagrünen Seidendamasttapeten bespannt, bis hinauf zu dem Gesims, von dem sich die prachtvolle Voute zu der reich ornamentierten und vergoldeten Decke aufwölbt. Schöne Gemälde schmücken die letztere, von Koberstein nach den Rafaelschen Gobelins „Jesus bei den Fischern“ und „Jesus den Lahmen heilend“ gemalt. Zwischen den Fenstern sind hohe Spiegel in Goldrahmenfassung angebracht und an der westlichen Wand ein hochaufgebauter Kamin aus weißem Marmor mit kinderfigürlichen Darstellungen von Wärme und Kälte.

Der nächste Raum ist das kaiserliche Wohnzimmer, das mit Nußbaumpaneel und lachsfarbenen Damasttapeten ausgestattet ist. Von den Gemälden seien die Bildnisse der Königin Luise und der Königinnen Sophie Dorothea und Sophie Charlotte erwähnt. Der Kamin ist von schwarzem Marmor.

Es folgt das Arbeitszimmer der Kaiserin. Lichtblaugraue Stoffflächen wechseln hier mit roten Stuckmarmorfeldern ab, in denen sechs mit Vasen geschmückte Nischen eingefügt sind. Unter dem Voutengesims laufen Schadowsche Reliefsfriese entlang und die Decke ist in duftiger Luftperspektive gemalt.

An dieses Gemach stößt das Schlafzimmer der Majestäten, das in schlichtem Schmucke einen freundlichen Eindruck macht. Graugrüne Paneele umziehen die Wände,

die mit großblumigem Kretonne tapeziert sind. Die Decke ist unter künstlerischer Verwertung der Symbole Amors und der Musik lebendig geschmückt.

Von dem Schlafzimmer des kaiserlichen Paares öffnet sich eine Thür in das Toilettenzimmer und Bad Ihrer Majestät, dessen fast ganz in Weiß und Gold gehaltene, nur wenig durch resedagrünen Seidenstoff farbig gestaltete Ausstattung einen ungemein freundlichen und sauberen Eindruck macht. Das einfenstrige Zimmer enthält an der Decke einen Kranz lieblicher Blüten und Blumen mit Schmetterlingen.

An der Ostwand liegt die Badenische, von der königlichen Porzellanmanufaktur höchst reizvoll ausgestattet. Zwei Marmorstufen führen dazu empor. An der Hinterwand der Nische steht die in Kupfer künstlich getriebene Badewanne. An der Westseite des Zimmers ist ein hoher Spiegel angebracht. Neben der Nische führt eine kleine Wendeltreppe in das zweite Geschoß hinauf zu den für die sechs kaiserlichen Prinzen einfach eingerichteten Zimmern.

Diese Räume sind in zwei Abteilungen geteilt: eine für den Kronprinzen und eine für die „kleinen Prinzen“.

Der Thronerbe hat schon seit seinem sechsten Jahre mit seinem Gouverneur seine eigene Wohnung, die aus Wohn-, Schlaf- und Toilettenzimmern besteht, auch eine kleine Wärmküche besitzt.

Daneben liegen nach der Schloßfreiheit zu die Räume für die jüngeren Prinzen, unter denen namentlich das große gemeinsame Spielzimmer durch seine hübsche Ausstattung gefällt. In einer Höhe von 1½ Meter zieht sich ein etwa ½ Meter hoher Fries von golddurchwirktem,

grobem Leinen an der Wand entlang, auf welchem von den ersten Künstlern in dicken, deutlichen Strichen Scenen aus dem Kinderleben dargestellt sind. Hier schaukeln sich ein paar Kinder in einem Kahn, dort wird Obst gepflückt, dort von Kindern Heu eingefahren — Darstellungen, die auch die lebhafte Freude der Kaiserin hervorgerufen haben.

Jeden Tag, im Sommer wie im Winter, stehen die Prinzen früh um sieben Uhr auf und nehmen um 7½ Uhr das erste Frühstück ein, das nur aus Thee und Gebäck besteht und nie über eine Stunde ausgedehnt wird. Pünktlich um 8 Uhr beginnen die Unterrichtsstunden, die sowohl dem Kronprinzen als auch den Prinzen Eitel Fritz und Adalbert besonders erteilt werden. Zeitweise erhalten jedoch der Kronprinz und Prinz Eitel Fritz gemeinschaftlichen Unterricht. Die Pausen und Freistunden während des Vormittagsunterrichtes werden, wenn die Kaiserliche Familie zur Sommerzeit im Neuen Palais wohnt, durch Beschäftigung im Spielgarten ausgefüllt; es wird geturnt, Ball gespielt, gegraben und dergleichen mehr. Um 9½ Uhr wird das zweite Frühstück eingenommen, das aus belegten Butterbroten, Rotwein und Fürstenbrunner Wasser besteht. Nach diesem Mahl beginnt wieder der Schulunterricht; demselben folgen unmittelbar die Reitstunden, die bei schlechtem Wetter in der Reitbahn, bei gutem Wetter im Freien abgehalten werden.

An den Reitunterricht schließt sich entweder ein Spazierritt in die Umgegend des Neuen Palais, oder eine Ausfahrt im Ponnywagen an, wobei der Kronprinz die Zügel führt.

Der Erziehung für den einstigen Soldatenberuf ist unter

anderem auch eine Miniaturfestung gewidmet, die auf dem Drachenberge, nicht weit vom Neuen Palais, für die Prinzen angelegt und im Sommer 1893 vollendet wurde. Nach den Entwürfen von Krupp in Essen ist der Bau dieser kleinen Festung unter der Leitung eines früheren höheren Offiziers, der in dem Kruppschen Etablissement angestellt ist, ausgeführt worden. Dieselbe soll aber nicht nur den Prinzen als Lehrmittel und Unterhaltung dienen, sie ist auch für den Kaiser selber als Modell des modernen Befestigungsbaues bestimmt und deshalb mit der größten Sorgfalt, Treue und Genauigkeit hergestellt und ausgestattet. Das Mauerwerk der Festungswälle, die von einem Wassergraben umgeben sind, ragt etwa drei Meter über dem Erdboden empor, dahinter befinden sich ringsum Kasematten. Auch drehbare Panzertürme sind angelegt. Die von Krupp gelieferten Geschütze sind getreue Nachbildungen von schweren Festungsgeschützen im verkleinerten Maßstabe. Vermittelst einer mechanischen Vorrichtung können diese Geschütze durch einen Handgriff mühelos vor die Schießscharten gebracht werden. Der Kaiser hatte das Fortschreiten des Baues mit Interesse verfolgt und nach Beendigung desselben dem leitenden Maurerpolier das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen.

Das Mittagsmahl nehmen die Prinzen in Gesellschaft des Militär- oder Civilgouverneurs um $1^1/_4$ Uhr ein. Dasselbe besteht aus Suppe, Fisch, einem Braten, Gemüse, Kartoffeln, einer süßen Schüssel, Butter, Käse und Obst. Dazu wird wieder Rotwein und Wasser getrunken. Gegen $2^1/_2$ Uhr begeben sich die Prinzen in den Park zum Spiel. Die älteren Prinzen fahren auch wohl auf dem Dreirad.



Kaiserin Auguste Viktoria mit der Prinzessin Viktoria Luise.*

So lange der Kaiser und die Kaiserin mit den jüngsten Kindern im Marmorpalais wohnten, fuhren oder gingen

---

* **Nach einer Aufnahme der Hofphotographen Selle & Kuntze in Potsdam.**

die Prinzen täglich nachmittags vom Neuen Palais dorthin, um Eltern und Geschwister zu besuchen.

Um 6 Uhr geht es ans Nachtessen, das abwechselnd aus warmen und kalten Speisen besteht; dann tummeln sich die Prinzen bis um 7½ Uhr herum, darauf werden die Jüngeren gebadet und begeben sich um 8 Uhr zur Ruhe.

Am 13. September 1892 wurde dem Kaiser das siebente Kind geboren, diesmal ein Töchterchen, das in der am 12. Oktober im Neuen Palais erfolgten Taufe die Namen Viktoria Luise Adelheid Mathilde Charlotte erhielt.

Hier folge ein kleiner Zug aus der Häuslichkeit des kaiserlichen Paares, der zugleich die ehemaligen Beziehungen des Fürsten v. Bismarck zu der Herrscherfamilie ins Licht stellt. Der Kanzler erschien eines Tages, um sich zum Vortrag zu Sr. Majestät zu begeben. Während er gemeldet wurde, trat er in die angelehnte Thür eines Nebenzimmers, aus welchem ihm fröhliche Kinderstimmen entgegenschallten. Hier sah der Kanzler mit Vergnügen, wie der kleine Kronprinz einen Leierkasten drehte, nach dessen Klängen die beiden jüngeren Prinzen zu tanzen versuchten. Kaum wurden die letzteren der großen Gestalt des Fürsten ansichtig, als Prinz Eitel Fritz auf denselben zueilte. „Bitte bitte, Fürst Bismarck, tanze einmal mit uns!“ bat der Kleine. Lächelnd wehrte der Fürst den stürmischen Knaben ab und sagte: „Nein, dazu bin ich zu alt, das kann ich wirklich nicht, aber wenn der Kronprinz mittanzen will, dann will ich so lange die Drehorgel spielen.“ Der Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen. Der Kanzler drehte die Orgel im Schweiße seines Angesichts und die drei Prinzen tanzten danach. Da öffnete sich die Thür, und herein trat Kaiser

Wilhelm, das seltsame Bild mit Lächeln betrachtend. „Nun, das muß ich sagen,“ hub der Kaiser an, „es ist liebenswürdig von Ihnen, sich so mit den Kindern abzugeben. Aber, lieber Fürst,“ und dabei erhob der Kaiser scherzhaft drohend den Finger, „Sie fangen bei Zeiten an. So früh schon soll der Thronerbe nach Ihrer Pfeife tanzen lernen? Das ist schon die vierte Generation, der Sie sich widmen.“ Der Fürst lachte, entschuldigte sich und folgte dem Kaiser in das Vortragszimmer.

Es lag nicht viel Zeit zwischen jener harmlosen Scene und jener andern im März 1890, wo der Fürst bei seiner letzten Begegnung mit dem Kaiser vor seinem Rücktritt die Äußerung that: „Ich weiß, daß ich Ew. Majestät schon lange lästig bin, aber ich kann mich deshalb nicht aus der Welt schaffen. Es ist mein Unglück, aber nicht meine Schuld, daß ich nicht zugleich mit dem hochseligen Kaiser Wilhelm I. gestorben bin“ . . . .

Im Neuen Palais bewohnen die Majestäten im nördlichen Flügel dieselben Gemächer, wie früher Kronprinz Friedrich Wilhelm. Nur die Gemächer, an welche sich Erinnerungen der Pietät knüpfen, wie das Geburts- und Sterbezimmer des Kaisers Friedrich, werden nicht in den Bereich der Benutzung gezogen. Mehrere der Gemächer haben eine neue Ausstattung erfordert, da ein großer Teil der in denselben befindlichen Möbel, Teppiche und Bilder Privateigentum der Kaiserin Friedrich war und von derselben nach Schloß Friedrichshof am Taunus übergeführt wurde, darunter auch die prachtvollen Gobelins, welche sie einst von Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie zum Hochzeitsgeschenk erhalten hatte.

Die Kaiserin Auguste Viktoria ist eine Landesmutter im Sinne der Kaiserin Augusta, der Lebensgefährtin Kaiser Wilhelms I., die am 7. Januar 1890 ihrem Gemahl in die Ewigkeit gefolgt war. Bezeichnend für ihren Charakter und ihr Streben ist ein Schreiben, das sie im Mai 1889 an den Vorsitzenden des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, v. Levetzow, richtete und das den folgenden Wortlaut hat:

„Mit Freude und Genugthuung habe Ich davon Kenntnis genommen, daß die Organisation des von Sr. Majestät dem Kaiser, Meinem Gemahl, und Mir begründeten evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins bereits in der ganzen Monarchie vollendet, und überall der Anfang zu gemeinsamer Arbeit gemacht ist .... Die Begründung des Vereins fiel in eine ernste, schmerzvolle Zeit. Meine Übernahme des Protektorats war die letzte große Bitte, welche Ich an Meinen schwer geprüften, in Gott ruhenden Schwiegervater Kaiser Friedrich richten durfte, der letzte Wunsch, welchen er Mir durch seine Kabinettsordre vom 4. Mai vorigen Jahres erfüllte.

Nach Kräften werde Ich bemüht sein, der Arbeit des Glaubens und der Liebe, die in unserem Volke zur Linderung des äußeren und inneren Elends bereits geschieht, Mich dienend und anregend anzuschließen, um Meine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen. Möchte allen verneinenden und zersetzenden Tendenzen gegenüber unsere gemeinsame Arbeit auf dem Grunde des göttlichen Wortes und in treuer Nachfolge unseres Herrn dazu gesegnet sein, Wunden zu heilen, Barmherzigkeit zu üben, Frieden zu stiften und so das Böse mit dem Guten zu überwinden.

Besonders muß es uns ein fortgesetztes Anliegen sein,

den kirchlichen und sittlichen Notständen in den großen Städten und Fabrikcentren entgegen zu treten. Indem Ich Ihnen, geehrter Herr v. Levetzow, noch besonders Meinen herzlichen Dank ausspreche für die Liebe und Treue, mit welcher Sie sich neben so vielen anderen Pflichten noch der Leitung unseres Vereins unterzogen haben, bleibe Ich stets

Ihre

dankbar ergebene

Kaiserin und Königin."

Dieses Schreiben ist ein Bekenntnis. Die Kaiserin bezeichnet darin die hohe Aufgabe, die sie sich als Regentin gestellt und der all ihr Streben und Sorgen gilt, und von deren Erfüllung die letzten Jahre reichliche Zeugnisse gebracht haben.

Nicht allein die zahlreichen neuen Kirchenbauten in Berlin und anderwärts reden dafür; wie auf geistlichem Gebiet, so sucht die hohe Frau auch auf dem Gebiete der leiblichen und wirtschaftlichen Not den Armen und Kranken Linderung zu verschaffen. Manche Thräne wird durch sie getrocknet, in manches Haus senkt sich der Strahl der landesmütterlichen Fürsorge und Milde, der Trost des teilnehmenden Herzens wie der werkthätigen Hilfe. Aber die Kaiserin kann bei dem großen Umfang aller Not nicht für sich allein überall helfen, so sehr ihr Herz auch für jede Bitte offen steht und allen helfen möchte. Ihr noch schönerer Beruf ist es, auch die Herzen anderer öffnen zu helfen, daß der Geist christlicher Liebe in immer weitere Kreise hineinzieht und Hände und Herzen sich aufthun, um mit ihr vereint in Werken christlicher Barmherzigkeit thätig zu sein.

Von der Politik hält die hohe Frau sich gänzlich fern;

es genügt ihr, eine deutsche Haus- und Landesmutter zu sein, und deshalb verdient sie doppelt das Lob, daß der Kaiser ihr bei einer Rede in Schleswig-Holstein gespendet hat, als er seine Gemahlin das kostbarste Kleinod in seiner Krone nannte.

* * *

Wir haben der besonderen Schwierigkeiten erwähnt, mit denen Kaiser Wilhelm II. wie keiner seiner Vorfahren zu kämpfen hat. Gewitterhafte Spannung lagert über Europa. Dieser Zustand ist seit der Entlassung Bismarcks eingetreten und besteht seitdem in einer Stärke und Dauer, die ähnlichen Erscheinungen in dem ersten Doppeljahrzehnt des neuen Deutschen Reiches nicht eigen waren. Die von Deutschland, der Zentralmacht Europas, bis zu jenem Zeitpunkt ausgehende konstante Windrichtung sprang plötzlich um und hat seitdem ihre Richtung vielfach verändert. Im Osten und Westen sammeln sich Stürme in der Richtung gegen Deutschland, die vorläufig noch nicht die Kraft haben, mit Gewalt hervorzubrechen. Mit einem weiteren Sturm droht die soziale Frage, und dieser Sturm heißt: Revolution. Es gehört eine feste Hand dazu, das Ruder des Staates unter solchen Umständen sicher zu führen. Bedeutsam für die Ansichten des Kaisers über die Situation und besonders über die innere Lage des Reiches war die Ansprache, die er am 24. Februar 1892 beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages im Hotel Kaiserhof in Berlin hielt.

„Es ist Mir," so führte er aus, „in Meiner schweren Arbeit doppelt angenehm und auch zu gleicher Zeit anregend, wenn Meine Bestrebungen für das Wohl Meines

Volkes dankbare Anerkennung finden. Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an allem, was seitens der Regierung geschieht, herumzunörgeln und herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört und ihre Freude am Dasein und am Leben und Gedeihen unseres gesamten großen deutschen Vaterlandes vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regierte von der Welt, und als sei es eine Qual, in demselben zu leben. Daß dem nicht so ist, wissen wir alle selbstverständlich besser. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten und sich unseren elenden und jammervollen Zuständen auf das schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen, und uns thäten sie einen großen Gefallen damit. Wir leben in einem Übergangszustande! Deutschland wächst allmählich aus den Kinderschuhen heraus, um in das Jünglingsalter einzutreten; da wäre es wohl an der Zeit, daß wir uns von unseren Kinderkrankheiten freimachten. Wir gehen durch bewegte und anregende Tage hindurch, in denen das Urteil der großen Menge der Menschen der Objektivität leider zu sehr entbehrt. Ihnen werden ruhigere Tage folgen, insofern unser Volk sich ernstlich zusammennimmt, in sich geht und unbeirrt von fremden Stimmen auf Gott baut und die ehrliche, fürsorgende Arbeit seines angestammten Herrschers. Ich möchte dieses Übergangsstadium mit einer kleinen Geschichte vergleichend beleuchten, welche Ich einmal gehört habe. Der berühmte englische Admiral Sir Francis Drake war in Zentralamerika ge-

landet nach schwerer, stürmisch bewegter Reise; er suchte und forschte nach dem anderen großen Ocean, von dem er überzeugt war, daß er vorhanden sei, den die meisten seiner Begleiter jedoch als nicht existierend annahmen. Der Häuptling eines Stammes, dem das eindringliche Fragen und Forschen des Admirals aufgefallen, von der Macht seines Wesens eingenommen, sagte ihm: „Du suchst das große Wasser, folge mir, ich werde es dir zeigen.“ Und nun stiegen die beiden trotz warnenden Zurufs der übrigen Begleiter einen gewaltigen Berg hinan. Nach furchtbaren Beschwerden an der Spitze angelangt, wies der Häuptling auf die Wasserfläche hinter ihnen, und Drake sah die wildbewegten Wogen des zuletzt von ihm durchschifften Meeres vor sich. Darauf drehte sich der Häuptling um, führte den Admiral um einen kleinen Felsvorsprung herum, und plötzlich that sich vor seinem entzückten Blicke der vom Gold der aufgehenden Sonne bestrahlte Wasserspiegel des in majestätischer Ruhe sich ausbreitenden Stillen Oceans auf. — So sei es auch mit uns! Das feste Bewußtsein Ihrer, Meine Arbeit treu begleitenden Sympathie flößt Mir stets neue Kraft ein, bei der Arbeit zu beharren und auf dem Wege vorwärts zu schreiten, der Mir vom Himmel gewiesen ist. — Dazu kommt das Gefühl der Verantwortung unserm obersten Herrn dort oben gegenüber und Meine felsenfeste Überzeugung, daß unser alter Alliierter von Roßbach und Dennewitz Mich dabei nicht im Stich lassen wird. Er hat sich solche unendliche Mühe mit unserer alten Mark und Unserem Hause gegeben, daß wir nicht annehmen können, daß er dies für nichts gethan hat. Nein, im Gegenteil, Brandenburger, zu Großem sind wir noch bestimmt

und herrlichen Tagen führe Ich euch noch entgegen! Lassen Sie sich nur durch keine Nörgelei und durch mißvergnügliches Parteigerede Ihren Blick in die Zukunft verdunkeln oder Ihre Freude an der Mitarbeit verkürzen. Mit Schlagwörtern allein ist es nicht gethan, und den ewigen mißvergnüglichen Anspielungen über den neuen Kurs und seine Männer erwidere Ich ruhig und bestimmt: Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert — daß Meine brave märkische Mannschaft Mir dabei helfe, das hoffe Ich bestimmt."

Aus Anlaß dieser Rede des Kaisers erhob sich in allen politischen Kreisen Deutschlands eine lebhafte Erörterung, in der teils Widerspruch, teils Zustimmung laut wurde. Viel Widerspruch und wenig Zustimmung fand auch ein im Sinne des Kaisers vom Kultusminister ausgearbeiteter und den Volksvertretungen vorgelegter Volksschulgesetz-Entwurf. Der Graf v. Zedlitz sowohl, wie auch der Reichskanzler wendeten alles auf, dem Gesetzentwurf Geltung zu verschaffen, und schon erschien die Annahme desselben, trotz des heftigen Widerstandes vieler Parteien, gesichert, da gebot der Kaiser unerwartet dem „Schwimmen gegen den Strom" ein Halt, und das Volksschulgesetz kam nicht zu stande. Infolgedessen nahm der Kultusminister Graf v. Zedlitz am 18. März seine Entlassung. Auch der Reichskanzler Graf v. Caprivi reichte ein Entlassungsgesuch ein; der Kaiser bewog ihn jedoch, von seinem Rücktritt als Reichskanzler Abstand zu nehmen, enthob ihn aber der Ministerpräsidentschaft in Preußen. Diese ward dem Grafen Botho zu Eulenburg, bisherigen Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau, das Kultusministerium aber dem Staats-

sekretär des Reichsjustizamts, Dr. Robert Bosse, übertragen . . . . .

Das große Ereignis des Jahres 1892, soweit das lebhafteste Interesse des gesamten deutschen Volkes in Betracht kam, war die am 18. Juni begonnene Reise des Fürsten v. Bismarck nach Wien, um daselbst der Vermählung seines Sohnes, des Grafen Herbert, mit der Gräfin Hoyos beizuwohnen. Diese Reise wurde zu einem Triumphzug durch Deutschland, wie ihn wohl noch niemand erlebt hat. Schon die Feier seines 77. Geburtstages am 1. April hatte Zeugnis abgelegt von der enormen Gewalt, welche der Zug zum Fürsten v. Bismarck in den letzten Zeiten im deutschen Volke erlangt hatte. „Die deutsche Sprache von heute,“ sagte in Berlin Professor Delbrück in einer begeisterten Festrede, „besitzt kein Wort mehr, um das, was Bismarck gethan, völlig zu schildern . . . Das deutsche Volk will das Bild Bismarcks festgehalten wissen als dessen, der durch alle Wirrsale und alle um ihn aufgetürmten Schwierigkeiten hindurchschreitend, den Traum vom Kyffhäuser verwirklichte.“ Professor Felix Dahn aus Breslau bezeichnete in seiner Festrede zu Frankfurt a. M. den Sturz Bismarcks als eine Tragödie in der Geschichte des Deutschen Volkes; der ursprünglich nicht ausgeschlossene Glaube an die Möglichkeit einer Zurückberufung des Fürsten sei gänzlich aufzugeben; er schloß mit den Worten: „Ein Wunsch erfüllt die Brust aller Deutschen, welche an der Heldenzeit unseres Volkes von 1870—71 hängen, der Wunsch nach Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem großen Kanzler, damit dieser schrille, häßliche Mißklang nicht verewigt bleibe in der deutschen Geschichte. Sollen das unsere Enkel in der

Schule lernen müssen? Dieses untilgbare Weh sollte doch der deutschen Geschichte erspart bleiben? Dem unsterblichen Kanzler, Otto dem Großen, Heil und nimmer verlöschender Dank!“

An die Aussöhnungsfrage knüpften sich in der Presse vielfache Erörterungen, und hieran schloß sich eine gewaltige Bewegung in der Bevölkerung, als der Fürst die vorerwähnte Reise antrat. Die Kunde, daß der Mann so enthusiastischer Verehrung aus seinem Sachsenwalde hervorkommen wolle, ergriff die Massen. Hat es schon ohnehin einen unendlichen Reiz, mit einem großen Manne persönlich zusammen zu kommen, um wieviel mehr, wenn sich für viele die früher nie geahnte Möglichkeit eröffnete, den Träger der neueren deutschen Entwickelung von Angesicht zu Angesicht begrüßen zu können.

Die Reise des Fürsten über Dresden, durch Böhmen und Mähren, die Tage des Aufenthalts in Wien und die Rückfahrt über München und Augsburg nach Kissingen waren eine ununterbrochene Kette der großartigsten Huldigungen. Die „Dresdener Zeitung“ bezeichnete die Bismarckfeier in Dresden als „eine Gemütskundgebung der Volksseele, spontan, ununterdrückbar, unlenkbar.“ Die „Allgemeine Zeitung“ in München gab treffend der allenthalben überwiegenden Ansicht Ausdruck, indem sie schrieb: „Wir alle sind gut reichsdeutsch und halten treu und fest zu unserem Kaiser; aber das soll uns nicht hindern, daß unsere Herzen dem Manne zufliegen, der uns das Deutsche Reich zuwege gebracht hat.“

Anders faßte man die Sache an leitender Stelle in Berlin auf. Unterm 6. Juli veröffentlichte der „Reichs-

anzeiger" den folgenden Erlaß des Grafen v. Caprivi an den Botschafter in Wien, Prinzen Reuß, vom 9. Juni 1892:

„Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich Euer etc. nach Vortrag bei Sr. Majestät Folgendes ergebenst mit: Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an S. M. den Kaiser fehlt es es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals soweit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, Sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Euer etc. sind beauftragt, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen."

Auf Anzeichen einer Versöhnung ließ sich hieraus nicht schließen, wohl aber auf eine Fortdauer oder gar Verschärfung der kaiserlichen Ungnade.

Von Kissingen setzte der Fürst am 30. Juli über Meiningen, Weimar, Jena, Erfurt, Halle, Magdeburg und Stendal die Heimreise fort und langte am Abend des 31. Juli auf seiner Besitzung Schönhausen an. Mit dieser Reise endete eine der merkwürdigsten Episoden in der zeitge-

nössischen deutschen Geschichte, überreich an nationaler Begeisterung, an nationalem Dank. Aber auch an trüben Schatten hatte es nicht gefehlt, heraufbeschworen durch jenen Erlaß des Grafen v. Caprivi. Schien es doch, als ob jener „schrille, häßliche Mißklang“ doch verewigt bleiben sollte in der deutschen Geschichte.

Mehr als ein Jahr verging. Da lauschten alle Patrioten, hochaufatmend, einem kaiserlichen Wort. Ein milder, schöner Hoffnungsschimmer fiel in jegliches Gemüt, denn Kaiser Wilhelm hatte dem in Kissingen bedenklich erkrankten Fürsten v. Bismarck aus Güns in Österreich, wo er sich zur Jagd aufhielt, eine freundliche Depesche gesendet. Dieselbe lautete:

„Güns, den 19. September 1893.

An Fürst v. Bismarck, Kissingen.

Ich habe zu Meinem Bedauern jetzt erst erfahren, daß Euere Durchlaucht eine nicht unerhebliche Erkrankung durchgemacht haben. Da Mir zugleich, Gott sei Dank, Nachrichten über die stetig fortschreitende Besserung zugegangen sind, spreche Ich Meine wärmste Freude hierüber aus. In dem Wunsch, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte ich Eure Durchlaucht, bei der klimatisch wenig günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh für die Winterzeiten in einem Meiner in Mitteldeutschland gelegenen Schlösser Ihr Quartier aufzuschlagen. Ich werde nach Rücksprache mit Meinem Hofmarschall das geeignetste Schloß Eurer Durchlaucht namhaft machen.

Wilhelm.“

Der Fürst erwiderte:

„Kissingen, den 19. September.

An Se. Majestät den Deutschen Kaiser, Güns.

Eurer Majestät danke ich in tiefster Ehrfurcht für Allerhöchstdero huldreichen Ausdruck der Teilnahme an meiner Erkrankung und neuerlich eingetretener Besserung und nicht minder für die Absicht gnädiger Fürsorge für die Förderung meiner Genesung durch Gewährung eines klimatisch günstigen Wohnsitzes. Meine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit für diese huldreiche Intention wird durch die Überzeugung nicht abgeschwächt, daß ich meine Herstellung, wenn sie mir nach Gottes Willen überhaupt in Aussicht steht, am wahrscheinlichsten in der altgewohnten Häuslichkeit und deren Zubehör an Einrichtung und Umgebung zu finden glaube. Da mein Leiden nervöser Natur ist, so glaube ich mit meinem Arzte, daß das ruhige Weiterleben in den gewohnten Umgebungen und Beschäftigungen das Förderlichste für meine Genesung sein würde und daß dieselbe durch den Übergang in neue, mir bisher fremde Umgebungen und Verkehrskreise, wie es die Folge einer Verwirklichung der huldreichen Absicht Eurer Majestät sein würde, in meinem hohen Alter im Interesse der Beseitigung der vorhandenen Störungen meines Nervensystems zu vermeiden sein würde. Professor Schweninger behält sich vor, diese seine und meine Überzeugung in schriftlichem Bericht sachlich zu begründen.

v. Bismarck."

Dieser Depeschenaustausch rief im ganzen Deutschen Reiche helle Freude hervor. Der Großherzog von Sachsen-Weimar begrüßte diese Annäherung als etwas zweifellos

zum Wohle des Gesamtvaterlandes „Geschehenes“ und gab diesem Empfinden auch unverweilt in Depeschen an den Kaiser und an den Fürsten v. Bismarck Ausdruck.

Bald darauf wurde auch bekannt, daß der Kaiser bereits am 21. April 1890, also nicht lange nach der Entlassung des Fürsten, an den Leibarzt desselben, Professor Dr. Schweninger, eine Kabinettsordre hatte ergehen lassen, durch die er eine ungeschwächte Anteilnahme an dem Wohlergehen des ersten Kanzlers des Reiches an den Tag legte. Die im Anfang Oktober 1893 bewirkte Veröffentlichung dieser Kabinettsordre machte im Volke den besten Eindruck. Dieselbe folgt hier wörtlich:

„Nicht nur das deutsche Volk, sondern alle Nationen der kultivierten Welt nehmen lebendigen Anteil an der Gesundheit und dem Wohlergehen des Fürsten v. Bismarck, Herzogs von Lauenburg. Mir persönlich liegt es besonders am Herzen, den Mann mit Gottes Hilfe möglichst lange erhalten zu sehen, der sich so unermeßliche Verdienste um das Vaterland und mein Haus erworben hat. Ich weiß, daß Sie mit ebenso viel Hingebung und Treue als Geschick und Erfolg seit einer Reihe von Jahren den Fürsten ärztlich behandelt und auch in kritischen Momenten den Gesundheitszustand desselben zu erhalten und zu befestigen gewußt haben. Es ist daher mein Wunsch, daß Sie auch fernerhin die ärztliche Behandlung des Fürsten leiten und, soweit erforderlich, selbst ausüben. Indem ich Sie mit diesem Auftrage betraue, will ich von Zeit zu Zeit Ihrem Berichte über das Befinden des Fürsten entgegensehen.“

So war denn das Eis gebrochen. Ob aber die Telegramme von Güns und Kissingen als ein politisch wich-

tiges Ereignis betrachtet werden können, das muß noch dahingestellt bleiben; vom rein menschlichen Gesichtspunkte aus waren sie mit hoher Befriedigung zu begrüßen ....

Am 21. April schied das älteste Mitglied der kaiserlichen Familie, die 89jährige Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, aus dem Leben. Obwohl seit 1822 durch die Vermählung mit dem nachmaligen Großherzog Paul Friedrich ihrem engeren Vaterlande entrückt, hatte diese edle Frau doch stets dem preußischen Volke und allen Gliedern der hohenzollernschen Familie nahe gestanden, namentlich mit inniger Liebe an ihrem Bruder, dem alten Kaiser Wilhelm, gehangen. 50 Jahre hatte sie im Witwenstand gelebt und ihren Sohn, den Großherzog Friedrich Franz, schon vor 11 Jahren sterben sehen. Die Beisetzung fand in Gegenwart des Kaisers in der Heiligenblutskapelle im Schweriner Dome statt.

Am 6. Mai feierte der Kronprinz seinen 10. Geburtstag, demgemäß wurde er nach alter Sitte an dem gleichen Tage Mittags 12 Uhr als Sekondelieutenant in das erste Garde-Regiment eingestellt.

Der Kaiser begab sich zu diesem Zweck mit seinem Sohne und den drei ältesten Söhnen des Prinz-Regenten von Braunschweig vom Potsdamer Stadtschlosse nach dem Lustgarten, woselbst das Regiment im Viereck aufgestellt war. Hier hielt er eine kurze Ansprache und gedachte mit Dank der Zeit, wo er selbst unter den Augen seines Großvaters in das Regiment eingetreten sei. Hierauf traten der Kronprinz und die drei anderen Prinzen in die Front ein. Der Kommandeur, Oberst v. Natzmer, dankte und brachte ein Hoch auf den Kaiser aus. Dieser kommandierte

sodann Parademarsch in Zügen, setzte sich an die Spitze des Regiments und führte dasselbe der Kaiserin vor, die mit den jüngeren Prinzen von einem Fenster des Schlosses in den Lustgarten hinabblickte. Der Kronprinz kam als schließender Offizier des ersten Zuges vorbei. Es war für ihn nicht leicht, mit den Grenadieren Schritt zu halten. Eine Zeit lang ging es bei ihm im Laufschritt, dann mußten ein paar Sprünge helfen, aber Takt hat er immer gehalten.

Am 30. Mai erwiderten die Königin-Regentin der Niederlande, Emma, und ihre zwölfjährige Tochter, die Königin Wilhelmine, im Neuen Palais den Besuch, den das Kaiserpaar im Juli des vergangenen Jahres in Amsterdam und im Haag abgestattet hatte. Glänzende Hoffeste und Paraden verherrlichten den Aufenthalt der Königinnen, die am 2. Juni wieder abreisten, nachdem der Kaiser der Königin-Regentin noch das Infanterie-Regiment „Prinz Friedrich der Niederlande" verliehen hatte.

Einige Verwunderung und Überraschung erregte es, daß der Kaiser am 6. Juni nach Kiel reiste, um hier dem Zaren zu begegnen. Dieser war noch seinen Gegenbesuch schuldig für den vom Kaiser Wilhelm im August 1890 in Narwa und Peterhof abgestatteten Besuch, und man war sehr geneigt gewesen, diese Verzögerung mit der immer mehr hervortretenden Hinneigung Rußlands zu Frankreich in Verbindung zu bringen. Der Zar kam von Kopenhagen, von der goldenen Hochzeit seines Schwiegervaters, des Königs Christian; es war ein hoch anzurechnendes Entgegenkommen von Seiten des Deutschen Kaisers, den Beherrscher Rußlands in Kiel aufzusuchen. Kaiser Wilhelm nahm in Kiel an Bord seiner Yacht „Hohenzollern" Wohnung

und dampfte am 7. Vormittags aus dem Hafen. Auf der Höhe von Bülk traf er die russische Yacht „Polarstern“, die den Zaren an Bord hatte. Fünfundzwanzig deutsche Kriegsschiffe salutierten den Einfahrenden. Nachdem die Schiffe sich im Hafen festgelegt hatten, kam der Zar in der Uniform seines preußischen Regiments „Kaiser Alexander“ an Bord der „Hohenzollern“, und hier begrüßten die Monarchen einander durch Umarmung und Kuß. Zwanzig Minuten lang verweilten sie im Gespräch, dann erwiderte Kaiser Wilhelm in der Uniform des Regiments „Wyborg“ den Besuch an Bord des „Polarstern“, worauf beide Kaiser sich an Land begaben und in lebhafter Unterhaltung durch den Schloßgarten nach dem Schlosse schritten, das zum Aufenthalt für den Zaren und den Großfürsten-Thronfolger bestimmt war.

Das Kieler Schloß ist die Ahnenburg des Zaren; hier wurde im Jahre 1728 Karl Peter Ulrich, Herzog von Holstein-Gottorp, geboren, der 1762 als Peter III. den russischen Thron bestieg und von dem die jetzige Zarenfamilie abstammt.

Nach einer Besichtigung der Arbeiten am Nordostsee-Kanal und des vom Prinzen Heinrich befehligten Panzerfahrzeugs „Beowulf“ fand im Schlosse ein Diner statt, bei dem der Kaiser den Toast ausbrachte: „Ich trinke auf das Wohl des russischen Kaisers, den Ich von diesem Augenblicke an mit Allerhöchster Genehmigung als Admiral à la suite Meiner Marine führe. Es lebe der Zar!“ Der russische Kaiser antwortete in französischer Sprache. „Ich bin erfreut,“ sagte er, „über diese Auszeichnung und über den mir zuteil gewordenen Empfang und trinke auf das

Wohl meines lieben Freundes und Vetters. Es lebe der Deutsche Kaiser und die Deutsche Marine!" Um 9 Uhr abends verließ der Zar auf dem „Polarstern" wiederum den Kieler Hafen, und die kurze Zusammenkunft war zu Ende.

Der Begegnung mit dem Zaren folgten am 12. und am 20. Juni die willkommenen Besuche des Königs von Schweden und des italienischen Königspaares. Während der Anwesenheit des letzteren wurde der Hof auch noch erfreut durch die Verlobung der jüngsten Schwester des Kaisers, der Prinzessin Margarete, mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen.

Nach der Abreise der Gäste begab sich der Kaiser am 27. Juni nach Stettin und vollzog hier die Taufe des für ihn erbauten neuen Prunkschiffes. Er nannte dasselbe „Hohenzollern" und bestimmte zugleich die Namensänderung der Yacht, die bisher diesen Namen geführt hatte. Dieselbe hieß von nun an „Kaiseradler". Zu den Baukosten des neuen Schiffes hatte der Reichstag vier Millionen bewilligt. Dasselbe hat eine größte Länge von 121 m zu 14 m Breite, bei einer Raumtiefe von 10,8 m und einer Wasserverdrängung d. i. einer Größe von 4187 Tonnen. Es ist mithin noch länger als das Panzerschiff „König Wilhelm" und hat die Größe unserer geschützten Kreuzer von der „Prinzeß-Wilhelm"- und „Irene"-Klasse. Mit Ausnahme des neuen Drei-Schrauben-Schiffes mit 12000 Pferdekräften, der „Kaiserin Augusta", hat es eine stärkere Maschine, als unsere sämmtlichen Panzerschiffe, nämlich eine solche von 9000 Pferdekräften, die durch acht Kessel derartig auf ihre Doppelschraube wirken, daß diese neue

S. M. Schiff „Hohenzollern“.

Kaiseryacht mit 20 Seemeilen Fahrt durchs Wasser getrieben werden kann. Ihre Mannschaft ist 270 Köpfe stark; sie führt drei 10,5 cm und zwölf 5 cm Schnellladegeschütze. Über dem Bug des gewaltigen und doch anmutig schlanken, schneeweißen Schiffes prangt die Kaiserkrone, hinten am Heck das lorbeerumrankte, schwarz-silberne Hohenzollernwappen. Zwei Schornsteine und drei stählerne Masten ragen aus dem Deck empor. Ein hohes Sturmdeck gewährt nebst der noch höheren Kommandobrücke sicheren Promenadenraum. Der Aufbau auf dem Oberdeck, dessen Dach das Sturmdeck bildet, enthält die gemeinschaftlichen Salons. Im Zwischendeck befinden sich rechts, an Steuerbord, die Gemächer des Kaisers, links, an Backbord, die der Kaiserin. Vor den kaiserlichen Räumen liegen die der Prinzen, vor diesen die Kammern und Messen des Kommandanten und der Offiziere, dann ein Mannschaftsraum und ganz im Bug Lazaret und Apotheke. Im zweiten Zwischendeck sind die Lokalitäten für die Dienerschaft und die Garderobe, die kaiserliche Küche, die Offiziersküche u. s. w. Auch die Eismaschine und den Destillierapparat, der stets frisches Wasser liefert, findet man hier. Außer der eigentlichen Schiffsmaschine giebt es noch dreißig Hilfsmaschinen an Bord, die das umfangreiche Pumpsystem, die elektrische Beleuchtung, die Scheinwerfer u. s. w. zu bedienen haben.

Salons und Kajüten sind mit vornehmer Eleganz ausgestattet. Täfelung, Schränke, Tische und die übrigen Möbel bestehen in den kaiserlichen Räumen aus weißem Ahorn und Rosenholz; ein buntfarbiger Kretonne überzieht die Wände. Glühlampen sind unter den in Weiß und Gold gehaltenen Plafonds angebracht. Aus Nickel

in Rokokostil gearbeitete Kamine erhöhen den behaglichen Eindruck, während die eigentliche Heizung durch Dampf geschieht.

Die „Hohenzollern“ rangiert in den Marinelisten unter den Avisos, da sie bestimmt ist, nötigenfalls auch im Kriege verwendet zu werden . . . . .

Ausschließlich der friedlichen Erholung des Kaisers nach den Sorgen und Arbeiten um des Reiches Wohl gewidmet sind daher allein jene unscheinbaren Lustwasserfahrzeuge, die bei der Matrosenstation des Jungfernsees bei Potsdam vor Anker liegen.

Die Station ist schon von König Friedrich Wilhelm III. angelegt worden. Den Begriff des Wassersports kannte man damals noch nicht, an Vergnügungsfahrten auf dem Wasser stellte man die niedrigsten Ansprüche. Den Bedürfnissen der königlichen Familie genügte daher ein Raddampfer, die „Alexandria“, eine Anzahl kleiner Boote und die Miniaturfregatte „Royal Louise“, ein Geschenk König Georgs IV. von England, die seiner Zeit mit einer englischen Besatzung von London über die Nordsee, die Elbe und die Havel aufwärts bis nach Potsdam gesegelt war. Ehe es eine preußische Marine gab, mußte ein Pionierkommando den Matrosendienst der Station versehen, jetzt findet sich allsommerlich ein kleines Detachement der Marine hierzu in Potsdam ein. Kaiser Wilhelm II. hat den alten Raddampfer durch einen neuen Doppelschraubendampfer, ebenfalls „Alexandria“ getauft, ersetzt, auch sonst allerlei Veränderungen auf der Station vornehmen lassen. Seit seinen Nordlandsfahrten erheben sich am Strande des Jungfernsees vier malerische Bauwerke, in norwegischem



Der Kaiser steuert die Fregatte.

Stil aus braungefärbtem Holz aufgeführt; zunächst ein zierlicher Bootsschuppen, welcher die Dampfspinnaß beherbergt, die, ehemals der alten „Hohenzollern“ (Kaiseradler) angehörig, nach ihren Seefahrten hier einen leichten Dienst gefunden hat; ferner ein geräumiger Pavillon, von dem aus der Kaiser den Dampfer zu besteigen pflegt und der mehrere norwegisch ausgestattete Räume enthält; sodann den großen Schuppen für die „Alexandria“, und endlich, höher am Ufer hinauf, ein größeres Gebäude, in welchem der Maschinist seine Wohnung hat und die Boote während des Winters untergebracht werden.

Im Anfang der sechziger Jahre und auch früher schon diente die kleine Fregatte den damals in Berlin die Marineschule besuchenden Kadetten als Übungsschiff, auf dem sie die Segel handhaben lernten. Heute trägt das zierliche Schiffchen, das, ganz aus Mahagoniholz erbaut, sich einer ewigen Jugend zu erfreuen scheint, ab und zu an schönen Sommernachmittagen den Deutschen Kaiser hinaus auf die kräuselnde Fläche des von den lieblichsten Landschaftsbildern umrahmten Havelbeckens, mit rundlichem Buge die Flut durchschneidend, die altmodischen Segel gebläht. An dem kleinen Rade des Steuers aber steht der Herrscher selber, zu den Segeln emporblickend und geschickt jedes Lüftchen benützend, um aufkreuzend entweder nach der Pfaueninsel oder vielleicht auch nach der Römerschanze bei Nedlitz zu gelangen. Einige Matrosen bedienen die Brassen und die sonstigen Leinen. In solchen Momenten fühlt der Monarch sich am glücklichsten; hier ist er allein, kein Adjutant, kein Beamter erinnert ihn an die schweren Pflichten der Krone, hier genießt er, wie ein Privatmann, in vollen Zügen die

Erholung, die ein harmloses Vergnügen und die schöne Natur ihm bieten. Und wenn der Abend herniedersinkt, dann führt er das Schifflein dem Ankerplatz zu, die Dampfpinnaß holt ihn ab und bringt ihn zur Landungsstelle, und hier besteigt er den leichten Wagen und fährt, selber die Rosse lenkend und nur einen Diener hinter sich, durch den Neuen Garten heim nach dem Neuen Palais, in den Schoß der ihn jubelnd begrüßenden Familie.

* * *

Ein Fest von hoher Bedeutung war die Einweihung der seit 1883 restaurierten, 1499 erbauten Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oktober, dem Tage, an welchem vor 375 Jahren Luther seine 95 Thesen an die Thür dieser Kirche geschlagen. Der Kaiser hatte alle protestantischen Fürsten des In- und Auslandes zu dieser Feier geladen; dieselben erschienen auch zum teil persönlich, zum teil ließen sie sich durch ihre nächsten Angehörigen vertreten. Das Fest verlief in würdiger, glanzvoller Weise. Bei der Frühstückstafel in den oberen Sälen des Lutherhauses hielt der Kaiser eine längere Ansprache.

„In dankbarem Aufblick zu Gott dem Herrn, der Uns in Seiner Gnade das heutige Fest bereitet“, so begann er, „erhebe Ich den Pokal, den die Stadt Wittenberg dem Reformator Dr. Martin Luther zu seiner Hochzeit im Jahre 1525 dargebracht hat. Es war dies die Zeit, zu welcher die Reformation in den deutschen Landen bereits festen Fuß gefaßt hatte. Wittenberg, die Wiege und Werkstatt der deutschen Reformation, ward reich an Ruhm und Ehren. Kein Wunder, daß bei dem Herannahen der 400jährigen

Wiederkehr des Geburtstages Luthers die Augen der evangelischen Welt sich abermals hierher nach Wittenberg lenkten und der Gedanke Gestalt gewann, die Schloßkirche, welche die Stätte der ersten reformatorischen That gewesen und in der neben den irdischen Überresten der ersten Schirmherren der evangelischen Kirche, die Gebeine Luthers und Melanchthons ruhen, würdig wiederherzustellen.“ Dann berührte der Kaiser, was seine beiden Vorgänger zu diesem Zweck gethan, und fuhr fort: „Uns aber, dem lebenden Geschlechte, soll die erneute Schloßkirche nicht nur ein Zeichen der Erinnerung sein an vergangene Zeiten, sondern sie ist und bleibt Uns eine ernste Mahnung für die Zukunft. Denn sie ist Uns der beredte Ausdruck des Segens, den Gott Uns durch die evangelische Kirche geschenkt hat und täglich aufs neue darreicht. Diesen Segen nicht verkümmern zu lassen, ihn dankbaren und gläubigen Herzens zu bewahren und zu pflegen, ist Unsere Aufgabe. Denn auf dem gläubigen Festhalten an der ewigen Wahrheit des Evangeliums ruht Unsere Hoffnung im Leben und im Sterben. Wir haben Unseren Glauben heute vor Gottes Angesicht aufs neue bekannt und wir vergessen es nicht, daß dieses Bekenntnis Uns auch heute noch mit der gesamten Christenheit verbindet. In ihm liegt ein Band des Friedens, welches auch über die Trennung hinüberreicht. Es giebt in Glaubenssachen keinen Zwang. Hier entscheidet die freie Überzeugung des Herzens, und die Erkenntnis, daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation. Wir Evangelischen befehden niemand um seines Glaubens willen. Aber wir halten fest an dem Bekenntnisse des Evangeliums bis in den Tod. Das ist Meine

Zuversicht, Mein Gebet und Meine Hoffnung. Darin bestärkt Mich der Geist, der diese Festversammlung sichtlich durchweht."

Die Wirkung dieser kaiserlichen Rede im Lande war groß und nachhaltig, so groß, daß vorübergehend sogar die öffentliche Aufmerksamkeit von dem in Aussicht stehenden Plane der Regierungen, eine abermalige Vermehrung des deutschen Heeres vorzunehmen, abgewendet wurde.

Diese Heeresverstärkung bildete den Hauptpunkt der Thronrede, mit welcher am 22. November der Reichstag eröffnet wurde. Sie bildete den vornehmlichsten Gegenstand der Debatten während dieser Session und sie war die Veranlassung, daß eine Reihe hervorragender Militärschriftsteller zur Feder griff, um dem von dem Parteigezänk hin und her gerissenen deutschen Volke die Berechtigung und Notwendigkeit der Militärvorlage darzulegen.

Die politische Lage war thatsächlich eine höchst ernste geworden. Das Deutsche Reich mußte die Zeit benützen, wo es noch die Freiheit des Handelns besaß; nach der Meinung Sachverständiger konnte diese Freiheit nicht mehr lange währen. Kaiser Wilhelm I. hatte schon im Jahre 1887 dem General v. Leszczynski nach dessen Rückkehr aus Rußland gesagt: „Ich sehe schon, wir müssen uns anders organisieren. So lange ich lebe, wird es wohl gehen, mein Sohn mag es dann machen." Rußland war seit 1888 wahrhaft sprungweise vorgeschritten und Frankreich hatte mit der Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht Truppenmassen geschaffen, die uns an Zahl weit überlegen waren.

Der Besuch des russischen Thronfolgers am kaiserlichen Hofe im Januar 1893 konnte die politische Unruhe nicht

bannen, wenngleich der Kaiser mit demselben am Hochzeitstage der Prinzessin Margarete, dem 25. Januar, von abends 9 bis nach 11 Uhr eine vertrauliche Konferenz ohne Zeugen gehabt hatte.

Immer lebhafter wurden die Debatten im Reichstage, immer schärfer wurden die Gegensätze zwischen der Mehrheit der Volksvertreter und der Regierung.

Inzwischen unternahm das Kaiserpaar eine Reise nach Rom, wo es am 20. April 1893 eintraf. Die Fahrt galt der Feier der silbernen Hochzeit des Königs Humbert und seiner Gemahlin Margarete. Während ihres Aufenthaltes in Italien nahmen Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin, beide für die Schönheiten der Natur wie der Kunst so überaus empfänglich, eine Fülle der herrlichsten Eindrücke in sich auf. Als sich dem Kaiser vom Balkon des Quirinal das großartige Stadtbild mit all den Türmen und Kuppeln, vom Esquilin bis an das von der Nachmittagssonne in einen goldenen Strahlenkranz eingewobene Janiculum, aufthat, da sagte er aus der schönen Ode des Horaz leise den Vers vor sich hin: „Alme sol, possis nihil urbe Roma videre majus.“ Bewegt drückte er dann dem König Humbert die Hand und rief zu wiederholten Malen: „Wunderbar! Wunderbar! Ein solches Schauspiel bietet nur das große, ewige Rom!“

Am 23. statteten der Kaiser und die Kaiserin dem Papst im Vatikan einen Besuch ab, bei welchem der Heilige Vater der Kaiserin ein aus den Werkstätten des Vatikans hervorgegangenes Mosaikbild, der Kaiser dem Papst eine Photographie, ein Gruppenbild der gesamten kaiserlichen Familie darstellend, verehrte. Besprochen wurde zwischen

dem Kaiser und dem Papst die soziale Frage, die Bestrebungen von Staat und Kirche zur Hebung des Loses der unteren Klassen, sowie die Gefahren des zunehmenden Radikalismus und dessen Bekämpfung.

Beim Empfange der deutschen Künstler in Rom äußerte der Kaiser sich scharf über gewisse künstlerische Verhältnisse Berlins. Er beklagte namentlich, daß daselbst die Architektur über die Kunst zu sehr das Übergewicht habe. Das neue Reichstagsgebäude sei für ihn der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Die Berliner würden gut thun, sich mehr an den römischen Bauten zu inspirieren. Das neue Denkmal an der Porta Westfalica sehe, wie die Kaiserin richtig bemerkt habe, ganz wie ein Bienenkorb aus.

Von Rom ging die Reise nach Neapel und von dort zurück über Spezia und durch die Schweiz nach Karlsruhe. Mit Rücksicht auf den Ernst der Lage und die folgenschweren Beschlüsse, welche demnächst im Reichstage zu erwarten standen, kürzte der Kaiser den Aufenthalt am Hofe des Großherzogs von Baden ab und traf am 4. Mai wieder in Berlin ein.

Am 6. Mai wurde der Reichstag, weil er die Militärvorlage auch in der von dem Mitgliede der Zentrumspartei Freiherrn v. Huene modifizierten Form ablehnte, auf Befehl des Kaisers durch den Reichskanzler aufgelöst.

Der Gesetzentwurf hatte die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres an Gemeinen für die Zeit vom 1. Oktober 1893 bis zum 31. März 1899 auf 492068 Mann als Jahresdurchschnittsstärke festgesetzt, während sie bis dahin 468983 Mann betrug. Die Infanterie sollte in 711 Bataillone, statt bisher 538; die Kavallerie, statt in 465, in 477 Eska-

drons; die Feldartillerie, statt in 434, in 494 Batterieen; die Fußartillerie, statt in 31, in 37 Bataillone; die Pioniere in 24, statt bisher 20 Bataillone; die Eisenbahntruppen in 7, statt in 5 Bataillone, eingeteilt werden, der Train wie bisher 21 Bataillone haben. Auch sollte bei den Fußtruppen im Allgemeinen die zweijährige Dienstzeit eingeführt werden. Die neue Organisation sollte alle wirklich Diensttauglichen aufnehmen. Die Kadettenkorps, die Unteroffizier- und Vorschulen sollten erweitert, die Kapitulantenlöhne erhöht und ein Kapitulanten-Handgeld eingeführt werden; die Ausbildung der Ersatzreservisten im bisherigen Sinne sollte fortfallen. Bei einem künftigen Rekrutenbedarf von rund 235 000 Mann werde Deutschland, unter Zurechnung von 9000 Einjährig-Freiwilligen, in 24 Jahrgängen bezüglich der Zahl der ausgebildeten Mannschaften und nach Abzug von 25 Prozent Ausfall Frankreich um etwas überflügeln, das an der äußersten Grenze der Heranziehung seiner Wehrfähigen angelangt sei, und hinter Rußland nicht mehr erheblich zurückbleiben. Die einmaligen Ausgaben waren in dem Entwurfe auf 66 800 000 Mark angegeben, die dauernde Jahreserhöhung auf 64 Millionen Mark.

Der v. Huenesche Antrag bot der Regierung rund 12 500 Gemeine weniger, der Reichskanzler war bereit, darauf einzugehen, da jedoch die Mehrheit des Reichstages sich hartnäckig ablehnend verhielt, erfolgte die Auflösung.

Bei einer am 9. Mai auf dem Tempelhofer Felde stattfindenden Truppenschau nahm der Kaiser Gelegenheit, sich gegen die höheren Offiziere über die neuesten Vorgänge zu äußern.

„Seitdem wir uns nicht gesehen,“ sagte er, „sind eigene Wandlungen mit der Militärvorlage vor sich gegangen. Ich habe nicht deren Ablehnung erwarten können und hoffte von dem patriotischen Sinne des Reichstages eine unbedingte Annahme. Ich habe Mich darin leider getäuscht. Eine Minorität patriotisch gesinnter Männer hat gegen die Majorität nichts zu erreichen vermocht, dabei sind leidenschaftliche Worte gefallen, welche unter gebildeten Männern ungern gehört werden. Ich mußte zur Auflösung schreiten und erhoffe von einem neuen Reichstage die Zustimmung zur Militärvorlage. Sollte aber auch diese Hoffnung täuschen, so bin Ich gewillt, Alles, was Ich vermag, an die Erreichung derselben zu setzen, denn Ich bin zu sehr von der Notwendigkeit der Militärvorlage, um den allgemeinen Frieden erhalten zu können, überzeugt. Man hat von Aufregung der Massen gesprochen; Ich glaube nicht, daß sich das Deutsche Volk von Unberufenen erregen lassen wird. Im Gegenteil, Ich weiß Mich Eins in dieser Militärvorlage mit den Bundesfürsten, mit dem Volk und mit der Armee. Ich danke, meine Herren, Ich habe Mich Ihnen gegenüber nur aussprechen wollen, wie Ich es beim Entstehen der Vorlage gethan.“

Der neue Reichstag wurde am 4. Juli eröffnet.

„Und nun, meine Herren,“ so schloß der Kaiser nach Verlesung der Thronrede, „gehen Sie hin; unser alter Gott sehe auf Sie herab und leihe Ihnen seinen Segen zum Zustandebringen eines ehrlichen Werkes zum Wohle unseres Vaterlandes!“

Das Werk kam zustande, die Militärvorlage im Sinne des Hueneschen Antrages wurde angenommen, allerdings

nur mit einer schwachen, mit Hilfe polnischer und antisemitischer Abgeordneter erreichten Majorität.

Der Kaiser war dennoch hocherfreut über den Erfolg. Er sandte an den konservativen Abgeordneten Freiherrn v. Stumm-Halberg eine Depesche folgenden Inhalts:

„Neues Palais. Ein herrlicher Sieg nach heißem Kampf. Dank Ihnen für Ihre feste, treue Haltung und Hilfe! Ich verleihe Ihnen das Komthurkreuz Meines Hausordens von Hohenzollern.

Wilhelm J. R.“

Eine andere Drahtkundgebung an den polnischen Abgeordneten v. Koscielski lautete:

„Neues Palais, 17. Juli. Ich danke Ihnen und Ihren Landsleuten für Ihre Treue zu Mir und Meinem Hause. Sie sind ein Vorbild für Alle. Für Ihre hingebende Arbeit verleihe Ich Ihnen den Kronenorden zweiter Klasse.

Wilhelm J. R.“

* * *

Im Herbst 1893 hatte die preußische Armee den Tod eines ihrer hervorragendsten Kavalleriegenerale zu beklagen: am 7. Oktober starb zu Berlin der kommandierende General des dritten Armeekorps, Generaladjutant des Kaisers, v. Versen. In seine Stelle trat der Prinz Friedrich von Hohenzollern.

Zwei Wochen später meldete der „Reichsanzeiger“ die Genehmigung des Antrags des Generals der Infanterie v. Kaltenborn-Stachau auf Entbindung von dem Amt als Staats- und Kriegsminister. Sein Nachfolger wurde der General der Infanterie z. D. Bronsart v. Schellendorf,

ein Bruder des gleichnamigen früheren Kriegsministers, der inzwischen als kommandierender General des ersten Armeekorps an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gestorben war. Der neue Kriegsminister war zuletzt kommandierender General des zehnten Armeekorps gewesen und hatte als solcher seinen Abschied genommen. Wie lange er sich nun auf dem schwierigsten und undankbarsten aller Ministerposten zu halten imstande sein wird, muß die Zeit lehren. . . . .

Frisch gekräftigt durch das neue Militärgesetz steht das Reich da, ein rocher de bronze inmitten unruhiger, wirbelnder Strömungen. Von Westen her droht der alte Erbfeind, von Osten der nimmersatte moskowitische Bär, aber der Dreibund hält die Kriegslüsternen in Schranken und Kaiser Wilhelm II. steht auf der Wacht.

„Der Erbe der Kaiserkrone hat mit fester Hand das Steuer ergriffen“ — so lautete die Rede des Reichstagspräsidenten v. Levetzow am 27. Januar 1891 beim Festmahl im Kaiserhof, und kein passenderes Schlußwort wüßten wir unserem Buche anzufügen — „er hat das Vermächtnis seiner Väter mannhaft geschützt und die höchste Position in der Welt wacker gehalten. Den Ruf eines kraftvollen Herrschers und den hehren Namen eines Friedensfürsten hat er sich selbst schon verdient. Bleiben wir unter seinem Regiment „ein einig Volk von Brüdern“, so bleibt unser Vaterland, was es ist und sein soll, das wahre Reich der Mitte, um die die Welt sich dreht, niemand fürchtend und nichts begehrend als den inneren und äußeren Frieden, die ungestörte Entwickelung seiner inneren Kräfte. Kaiser und Reich sind sich selbst genug; aber „Noli me tangere!“,

so lautet ihr Wahlspruch. Ist der Kurs der alte oder fahren wir einen neuen? so hört man wohl fragen. Das Ziel bleibt sicher das alte, aber der Weg dahin muß unter den Stürmen der Zeit durch Untiefen und Klippen täglich neu gesucht werden. Wir haben, Gott sei Dank, an unserem Kaiser einen Kapitän auf der Kommandobrücke, der mit dem in seinem Stamm erblichen Kompaß der Pflichttreue, mit dem lebendigen Bewußtsein seiner Verantwortung, mit festem Willen und unermüdlichem Auge, mit der Kraft der Streiter Gottes den rechten Weg stets finden wird. Sei er alt oder neu, der Kurs wird der richtige sein, und ruft der hohe Herr dort oben auf der Brücke „alle Mann an Deck“ und „klar Schiff“, sei es zum Segelsetzen oder zum -Bergen, sei es zum Ankern, sei es auch zum Gefecht, jeder gute deutsche Mann wird auf seinem Posten stehen.“



